Werner von der Mühle

Gesetze der Freiheit

Unterm Kreuz

Werner von der Mühle

Gesetze der Freiheit

Unterm Kreuz

Lektorat, Satz, Bildbearbeitung, Umschlaggestaltung

Werner von der Mühle

Umschlagillustration

Dieter Haase
dh-medienkontor.de
&
ToGü-Verlag

2. Auflage 2021

© 2018
Urheberrecht bei/Copyright by:
Werner von der Mühle

ToGü Verlag
togu-verlag@web.de
www.gesetze-der-freiheit.de

ISBN 978-3-00-059848-7

Unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache
nichts interessanter als Luthers Charakter, und auch
das einzige, was der Menge eigentlich imponiert.
Alles Übrige ist verworrener Handel,
wie er uns noch täglich zur Last fällt.

Goethe über die Reformation zu seinem Sekretär Riemer am 22.08.1817

Inhaltsverzeichnis

Vorwort ... 9
In der Burse ... 11
Kardinal Peraudi ... 22
Das Duell ... 36
Rausschmiss ... 47
Totschlag ... 55
Gewitter ... 73
Romreise ... 82
Das Turmerlebnis ... 97
Der Thesenanschlag ... 103
Ruhe vor dem Sturm ... 116
Worms ... 130
Revier ... 144
  Erster Exkurs Germanische Heilkunde ... 147
  Zweiter Exkurs Germanische Heilkunde ... 157
Tyrannei ... 161
Thomas Müntzer ... 177
Die Zwölf Artikel ... 205
Frankenhausen ... 217
  Dritter Exkurs Germanische Heilkunde ... 249
Hochzeit ... 255
Der Jesuitenorden ... 273
Kriegsende ... 292
Der lange Weg ... 312

Vorwort

Lieber Leser,

das vorliegende Buch beginnt mit der Zeit vor der Reformation und endet kurz nach dem Westfälischen Frieden.

Wenn Sie die ersten beiden Bände gelesen haben, wissen Sie, dass sie nach einem bestimmten Muster angelegt sind. Ich nehme eine historische Persönlichkeit, um mit Hilfe ihrer Biographie Geschichts- und Heilwissen zu vermitteln.

In dem ersten Band war dies der Cheruskerfürst Arminius, im zweiten der Sachsenfürst Weking. Für den vorliegenden Band habe ich mich für einen weiteren großen deutschen Freiheitskämpfer entschieden. Allerdings musste ich bei den Recherchen zu dem Buch feststellen, dass ich von dieser Person ein falsches Bild hatte. Und so ist am Ende etwas herausgekommen, was eigentlich nicht so geplant war. Lassen Sie sich überraschen!

Des Weiteren lasse ich in meinen Büchern die handelnden Hauptpersonen entsprechend den Gesetzmäßigkeiten der Germanischen Heilkunde erkranken, gesunden und sterben. Bisher waren diese „Krankheiten“ frei erfunden, aber dennoch einleuchtend. Diesmal ist es anders, da die Krankheitsgeschichte der Hauptfigur sehr gut belegt ist und ich sozusagen aus dem Vollen schöpfen konnte. Mit Hilfe dieser gut dokumentierten Krankheitsgeschichte ist es mir gelungen, die Tatsächlichkeit eines der umstrittensten Ereignisse im Leben des bisher wohl berühmtesten Deutschen zu belegen. Wie sagt Helmut Pilhar immer so schön: „Man muss die Organebene ausdeutschen!“

Doktor Hamer ist im Sommer des vergangenen Jahres gestorben. Mein Gedicht am Ende des Buches beschreibt den Unterschied zwischen ihm und unseren beiden größten Vorfahren. Seine Entdeckungen werden für die endgültige Befreiung von religiösen

und politischen Ideologien, von Wahn, Tyrannei und Aberglauben sorgen.

Danke und nochmals danke dafür, dass Sie uns die Möglichkeit hinterlassen haben, in die Seele jedes einzelnen Menschen zu blicken und diese von ihren Qualen zu befreien. Ruhen Sie in Frieden.

Werner von der Mühle

In der Burse[1]

Es ging hoch her im Wirtshaus. Das Bier lief in Strömen und die zahlreichen Studenten der altehrwürdigen Erfurter Universität[2] wurden immer ausgelassener. Das war aber auch kein Wunder. Die arbeitsfreien kirchlichen Feiertage wurden regelmäßig dazu benutzt, um dem täglichen, eintönigen und strengen Bursenleben zu entkommen.

In der Burse war alles auf das Genaueste geordnet und geregelt. Das fing mit dem gemeinschaftlichen Wecken um vier Uhr in aller Frühe an und hörte mit dem gemeinsamen Zubettgehen abends um acht Uhr auf. Nicht umsonst verglich man eine Burse oftmals mit einem Kloster.

Die Studenten saßen entsprechend ihrer Bursen-Zugehörigkeit an den zusammengeschobenen Tischen in der Schenke, und die ersten zotigen Lieder waren bereits zu vernehmen gewesen. Der Stolz auf die Bursen-Zugehörigkeit und der reichliche Alkoholgenuss hatten schon manches Mal die anfangs fröhliche Stimmung umschlagen lassen und zu einer handfesten Schlägerei geführt.

Die Studenten, die in der Himmelspforte[3] untergebracht waren, waren wie immer die lautesten. Die Burse der Himmelspforte war die angesehenste in der ganzen Stadt. Ein junger Student am Ende des Himmelspforter Tisches nahm begeistert all die neuen Eindrücke in sich auf. Sein erster freier Abend war fantastisch. Aufregung, Stolz und Alkohol versetzten ihn in eine übermütige Stimmung.

---

1 Eine Burse ist eine studentische, streng reglementierte Wohn- und Lebensgemeinschaft. Hieraus entwickelten sich die Studentenverbindungen und die Burschenschaften.

2 Die Universität Erfurt wurde 1392 als fünfte deutsche Universität gegründet. Die erste deutsche Universitätsstadt war Prag.

3 Offiziell hieß der Gebäudekomplex Kollegium Amplonianum.

Er hatte sich Ende April in die Artistenfakultät eingetragen, um die sieben freien Künste zu studieren. Dazu zählten unter anderem Rhetorik und Logik, was seinem Naturell am meisten entsprach. Wenn er seinen Magister in der Tasche hatte, wollte er noch einen weiteren Studiengang anhängen. Vielleicht würde es die Rechtswissenschaft werden, vielleicht auch Medizin, aber auf keinen Fall Theologie.

Der schmächtige Junge hatte kurz nach seiner Immatrikulation Aufnahme in der Himmelspforte gefunden. Was für ein Glück! Es war die beste und geachtetste Burse der Stadt. Wem er das wohl zu verdanken hatte? Sicherlich hatte sein väterlicher Lehrer in Eisenach, Johannes Braun aus der Pfarrschule von St. Georg, damit zu tun. Er war Stiftsvikar der Eisenacher Marienkirche, hatte ihn immer sehr gemocht und darum ein Empfehlungsschreiben an Jodocus Trutfetter[4] mitgegeben. Trutfetter war letzte Woche zum Rektor der Universität gewählt worden[5]. Der Jüngling war sichtlich überrascht, dass sein alter Lehrer diesen berühmten Mann kannte und dass Trutfetter dann auch noch ein paar warme Worte für ihn übrig hatte.

Er dachte an seinen Vater. Der hatte es in ihrem Heimatort Mansfeld mit Hilfe seines Bergwerkunternehmens zu einem angesehenen Ratsherren gebracht und war mittlerweile einer der reichsten Männer dort. Dementsprechend war der Junge vom Vermögensschätzer der Universität als wohlhabend eingestuft worden und musste die vollen Studiengebühren zahlen. Doch das kümmerte ihn nicht, denn Geld war genug da. Das Aufnahmeritual der Burse, die gefürchtete Fuchstaufe, hatte er einigermaßen unbeschadet hinter sich gebracht. Er war intelligent, hatte Beziehungen und Geld. Somit stand seiner glorreichen Zukunft nichts im Weg.

---

4 Justus Trutfetter, geb. um 1460 in Eisenach; gest. 9. Mai 1519 in Erfurt, war ein deutscher katholischer Theologe, Logiker, Rhetoriker und Philosoph.

5 Am 02.05.1501 wurde Trutfetter Rektor der Erfurter Universität.

Voll freudiger Erregung bestellte er für seine Tischgesellen eine Runde Bier. Das kam natürlich gut an und erleichterte die Kontaktaufnahme mit den älteren Studenten, zumal er auch nicht auf den Mund gefallen war. Dank seiner Schlagfertigkeit hatte er schon den einen oder anderen guten Konter anbringen können, was bei der Allgemeinheit für Belustigung gesorgt hatte, bei den Betroffenen jedoch eher Neid und Unmut auslöste. Eben hatte er wieder die Bemerkung eines Bakkalar[6] pariert, als sein Tischnachbar ihn leise warnte.

„Jetzt halt mal lieber den Sabbel. Nicht, dass du es dir gleich am Anfang mit allen verscherzt."

„Warum? War doch witzig!", gab der Zurechtgewiesene zurück.

„Er ist aber immerhin schon ein Bakkalar und du ein einfacher Grünschnabel. Der Respekt vor seinem Titel gebietet es, dass du die Klappe hältst. Nimm das als guten Ratschlag. Außerdem hat er in seiner Prüfung eines der schwierigsten Themen überhaupt bekommen und als Bester abgeschnitten."

„So? Was hatte er denn für ein Thema?"

„Das rechte Sexualverhalten des einfachen Menschen und wie man ihn vor Zauber und Hexerei schützt."

„Oh!", kam es knapp zurück. Der Grünschnabel dachte kurz nach. „Gilt das mit dem Respekt auch gegenüber den anderen Bursen?"

„Quatsch! Andere Bursen sind Abschaum, und ihr bester Magister steht unter unserem dümmsten Studienanfänger, also selbst unter dir."

Der Student lachte über seinen eigenen Witz und der Neuankömmling stimmte gut gelaunt ein:

„Das ist gut."

„Wieso?", wollte der Ältere wissen.

---

6 Der Bakkalar ist ein akademischer Grad und in der Regel der erste Abschluss eines gestuften Studiums.

„Wirst du gleich erleben. Ich muss ja was gutmachen, wenn ich ein so ehrenwertes Mitglied unserer Burse beleidigt habe. Prost!“

„Prost!“

Sie stießen die Bierkrüge zusammen und nahmen einen großen Schluck.

An einem anderen Tisch hatten Studenten einer anderen Burse lauthals ein Lied angestimmt. Sichtlich vergnügt bejubelten und beklatschen die Sänger am Ende ihre Leistung. Während des Liedes verteilte eine etwas dickliche Bedienung eine von dem Grünschnabel bestellte Runde unter den Himmelspfortern. Nachdem jeder sein Bier vor sich stehen hatte, erhob dieser sich gelassen und wartete, bis die Sänger am anderen Tisch etwas zur Ruhe gekommen waren.

Dann holte er tief Luft und schrie aus Leibeskräften in ihre Richtung: „Eins! Zwei! Drei! Scheiiiii – sssssseeeee!“

Es wurde kurz mucksmäuschenstill im Saal. Dann brach schallendes Gelächter aus, wie man es den ganzen Abend noch nicht vernommen hatte. Bis auf den betroffenen Nachbartisch waren alle Studenten am Kreischen und am Juchzen. Doch der Neue war noch nicht fertig. Er gebot seinem Tisch leise zu sein, indem er den Zeigefinger auf die Lippen legte.

Dann atmete er erneut tief ein, streckte seinen Kommilitonen seinen Bierkrug entgegen und schrie: „Auuuf – diiiiie – Geeeeesundheit!“

Nach seinem Trinkspruch stimmte er umgehend das Bursenlied der Himmelspforte an. Sofort standen seine Mitstudenten am Tisch auf und stimmten in die einfache Lala-Lala-Melodie ein. Sie schmetterten es bis zum Ende gemeinsam den anderen Tischen entgegen. Nach der Einlage unterhielten sich am anderen Ende des Tisches die älteren Semester über den Neuen.

„Da haben wir einen guten Fang gemacht.“

„Denk ich auch. Der passt in die Welt.“

„Und Geld scheint er auch zu haben. Wie heißt er denn?“

„Ich glaube Martin Luther[7]. Er kommt aus Mansfeld."

„Mal schauen, wie er sich machen wird. Auf jeden Fall ist er einer von uns."

Es setzte nun ein regelrechter Gesangswettbewerb ein, wobei es weniger um das schönste, sondern mehr um das lauteste Lied ging. Als der von Martin düpierte Tisch erneut sein Glück versuchte, kam es, wie es kommen musste. Er konnte einfach nicht anders. Er stand erneut auf. Diesmal hatte er die Eins noch nicht ausgesprochen, da fielen seine Mitstreiter schon mit ein. Bei zwei brüllten bereits mehrere Tische und bei drei das halbe Wirtshaus. Das Schimpfwort ließ sich dann von allen Anwesenden vernehmen, ausgenommen der Sänger der beleidigten Burse natürlich. Schallendes Gelächter war die Folge dieser erneuten Schmähung.

Ein Student löste sich vom Tisch der Verlierer und kam auf Martin zu. Es wurde schnell merklich ruhiger im Saal. Der Beleidigte umfasste den Griff seines Degens[8] und baute sich vor Martin auf.

„Entschuldige dich!"

„Warum?", blaffte dieser zurück.

„Weil du Grünling unsere Burse und somit auch mich beleidigt hast. Ich bin Bakkalar!"

„Dass du Kacke nah bist, habe ich schon gerochen als du aufgestanden bist. Um mir das zu sagen, hättest du nicht extra hier rüber kommen müssen."

Ungläubige Gesichter waren zu sehen und unterdrücktes Gelächter zu hören, während der Bakkalar vor Zorn rot anlief.

„Darauf gibt es nur eine Antwort, die du mir leider nicht geben kannst, da du nur ein jämmerlicher Anfänger bist. Wärst du Bak-

---

7 Martinus Ludher ex mansfelt lautet die Eintragung ins Universitätsverzeichnis. Später wurde der Name in Luther geändert.

8 Mit Erreichen des Bakkalar Grades war es den Studenten erlaubt, in der Öffentlichkeit einen Degen zu tragen.

kalar, würde ich dich auf der Stelle fordern. Aber so lange kann ich nicht warten."

Er wandte sich zum Gehen, doch Martin musste das letzte Wort haben.

„Du schließt von dir auf andere", schob er nach. „Das ist ein Fehler!"

Der Degenträger drehte sich erstaunt um.

„Wie meinst du das?"

„Naja, ich bin nicht so blöd wie du und werde meinen Bakkalar daher ziemlich schnell in der Tasche haben. Vielleicht passt es sich dann doch noch rechtzeitig."

Der Bakkalar schnallte seinen Säbel ab und der Rest seiner Burse erhob sich drohend. Die fröhliche Stimmung war vorüber und erste Rufe waren zu hören, die die Situation teils befeuerten, teils aber auch entschärfen wollten.

„Sag das nochmal."

„Was?", stellte sich Martin doof.

„Dass ich, ein Bakkalar, blöder bin als du."

Die Himmelspforter Studenten hingen an Martins Lippen. Auch sie hatten sich vorsichtshalber erhoben. Die Spannung stieg und wurde für jeden spürbar. Martin blickte eingeschüchtert zu Boden. Er schien sich zu besinnen und war bereit einzulenken.

„Bist du nicht. Es tut mir leid. Es war nicht so gemeint. Ich habe wohl ein bisschen viel Bier getrunken." Dann streckte er seinem Gegenüber die Hand entgegen. Das war eine schöne, versöhnende Geste. Erleichterung machte sich unter den Anwesenden breit. „Ich bedauere meine Worte!"

Die Anspannung fiel nun sichtlich von allen Beteiligten ab und etliche Seufzer waren zu hören. Der Bakkalar nahm die ihm angebotene Hand und seinen Erfolg drückte er in einem überlegenen Lächeln aus.

Väterlich meinte er: „Mach das nie wieder, Junge. Das hätte böse für dich enden können."

„Selbstverständlich. Danke für deine Nachsicht.“ Dann hielt Martin sich mit der Linken die Nase zu und meinte laut, so dass jeder ihn im Raum verstehen konnte: „Stinken tust du aber trotzdem ganz schön nach Kacke!“

Dabei grinste er höflich in das erstarrende Gesicht des Bakkalar. Dem platzte nun der Kragen. Er zog Martin mit der rechten Hand schnell zu sich heran und wollte ihm mit der linken eine verpassen. Der duckte sich jedoch und schmiss sich gegen seinen Gegner, so dass sie gemeinsam umfielen. Die anderen Studenten sprangen dem kämpfenden Knäuel hinzu, um ihrem jeweiligen Mann beizustehen. Zügig wurde aus dem kleinen Knäuel ein Haufen und die ersten Fäuste flogen durch die Luft. Vermittelnde Stimmen gingen unter und im Nu entwickelte sich eine handfeste Keilerei, in die sich nach und nach auch die Studenten an den weiter entfernten Tischen einmischten. Bierkrüge wurden wahllos in die Menge geworfen und ließen die Situation weiter eskalieren. Als Nächstes kippten Tische und Stühle um. Ihre Flächen wurden zertrümmert, um die Beine als Schlagstöcke zu benutzen. Das verschüttete Bier machte zusammen mit den reichlichen Essensresten den Boden glitschig und bald war es in der Kneipe nur noch ein Drunter und Drüber. Der Wirt und seine Bedienungen hatten bereits das Weite gesucht. Sie versuchten so schnell wie möglich, Bürger und Büttel zu organisieren, um ihren Besitz zu schützen, während sich drinnen die Keilerei ihrem Höhepunkt näherte. Ein Bierkrug hatte eine Schalenlampe umgeworfen und einen kleinen Entstehungsbrand ausgelöst, der seinerseits wiederum eine Panik unter den Schlägern auslöste.

„Feuer! Aufhören. Es reicht. Wir fackeln noch den ganzen Laden ab.“

„Nach draußen!“

So und ähnlich waren die Stimmen zu vernehmen. Drei Studenten schleppten noch geistesgegenwärtig ein Bierfass zum Feuer, während sich die Keilerei ins Freie verlagerte. Sie zertrümmerten den Deckel und kippten das Fass um. Mit den 200 Litern Bier

Typisch mittelalterliche Bebauung mit hoher Brandlast.

gelang es ihnen, den Brand zu löschen. Dann liefen auch sie hinaus. Wie herrlich konnte doch frische Luft sein! Die Keilerei löste sich langsam auf, jedoch nicht ohne dass die Kontrahenten weitere Schmähungen und Schimpfwörter gegeneinander abließen.

Martin stand mit fünf übrig gebliebenen Mitgliedern seiner Burse vor dem Wirtshaus. Der Älteste von ihnen machte Druck.

„Wir müssen zusehen, dass wir verschwinden. Der Wirt wird bald die halbe Stadt zusammengetrommelt haben. Schnell nach Hause!“

Daraufhin rannten sie so schnell sie konnten in die sichere Himmelspforte.

Als die ersten freiwilligen Helfer, darunter ein Ratsherr, am Schadensort eintrafen, waren alle Studenten bereits in der Dunkelheit verschwunden. Der Gastwirt zog den Ratsherren am Arm in den völlig zerstörten Raum. Nichts in dem Raum war mehr dort, wo es vorher gestanden hatte. Das Lokal war völlig verwüstet und der Rauch des gelöschten Feuers hing noch in der Luft. Wut stieg in ihm auf.

„Schau dir das an! Schau es dir gefälligst an. Und was passiert? Nichts! Du und dein Rat lassen sich alles von diesem Dreckspack gefallen. Es ist ein Unding, dass wir diese Bastarde nicht belangen können. Und wer hat wieder einmal den Schaden? Wir, die Bürger dieser Stadt!“

„Ich weiß“, antwortete der Bürgervertreter, „aber ich kann da nichts machen, Winfried. Die Universität hat nun einmal das Vorrecht, Rechtsstreitigkeiten ihrer Angehörigen selber zu regeln.“

Der Wirt reagierte ungehalten.

„Reg mich bitte nicht noch mehr auf! Das interessiert mich nicht. Diesmal sind sie zu weit gegangen. Siehst du die verkohlten Bohlen und riechst du die rauchige Luft? Es hat gebrannt! Was wäre passiert, wenn der Laden abgegangen wäre? Du weißt es ganz genau. Ganze Häuserzeilen wären mit abgefackelt worden. Ihr müsst etwas unternehmen. Wenn ihr das hier duldet, werde ich

mir selber zu meinem Recht verhelfen. Das kannst du mir glauben."

Der Ratsherr schaute nachdenklich über das Trümmerfeld.

„Wenigstens haben sie wohl ihre Degen nicht benutzt."

„Leider!", kam es sarkastisch vom Wirt zurück.

Der Ratsherr seufzte. Was nutzten die strengen Bursen-Richtlinien, wenn die Studenten sich außerhalb ihrer Universität überhaupt nicht daran hielten? Diese Eigenmächtigkeit musste aufhören. Das sah er ja ein. Er wandte sich erneut dem Wirt zu.

„Ich werde als erstes mit dem Universitätsrichter Kontakt aufnehmen. Du musst voll und ganz entschädigt werden. Alles andere ist nicht hinnehmbar. Wenn er sich wieder schützend vor seine Bengels stellt, werde ich im Rat dafür sorgen, dass der Erzbischof von Mainz hinzugezogen wird. Dieser rechtsfreie Raum muss ein Ende haben."

Die Worte beruhigten den Wirt ein wenig. Und da in der Dunkelheit eh nicht viel gemacht werden konnte und das Feuer gelöscht war, machten sich die freiwilligen Helfer gleich wieder auf den Weg nach Hause.

Die Besprechung des Ratsherrn mit dem Universitätsgericht fiel unbefriedigend aus. Die Studenten hatten sich zu den Vorwürfen ausgeschwiegen und gaben einander Alibis und Ausreden. Somit war das Universitätsgericht auch nicht in der Lage, einem der Studenten ein Vergehen nachzuweisen und leitete daher erst gar kein Verfahren gegen sie ein. Die Studenten kamen wieder einmal straflos davon.

Das folgenlose Treiben der Studenten hatte über Jahre hinweg mehr und mehr die Handwerker und Bürger der Stadt[9] erzürnt. Sie

[9] In den Jahren 1505 und 1510 zum Beispiel kam es in Erfurt zu schweren Zusammenstößen und Straßenkämpfen zwischen Bürgern und Studenten der Stadt.

forderten von ihrem Rat immer vehementer Gerechtigkeit in diesen Dingen. Der wandte sich schließlich an den Erzbischof und konnte diesen tatsächlich auf seine Seite ziehen. Das Ende der eigenständigen Gerichtsbarkeit der Universität Erfurt schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Doch über all dies machte sich Martin keinen Kopf. Er freute sich, denn nun war er nicht mehr nur ein offizielles Mitglied der Himmelspforte. Die Wirtshausgeschichte hatte weitaus stärkere Bänder geknüpft.

Kardinal Peraudi

Alles lief bestens für Martin. Er war beliebt, intelligent und lebensfroh. Für seine Universität dagegen lief es weniger gut. Sie hatte ihren Höhepunkt überschritten und die Studentenzahlen waren rückläufig.

Demnächst sollte zudem in Wittenberg eine neue Universität mit den üblichen Fakultäten gegründet werden[10], deren Leiter allesamt einen hervorragenden Namen auf ihrem Gebiet hatten. Als Dekan der theologischen Fakultät sollte der hoch angesehene Johann von Staupitz[11] aus dem Augustiner-Eremiten-Orden[12] seine Stelle antreten. Kurfürst Friedrich der Weise höchstpersönlich hatte die Gründung beschlossen. Es war klar, dass eine Neugründung mit so einem mächtigen Mann im Rücken zukünftig eine dauerhafte und starke Konkurrenz für die anderen Universitäten bedeuten würde.

Die Brüder Albrecht und Ernst hatten vor etwa 30 Jahren eine Teilung ihrer sächsischen Ländereien beschlossen. Seitdem gab es in Sachsen das Ernestinische Kurfürstentum, das aktuell von Kurfürst Friedrich regiert wurde, und das Albertinische Herzogtum, dessen Landesherr sein Cousin Georg war. Wittenberg war die erste Universitätsgründung auf Ernestinischem Gebiet, und Kurfürst Friedrich versprach sich einiges davon. Er sollte später einmal eine wichtige Rolle im Leben des jungen Studenten spielen.

Doch davon ahnte dieser natürlich nichts. Er genoss sein Studentenleben in vollen Zügen. Es war eine herrliche Zeit. Nichtsdestotrotz nahm er das Studium sehr ernst. Er verstand es halt ein-

---

10 Die Wittenberger Universität wurde am 18. Oktober 1502 gegründet.

11 Johann von Staupitz, geb. um 1465, gest. 1524, war ein Theologe, der später als Förderer und Beichtvater des jungen Martin Luther bekannt wurde.

12 Der Orden der Augustiner-Eremiten war einer der vier großen Bettelorden des Spätmittelalters.

fach, wenn es drauf ankam, zuverlässig und zielstrebig zu arbeiten. Und so hatte er bereits Ende September des folgenden Jahres seinen Bakkalar in der Tasche[13]. Er hatte seinen ersten akademischen Grad und durfte nun zur Unterscheidung von den ungeprüften Studenten ein Barret und einen Schulterumhang tragen. Worüber er sich jedoch am meisten freute, war der Degen, den er jetzt überall mit sich führen durfte. Das musste gefeiert werden, und zwar bald.

Stolz und freudetrunken lief er im ersten Herbstwind mit ein paar Freunden über das Gelände der Universität in Richtung der Himmelspforte, als er scharf angerufen wurde.

„Luther!“

Martin drehte sich um. Ein kurz vor dem Magister stehender Student kam auf ihn zu.

„Ich habe dir eine Nachricht zu überbringen.“

„Dann schieß los!“

„Nicht hier.“

Der Mann räusperte sich und näherte sich Martins Ohr.

„Ich bin der Überbringer einer Herausforderung. Es wäre also besser, wenn wir uns allein unterhielten.“

Martin fühlte Unwohlsein seine Eingeweide hochkriechen.

„Wartet hier mal kurz auf mich. Ich bin gleich wieder da“, gab er seinen Kameraden zu verstehen. Er folgte dem Kartellträger hinter eine Hausecke, wo dieser gleich zur Sache kam.

„Pius fordert dich zum Duell. Die Formalitäten sind dir bekannt?“

Martin bekam weiche Knie, ließ sich dies aber nicht anmerken.

„Warum?“

„Das weißt du nicht? Du hast ihn letztes Jahr schwer beleidigt und er hatte eine Menge unangenehme Fragen zu beantworten. Nun will er Genugtuung. Also?“

---

13 Luther wird am 29.09.1502 Baccalaureus artium.

Martin war etwas verwirrt. Er kannte sich mit so etwas noch nicht aus.

„Was also?“

„Nenne mir deinen Kartellträger, damit ich mich mit ihm in Verbindung setzen kann.“

„Hieronymus.“

„Ich danke dir. Alles Weitere wird nun von ihm und mir geregelt werden.“

Damit ließ er den bleichen Bakkalar einfach an der Hauswand stehen. Martin musste sich erst sammeln, bevor er wieder zu seinen wartenden Kumpels stieß.

„Ihr könnt schon weiter gehen. Es ist nichts Besonderes. Hieronymus, komm mal bitte!“

Martin nahm den Arm seines Freundes und zog ihn daran hinter die bereits erwähnte Häuserecke.

„Ich wurde von Pius zum Duell herausgefordert.“

„Was? Warum das denn? Hast du ihn beleidigt?“

„Wegen der Geschichte vor einem Jahr im Wirtshaus.“

„Oh, die hatte ich ganz vergessen.“

„Geht das überhaupt? Ist das nicht längst verjährt?“

„Normalerweise schon, aber du bist ja jetzt erst Bakkalar geworden und darfst erst jetzt einen Degen tragen. Und somit kann er dich auch erst jetzt herausfordern. Von daher würde ich es als rechtens ansehen.“

Martin schluckte. Hieronymus sah in das blasse Gesicht seines Freundes.

„Willst du etwa kneifen?“

„Nein, natürlich nicht! Ich habe nur keine Erfahrung mit so etwas. Ich weiß nicht, was auf mich zukommt. Ich habe noch nie einen Zweikampf bestritten.“ Martin zögerte kurz. „Dich habe ich als meinen Kartellträger angegeben. Würdest du das für mich machen?“

„Selbstverständlich!“, kam es wie aus der Pistole geschossen zurück. „Es ist mir eine große Ehre, dir in dieser Angelegenheit beizustehen.“

Hieronymus war erfreut über seine Rolle. Endlich konnte er Martin auch einmal helfen.

„Wir müssen Zeit gewinnen, damit du dich in der Fechtkunst üben kannst. Ich habe auch schon eine Idee, wie.“ Hieronymus erklärte seinem unruhigen Freund seinen Plan. „Kardinal Peraudi kommt doch bald nach Erfurt. Den könnten wir als Vorwand nutzen, um den Kampf zu verschieben. Und ist er dann erst einmal hier, wird während seines Aufenthalts sowieso kein Duell möglich sein.“

„Gute Idee! Wollen wir hoffen, dass er recht lange bleibt. Vielleicht können wir ja so das Duell bis ins Frühjahr hinauszögern.“

Der Plan der beiden ging tatsächlich auf und das Duell war erstmal vom Tisch.

Peraudi war französischer Kardinal und vor ein paar Jahren sogar der päpstliche Vertreter im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gewesen. Er war eine Berühmtheit und galt als der beste Ablassprediger des Reiches. 1477 hatte er sogar erwirkt, dass Ablässe auch für Tote gekauft werden konnten. Er war nun bereits zum dritten Mal als Ablasskommissar im römisch-deutschen Reich eingesetzt. Und dieser berühmte Mann hatte sich für den 30. Oktober zu einem Besuch in Erfurt angekündigt.

Was hatte der Augustinerorden für ein Glück! Da Peraudi ihrem Orden angehörte, würde er sich für die Zeit seines Aufenthaltes natürlich dort einquartieren. Schon Wochen vor seiner Ankunft war durch die Stadtoberen alles genauestens geplant worden. Erfurt hatte sich mächtig rausgeputzt. Die Straßen waren blitzeblank und die Häuser festlich geschmückt. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um Peraudi einen würdigen Empfang zu bereiten. Bürgermeister, Stadtrat, alle geistlichen Würdenträger der Klöster und Kirchen, die Studenten der Universität und die große Masse der

Erfurter Bürger nahmen ihn bereits vor dem Stadttor in Empfang und geleiteten ihn in einem langen Prozessionszug zu seinem Domizil.

Auf dem Marktplatz wurde ein Zwischenhalt eingelegt. Hier stand eine große Bühne, die Peraudi mit mehreren seiner Begleiter bestieg. Dicht an dicht drängten die nachströmenden Massen weiter Richtung Bühne.

Der Kardinal setzte sich auf einen Stuhl und wartete, bis auch der letzte des Zuges den Marktplatz erreicht hatte. Dann erhob er sich und ging an den Rand der Bühne. Augenblicklich wurde es ruhig. Der Prediger breitete die Arme aus und begann laut und deutlich zu den Menschen zu sprechen.

„Liebe Brüder im Geiste, ich bedanke mich von ganzem Herzen für euren warmen Empfang. Ich habe mich auf den langen Weg nach Erfurt begeben, um euch Gnade und Rettung zu bringen. Gnade vor Gott und Rettung vor dem Fegefeuer. Der Stellvertreter Gottes auf Erden hat mich höchstpersönlich zu euch geschickt, um euch zu helfen. Diese neuen Ablassbriefe[14] gibt es morgen im Dom zu erwerben. Nur sie vermögen es, die Qualen des Fegefeuers zu verkürzen!“

Er streckte den Bürgern zu seinen hoffnungsvollen Worten die Blätter entgegen. Urplötzlich veränderte er jedoch seine Stimmlage ins Bedrohliche.

„Habt ihr jemals den heißen Rauch eines Feuers eingeatmet?“

---

[14] Der Ablassbrief bescheinigt dem Erwerber einen Nachlass auf zeitliche Sündenstrafen, die er im Fegefeuer zwecks Reinigung und Läuterung verbüßen muss. Dies ist ein Gnadenakt Gottes, um doch noch in den Himmel zu gelangen. Wem nicht Gottes Gnade zuteil wird, landet in der Hölle. Ausgestellt wurde der Ablassbrief im Namen eines vom Papst beauftragten Bischofs oder Kardinals.

Martin und Hieronymus, die nicht weit von der Bühne entfernt standen, zuckten zusammen. Sie dachten an ihre Keilerei und den anschließenden Brand im letzten Jahr. Gott sei Dank war alles glimpflich ausgegangen.

„Ich sage euch, es ist ein Genuss gegenüber dem, was euch Sünder im Fegefeuer erwarten wird. Euer Schlund wird nicht Qualm spüren, sondern Feuer, endloses quälendes Feuer, das sich von außen in euren Magen fressen wird. Seht es euch an!“

In dem Augenblick wurden von mehreren Augustiner Mönchen ein paar vorbereitete Bilder enthüllt. Darauf waren schmerzverzerrte Gesichter zu sehen, in deren Mündern es lichterloh brannte. Erschreckende, ängstliche Rufe waren die Folge der Vorführung. Peraudi gebot Ruhe.

„Schweigt, ihr Armseligen! Wenn euch der bloße Anblick bereits Qualen bereitet, wie wollt ihr es erst aushalten, wenn eure Schuld wirklich und real gesühnt werden muss?“

Er gab ein Zeichen und die Bilder wurden wieder zusammengerollt.

„Die Läuterung ist ein Muss. Nur den absolut reinen Menschen wird die Möglichkeit gegeben, den göttlichen Himmel, das Paradies, zu betreten. Gott duldet keine Besudelung seines Hauses!“

Der Kardinal schaute unbarmherzig in die ängstliche Menge. Einige waren bereits zu Boden gegangen und beteten still. Peraudi deutete mit der rechten Hand auf einen Knienden neben Hieronymus.

„Du da! Komm` herauf!“

Der angesprochene, etwas dickliche Mönch blickte nicht auf. Er reagierte erst, als er von Hieronymus angeschoben wurde.

„Ich glaube, er meint dich.“

Der Mönch blickte zur Bühne hoch.

„Ja, du! Komm´ herauf! Ich sehe es dir doch an, dass dich deine Sünden plagen“, schnauzte Peraudi ihn an.

Die Stimmung auf dem Marktplatz verdüsterte sich immer mehr. Der Aufgeforderte zitterte. Er erhob sich und ging langsam die

Treppe hoch. Peraudi hatte unterdessen eine Fackel angezündet. Er ging auf den Sünder zu, und zerrte ihn an den Bühnenrand.

„Ich sehe es dir an. Du hast gesündigt. Es ist noch nicht lange her. Und ich sage dir, du tust gut daran, auf die Knie zu gehen und um Gnade zu betteln. Doch du wirst sie nicht bekommen. Du wirst brennen müssen. Streck deine Hand aus!“

Der arme Mann zögerte. Er hatte Angst vor diesem berühmten Mann Gottes.

„Sieht so dein Vertrauen in unseren Herrgott aus, du armer Sünder? Zum letzten Mal, streck deine Hand aus!“

Der Dicke hatte wahnsinnige Angst. Zitternd und schwer atmend kam er der Aufforderung nach. Der Kardinal holte sich nun die Fackel und führte sie langsam in Richtung der Hand. Dabei fixierte er den Unglücksraben fest mit seinen Augen. Das Feuer kam immer näher. Der spürte bereits die Hitze. Dann stieß Peraudi die Fackel kurz nach vorn. Mit einem Schmerzensschrei zog der Sünder die Hand zurück und fiel zu Boden. Spätestens jetzt hatte der Ablassprediger die Menge voll im Griff.

„Habt ihr es gesehen? Das war nur ein Augenblick des flammenden Schmerzes. Und die Fackel hat ihn nicht einmal berührt. Könnt ihr euch vorstellen, wie es sein muss, Wochen, Monate, ja sogar Jahre oder gar ewig zu brennen? Und ihr braucht gar nicht zu glauben, dass ihr ohne Schuld[15] seid! Denn das gibt es nicht! Ihr alle, jeder einzelne von euch ist schuldig, denn ihr seid die Nachkommen Evas, dem menschlichen Scheusal, die es wagte, den Ap-

---

[15] Die Erbsünde/Kollektivschuld erlebte nach dem 2.Weltkrieg in Form der Wiedergutmachung eine Renaissance. Und sie hat den gleichen Zweck wie im Mittelalter. Das Volk auf ewig auszupressen und zu melken. Auch wenn man sich noch tausendmal dafür entschuldigt, Evas Kind/Deutscher zu sein. Auf die materiellen Entschädigungen werden die Priester niemals verzichten. Die Schuld wird niemals getilgt. Doch Schuld ist immer individuell. Sie kann niemals kollektiv sein und schon gar nicht auf Nachkommen übertragen werden.

fel vom Baum zu stehlen. Ihr und eure Nachkommen tragen auf ewig ihre Schuld in euch. Es liegt an euch, ob ihr in der Hölle landet oder ob ihr die Gnade Gottes erlangt. Es liegt an euch, die Zeit der Läuterung zu verkürzen."

Er nickte seinen Helfern kurz zu und erneut wurden Bilder ausgerollt. Wunderschön leuchtende Engel zogen darauf die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer und flogen glücklich mit ihnen ins Paradies.

„Kommt morgen in den Dom und kümmert euch um euer Seelenheil. Und seid nicht eigennützig! Denkt auch an eure verstorbenen Liebsten! Sie haben es verdient, dass ihr ihnen Hilfe und Unterstützung gewährt!"

Das war es. Peraudi besprühte die Fackel mit Wasser, so dass es zischte und dampfte. Dann warf er sie in den Wassereimer und verschwand hinter der Bühne.

Der für den nächsten Tag angekündigte große Ablass würde den Großteil der Bewohner Erfurts in den Dom locken. Auch Martin und seine Mitbewohner waren gespannt. Martin saß am Abend in seinem Bett und schaute sich im Kerzenschein eine Mappe an, die seine bisherigen Ablassblätter enthielt. Er war mächtig froh über seine Sammlung und hütete sie wie seinen Augapfel. Bewundernd und zugleich ängstlich nahm er einen nach dem anderen in die Hand. Sanft berührte er die unterschiedlichen Siegel. Er hatte Ablassbriefe von drei verschiedenen Bischöfen. Die Heiligenbilder darauf waren klar und deutlich zu erkennen. Er konnte nicht anders. Er fing an zu weinen. Würde das ausreichen, die Gnade Gottes zu erlangen? Um was würden diese Briefe seine Zeit im Fegefeuer verkürzen? Vor dem Zubettgehen las er nochmal alle Gebete durch, die den Briefen beigefügt waren. Morgen würde er einen Kardinalsablassbrief erwerben. Das würde die drei bischöflichen, die er schon hatte, noch einmal aufwerten. Das beruhigte ihn ein wenig.

Der nächste Morgen war nicht schön. Es nieselte durchgehend und der Himmel machte nicht den Eindruck, als ob er das heute noch einmal ändern wollte.

Sie hatten sich schon früh auf den Weg zum Dom gemacht, um einen Platz in der Kirche zu ergattern. Doch sie wurden enttäuscht, denn das Gotteshaus war bereits rappelvoll. Daher stellten sie sich unter eine alte Buche in der Nähe der offenen Eingangstür. Es dauerte nicht lange und auch der Domvorplatz war voll von Menschen, die tapfer im Nieselregen aushielten. Martin schaute den Baum empor. Sein farbenfrohes Herbstdach gewährte ihnen wenigstens etwas Schutz.

Pünktlich läuteten die Glocken des Domes den Gottesdienst ein. Peraudi hatte den Chor betreten und leitete die Messe. Die, die sich an der Domtür drängelten, gaben die Ereignisse von drinnen nur spärlich nach hinten weiter. Doch es reichte, um zu wissen, was sich im Inneren abspielte. Während der Predigt kam plötzlich Unruhe auf. Etwas musste passiert sein.

„Er ist weinend zusammengebrochen!“, war es von der Tür zu hören. Martin war erstaunt, dass dieser so harte Mann ganz offen weinte.

„Warum? Was ist?“

„Ruhig. Man versteht ja nichts, wenn ihr so plappert.“

„Er kommt langsam wieder zu sich. Er hat eine Schau gehabt. Er konnte sehen, wie Jesus vor der Dreifaltigkeit gelegen hat.“

„Er hat Jesus gesehen?“

„Natürlich, warum wohl ist er so ergriffen und schluchzt in eins fort? Er scheint langsam zu sich zu kommen.“

Die Spannung aus der Kirche übertrug sich auf den Domvorplatz. Es wurde mucksmäuschenstill.

„Er erhebt sich. Er heult Rotz und Wasser. Oh Nein! Er ist wieder auf die Knie gefallen. Es geht schon wieder los.“

Jeder auf dem Vorplatz vergaß den Regen und drängte sich näher an die Pforte, um auch ja nichts zu verpassen. Auch Martin

hatte es bis zu der Treppe zur Domtür geschafft. Die Tür zog die Menge unwiderstehlich an.

„Nimm mich auf die Schulter, damit ich berichten kann“, forderte er Hieronymus auf.

Gesagt, getan und im Nu hatte er einen Blick über die Köpfe der anderen hinweg in die Kirche. Am Ende des Ganges konnte er im Chor drei riesige, mit Flammen bemalte Kreuze erkennen, vor denen Peraudi mit weit ausgebreiteten Armen stand.

„Warum? Warum ich?“, kam es klagend aus der Kirchentür heraus. „Gnade, Gnade! Ich bitte dich, um ihrer Seelen willen.“

Dann fiel Peraudi bewusstlos um, doch schnell kam er wieder zu sich. Andere Priester kamen gelaufen und hoben ihn auf. Er war leichenblass. Abwehrend schlug er die helfenden Hände beiseite. Er flüsterte erregt und seine Worte pflanzten sich in Windeseile durch den Innenraum nach draußen fort.

„Er hat das Fegefeuer gesehen! Er hat das Fegefeuer gesehen!“

Immer mehr bestürzte Gesichter waren die Folge dieser Nachricht. Der Kardinal schien sich langsam wieder gefangen zu haben.

„Ich kann nicht mehr. Erst der Dreifaltige und Jesus in ihrer ganzen Herrlichkeit und dann diese endlose Qual. Erst das grenzenlos Gute und dann diese elenden Sünder. Es ist zuviel für mich. Ich werde heute noch weitere Ablässe gewähren in Form von guten Werken, da auch die Ärmsten der Armen eine Möglichkeit haben müssen, diese Qualen zu verkürzen. Es muss sein. Tut Buße! Fangt an! Jetzt! Alles andere wäre Zeitvergeudung!“

Einer der Priester, der den Kardinal mit aufgehoben hatte, wandte sich der Gemeinde zu, während Peraudi sich in einen der sechs Beichtstühle begab.

„Ihr habt gehört, was der Kardinal gesagt hat. Die Messe ist beendet. Fangt an und kauft euch Erlösung! Ich werde beginnen.“

Der Priester begab sich zu einem Tisch, der im nördlichen Querhaus stand. Hinter dem Tisch saßen zwei Mitarbeiter Peraudis. Sie verwalteten die Ablässe. Sofort erhoben sich die Menschen

in den Bänken und folgten seinem Beispiel, so dass sich schnell eine lange Schlange bildete.

„Kommt Brüder, kommt hierher! Dann geht es schneller“, kam es von der anderen Seite.

Im südlichen Querhaus befand sich ebenfalls ein Tisch, hinter dem sich weitere Schreiber Peraudis befanden. Eine zweite Schlange bildete sich sogleich in diese Richtung. Alles war bestens organisiert.

Martin konnte es kaum abwarten. Er reihte sich ein. Es dauerte jedoch trotz der guten Organisation noch eine ganze Stunde, bis er in das Querhaus gelangte. Vor ihm war die Frau eines offensichtlich armen Handwerkers an der Reihe. Demütig stand sie vor dem Mönch.

„Was kann ich tun? Ich habe kein Geld.“

„Das ist kein Problem, Schwester. Du kannst Ablass durch Hilfe beim Erhalt des Augustinerklosters erwerben. Kardinal Peraudi hat es in großzügigster Selbstlosigkeit gestern persönlich verfügt.“

„Ist das wahr?“ Tränen der Dankbarkeit schossen ihr ins Gesicht. „Danke, ich danke euch, Herr.“

„Ist schon gut. Wie ist euer Name und für wieviel Jahre?“

„Luise Müller für zehn Jahre. Und für meine verstorbene Tochter auch nochmal zehn.“

„Der Name deiner Tochter?“

„Birthe.“

Der Mönch füllte die Blätter aus.

„Melde dich im Laufe der Woche im Augustinerkloster. Der Nächste!“

„Luther, Martin. Für 200 Jahre von Kardinal Peraudi.“

Martin schob das abgezählte Geld über den Tisch. Der Mönch nahm es, zählte es nach und warf es in den Ablasskasten[16]. Dann

---

16 „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feuer springt.“ Werbung des berühmten Ablasspredigers Johann Tetzel.

überreichte er Martin die entsprechende Urkunde. Überglücklich nahm dieser das Schriftstück in Empfang.

Den Vorgaben entsprechend ging er weiter zum Beichtstuhl. Hier hieß es wieder warten, da er sich den Beichtstuhl von Kardinal Peraudi ausgesucht hatte. Doch kam er in der Schlange überraschend zügig voran. Unsicher betrat Martin den Beichtstuhl, zog die Tür hinter sich zu und stand in dem schrankartigen, schummrigen Raum.

Martin bekreuzigte sich und sprach leise: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen."

„Gott, der unser Herz erleuchtet, schenke dir wahre Erkenntnis deiner Sünden und seiner Barmherzigkeit", kam es ebenso leise durch ein schmales, hölzernes Gitterfenster zurück.

„Amen."

Martin wollte sich auf den Stuhl setzen und seine Sünden bekennen, als Peraudis Stimme ihn daran hinderte.

„Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und den Heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Durch den Dienst der Kirche schenke er dir Verzeihung und Frieden. So spreche ich dich los von deinen Sünden, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Martin war etwas irritiert.

„Vater?"

„Ja, mein Sohn."

„Sollte ich nicht erst meine Sünden bekennen und dann eine Reuegebet sprechen?"

„Dein Ablasskauf zeigt ausreichend Reue. Und glaubst du wirklich allen Ernstes, dass ich deine Sünden nicht kenne? Ich habe nicht nur die Dreifaltigkeit und Jesus Christus gesehen, du unerfahrener Jüngling."

Martin war eingeschüchtert.

„Ist noch eine Frage gestattet, mein Vater?"

Ein Opferstock oder auch Gotteskasten, in dem gespendetes Geld aufbewahrt wurde.

„Ja, aber beeil dich. Du bist nicht der einzige Gläubige, der losgesprochen werden will."

„Als ihr vorhin die Schau hattet, den Blick auf die Dreifaltigkeit mit Jesus davorliegend, war da Jesus doppelt zu sehen? Also, lag er vor sich selber oder hatte er eine andere Gestalt in der Dreifaltigkeit?"

Peraudi räusperte sich: „Mein Sohn, dieser Anblick war unbeschreiblich. Jeder Versuch, ihn festzuhalten, wäre Gotteslästerung. Und jetzt gib dem Nächsten die Möglichkeit der Buße."

Es folgte ein kurzer Moment der Stille und Peraudi beendete das Sakrament.

„Danket dem Herrn, denn er ist gütig."

„Sein Erbarmen währet ewig."

„Der Herr hat dir die Sünden vergeben. Geh hin in Frieden."

„Amen."

Erleichtert verließ Martin den Beichtstuhl. Ein Kardinal hatte ihm das Bußsakrament gespendet, noch dazu hatte er einen echten Kardinalsablass. In der Kirche betete er kniend noch zweimal den Rosenkranz. Als er fertig war, fiel eine riesige Last von ihm ab. Er fühlte sich so - frei.

Fröhlich pfeifend ging er zusammen mit Hieronymus zurück in die Burse. Sofort verstaute er den neuen Ablass bei den anderen Einmalblättern. Er sah sie der Reihe nach noch einmal durch. Doch kamen ihm erneute Zweifel. Würde es reichen? Würde ihm Gott Gnade gewähren?

Das Duell

Kardinal Peraudi war bis in den Dezember hinein in der Stadt geblieben, was dem Augustiner-Orden natürlich sehr zugutegekommen war, da sich so mancher Erfurter Bürger durch Arbeiten an deren Kloster Ablässe erkauft hatte. Die Geburt Jesu wollte der Papstvertreter jedoch seiner Stellung angemessen feiern, und so reiste er eine Woche vor Heiligabend aus Erfurt wieder ab.

Die Anwesenheit dieses hohen Herrn hatte für Ruhe unter den Studenten gesorgt. Und in der kalten Jahreszeit war man eh nicht so versessen auf Streitigkeiten. Der Winter machte die Menschen ein wenig langsamer und ruhiger. Somit war Hieronymus´ Schachzug aufgegangen. Martin hatte die Zeit nicht ungenutzt gelassen und sich fleißig im Umgang mit dem Degen geschult.

Die ersten Vorboten des Frühlings kündigten sich an. Hieronymus hatte sich mit Pius darauf geeinigt, den Zweikampf erst nach Ostern stattfinden zu lassen. Martins Hoffnung, dass Pius über den Winter die Beleidigung vergessen würde, hatte sich somit zerschlagen. Er ärgerte sich im Nachhinein maßlos über seine große Klappe. Wieso konnte er nicht einfach mal seinen Mund halten? Sie hatten sich auf den Dienstag nach Ostern geeinigt. Und der Osterdienstag kam schneller, als es Martin lieb war.

Zweikämpfe waren mittlerweile gesetzlich verboten, konnten aber von der Obrigkeit nicht verhindert werden. Die Ehre galt den Studenten in der Regel mehr als das Gesetz. Da die Studentenduelle den Bürgern von Erfurt mittlerweile ein Dorn im Auge waren, hatten sie sich als Austragungsort für eine Lichtung in einem Waldstück entschieden, die weit außerhalb der Stadt lag. Damit die Universität keinen Verdacht schöpfen konnte, hatten sie den Bursenvätern erklärt, man wolle zwischen den Semestern einmal die Eltern besuchen, da man sie so lange nicht gesehen hatte. Martin brach noch im Dunkeln mit Hieronymus auf.

„Hast du gehört, wer im Sommersemester an unserer Uni anfängt zu studieren?“, wollte Hieronymus von Martin wissen.

„Nee.“

„Albert Radkens!“

„Der Albert Radkens?“

Martin machte ein übertrieben erstauntes Gesicht.

„Du kennst ihn?“

„Natürlich, das ist doch der Sohn vom alten Radkens oder nicht?“

Hieronymus stutzte und sah in das lachende Gesicht seines Freundes. Nach einem kurzen Augenblick fing er ebenfalls an zu lachen.

„Wenn mich nicht alles täuscht, ist er gleichzeitig auch noch der Sohn von der alten Radkens! Wenigstens hast du deinen Humor selbst an einem solchen Tag nicht verloren.“

„Und wie gut, dass du den gleichen Humor hast wie ich! Aber nun spuck schon aus, was du noch über ihn weißt.“

„Nicht viel! Ich habe seinen Namen auch gestern zum ersten Mal gehört. Er ist ein Zögling von Peraudi. Peraudi selbst übernimmt seine sämtlichen Studiengebühren.“

„Das wird mit Sicherheit noch nicht einmal alles sein, was er für ihn tut“, meinte Martin geringschätzig.

„Da kannst du von ausgehen. Als Günstling eines Bischofs lässt es sich ja schon gut leben. Wie gut mag es einem dann erst gehen, wenn man noch einen Kardinal[17] hinter sich weiß.“

„Und wenn dieser Kardinal dann auch noch Raimund Peraudi heißt.“

---

[17] „Albert Radkens aus Hamburg, zu Ehren des Hochwürdigsten Herrn, des Kardinals Raimund, in dessen Diensten er stand, umsonst eingetragen.“ (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

„Ja, Glück müsste man haben, mein lieber Martin. Was meinst du, in welcher Burse er unterkommen wird?“, fragte Hieronymus seinen Begleiter.

„Na in unserer! In welcher denn sonst? Du glaubst doch nicht, dass Peraudis Liebling in einer Gurken-Burse landen wird.“

„Aber wir sind voll.“

„Haha, da mach` dir mal keinen Kopf. Da wird schon ein Plätzchen frei werden“, spottete Martin.

Sie hatten das nördliche Stadttor erreicht und verließen die Stadt in östlicher Richtung. Die aufgehende Sonne strahlte ihnen dabei wärmend entgegen. Martin haderte mit seiner Situation.

„Hätte ich Peraudi im Rücken gehabt, würde der Depp mich mit Sicherheit nicht zum Duell herausgefordert haben. Dann hätte er damals im Wirtshaus schon die Hosen gestrichen voll gehabt.“

„Davon kannst du ausgehen. Aber das hilft dir auch nicht weiter.“

„Was soll es! Jetzt komme ich eh nicht mehr drum herum. Und langsam verspüre ich auch Lust, diesem Kasper eins auszuwischen.“

„So gefällst du mir schon viel besser, mein Freund.“

Sie gingen weiter und näherten sich dem Waldstück, in dem der Zweikampf stattfinden sollte.

„Muss ich noch irgendetwas beachten?“, erkundigte sich Martin.

„Nein, es ist alles gesagt. Sobald Blut fließt, ist das Duell beendet.“

„Meins wird es nicht sein!“

Doch irgendwie klang Martins Stimme bei seinen letzten Worten nicht sehr zuversichtlich.

Die morgendliche Waldluft war frisch und anregend. Die ersten Bäume hatten angefangen zu blühen und versprühten einen belebenden Duft. Die Strahlen der Sonne schienen vereinzelt durch die Bäume und erhellten punktuell den Waldboden. Dann kamen sie

Waldstimmung.

am verabredeten Ort an. Als die Freunde aus dem Wald auf die Lichtung traten, verschafften sie sich erstmal einen Überblick. Der Platz war gut gewählt. Er lag zwischen Erfurt und dem Dorf Stotternheim abseits eines großen Verkehrsweges. Dieses Stück des Waldes wurde von den umliegenden Dörfern seit Jahrhunderten als Weide genutzt. Die Bauern trieben ihr Vieh zur Fütterung in den Wald. Man hatte sich dadurch das schwere Roden zwecks Weidengewinnung gespart, und nebenbei war durch den Abfraß des Nutzviehs diese herrliche, lichte Waldweide entstanden. War der Wald bis hierher schon wunderschön gewesen, so wurde seine Schönheit in diesem Teilstück noch erheblich übertroffen. Die weite Lichtung war mit uralten, vereinzelt stehenden Bäumen geschmückt. Ab und an durchbrachen vereinzelte Krokusfelder den Waldboden. Es war schon erstaunlich, dass sie all die Jahrhunderte hindurch dem Abfraß getrotzt hatten. Ihre kleinen Farbtupfer ergänzten auf herrliche Weise die mächtigen Baumriesen.

„Dieser Waldgarten wäre selbst für den Kaiser zu schön“, meinte Martin ergriffen. „So etwas habe ich noch nie gesehen!“

„Wir sind nicht zum Spaß hier, du Schwärmer!“, kam es von seiner linken Seite.

Martin wirbelte herum. Sein Gegner Pius war mit seinem Kartellträger, sein Name war Frank, bereits vor Ort. Pius stand keine zehn Meter entfernt unter einem Baum und musterte seinen Degen. Dabei würdigte er Martin keines Blickes. Frank hatte die Worte gesprochen und ging nun auf Hieronymus zu. Die beiden tauschten die Formalitäten aus und Hieronymus machte den gewohnten letzten Versuch vor einem Duell.

„Pius lehnt eine friedliche Beilegung immer noch ab?“

„Selbstverständlich! Sonst wären wir nicht hier.“

„Dann sei es so.“

Der Kartellträger winkte Pius, der daraufhin seinen Platz verließ und sich mit hoch erhobenem Kopf den Dreien näherte.

„Die Bedingungen wie zwischen uns besprochen?“, wollte Hieronymus wissen.

„Alles wie zwischen uns besprochen. Gekämpft wird mit dem Degen. Blutet jemand oder ist er kampfunfähig, so ist er besiegt. Als Trefferflächen gelten nur Arme und Beine. Das Duell wird mit Brust- und Kopfschutz ausgetragen!“

Hieronymus blickte Martin an.

„Einverstanden oder willst du schärfere Bedingungen?“

„Einverstanden!“

Dann begaben sich die beiden Duellanten zu verschiedenen Bäumen, unter denen sie sich ausrüsteten. Pius war etwas eher fertig und erwartete Martin auf einer abgesteckten Freifläche, während ihre beiden Kartellträger es sich unter einem Baum bequem machten. Martin ging mit vorgehaltenem Degen auf den wartenden Pius zu.

„Mal schauen, ob du hinterher immer noch so ein großes Maul hast, Luther.“

Bei seinen Worten ließ Pius seinen Degen mehrmals durch die Luft sausen, so dass ein peitschendes Geräusch zu hören war.

„Ja, mal schauen. Ich glaube nicht, dass du mich ändern wirst! Du bist nicht Gott.“

Nun wirbelte Martin ein paarmal seinen Degen durch die Lüfte.

„Bist du bereit, Luther?“

„Bereit!“

„Dann los.“

Die beiden Kontrahenten gingen in die Ausgangsstellung und der Kampf begann. Schnell wurden ein paarmal die Klingen gekreuzt. Pius begann Martin zu verspotten.

„Du kämpfst besser, als du aussiehst, Luther. Aber ehrlich gesagt, gehört da auch nicht viel zu, du hässlicher Vogel.“

„Besser ist die Steigerung von gut. Ich weiß nicht, ob ich es als Lob auffassen sollte, wenn mich ein Männermund als gut aussehend bezeichnet. Obwohl du natürlich auch eine ganze Menge Weibliches an dir hast. Deinen Ansatz zum Busen zum Beispiel.“

Dabei zeigte Martin mit der Degenspitze auf Pius Brust. Der ließ sich tatsächlich provozieren und so rauschten sie gegeneinander.

Die Klingen rutschten aneinander herunter und trafen sich am Handschutz des Griffes, so dass sich Martin und Pius Nase an Nase gegenüberstanden. Martin versuchte weiter, Pius zu verhöhnen.

„Ist das Urin, was ich da rieche? Hast du dir etwa in die Hosen gemacht, Pius? Oder ist es Angstschweiß?“

Martin lachte über seinen Witz und schubste Pius mit aller Gewalt von sich weg. Der fing den Stoß gekonnt ab und landete sofort wieder in Kampfstellung. Es schien, als hätte er sich absichtlich wegschubsen lassen.

„Deine Sprüche werden dir noch vergehen, Luther.“

„Sprüche sind wie Schweiß. Richtig bemessen, ärgern sie seine Gegenüber noch tagelang. Wir sind also quitt. Wie schaffst du es nur, immer so bestialisch zu stinken?“

Pius geriet noch mehr in Rage. Eigentlich wollte er diesem Großmaul nur mal kurz eins auswischen. Doch davon war jetzt keine Rede mehr. Die Gefühle siegten über den Verstand. Er wollte diesem Großmaul nun wirklich wehtun. Er startete eine aggressive Attacke und drängte Martin immer weiter und schneller nach hinten. Martin wurde wackliger. Pius täuschte einen Angriff von seitlich oben an. Im letzten Moment ließ er Martins Abwehrversuch ins Leere laufen und führte seinen Degen blitzschnell in einer s-förmigen Bewegung nach unten. Seine Degenspitze lag nun vor dem völlig ungeschützten Unterleib seines Kontrahenten. Er schlug unterhalb des Knies gegen das Bein und zog den Degen zurück. Martin konnte sich nicht mehr halten und stürzte mit einem lauten Schrei zu Boden. Pius ließ sofort von seinem Gegner ab und übergab den Degen seinem herbeilaufenden Kartellträger. Martin war kampfunfähig und hatte somit das Duell verloren.

Hieronymus ging zu dem am Boden liegenden Martin, der krampfhaft seine Hand auf die Wunde drückte. Sein linkes Hosenbein hatte sich bereits blutig verfärbt. Hieronymus schnitt das zerfetzte Hosenbein oberhalb des Knies ab, und versuchte dem Verletzten bei der Stillung der Wunde behilflich zu sein.

„Leg dich lang auf den Rücken!“ Dann sah er sich nach dem gegnerischen Kartellträger um. „Frank! Hol mal ein paar Hölzer, damit wir sein Bein erhöht lagern können. Dann drückt das Blut nicht so stark in den Schenkel.“

Pius näherte sich den beiden und besah sich ebenfalls die Verletzung.

„Es tut mir leid, Luther. Das wollte ich nicht. Der Schnitt ist lang und tief. Das sieht nicht gut aus.“

Die beiden Freunde sagten nichts dazu, aber Pius´ Mitleid war echt. Er ärgerte sich über seine Unbeherrschtheit während des Kampfes.

Hieronymus schnitt aus dem zerfetzten Hosenbein einen Lappen, den er Martin ums Bein legte. Dann zog er fest zu und machte einen Knoten hinein. Das Abbinden stoppte die Blutung jedoch nicht komplett.

„Er wird einen Arzt brauchen“, gab Pius zu Bedenken.

„Bist du verrückt, Pius?“ Martin sah seinen Kontrahenten entsetzt an. „Weißt du, was das für einen Ärger gibt, wenn unser Treffen hier rauskommt? Das Beste ist, du verschwindest schnell von hier. Nicht dass uns noch jemand sieht und wir deswegen noch größere Maleschen bekommen.“

Pius besah sich noch einmal die immer noch blutende Wunde.

„Wenn ihr die Blutung nicht gestillt bekommt, holt einen Arzt und denkt euch halt irgendeine Ausrede aus! Das ist immer noch besser, als hier zu verbluten.“

Pius wartete noch, bis Frank mit den Hölzern zurückkam. Aus den Hölzern bauten sie gemeinsam einen kleinen Stapel, legten Martins Bein darauf und machten sich anschließend aus dem Staub.

Hieronymus setzte sich neben seinen verletzten Freund und wartete. Er wurde unruhig. Sie hatten jetzt bereits eine halbe Stunde mit nur mäßigem Erfolg an dem Bein herumgedoktert. Es blutete jetzt zwar weniger, aber immer noch leicht. Mittlerweile war es auch angeschwollen.

„Martin?“

„Ja?“

„So kommen wir nicht weiter. Es nutzt nichts. Ich muss einen Doktor holen, der dich versorgt. Außerdem brauchen wir ein Pferd, mit dem wir dich hier wegschaffen können.“

„Und was willst du dem Doktor erzählen?“

„Keine Ahnung, aber ich lasse dich hier nicht verbluten.“

Martin sah ein, das jedes weitere Warten lebensgefährlich werden konnte und so willigte er schließlich, wenn auch widerwillig, in den Vorschlag ein.

„Dann beeil dich. Ich drücke solange weiter. Erzähl ihm, dass ich mir beim Laufen dummerweise die Degenspitze in den Unterschenkel gerammt habe.“

„He? Durch die Scheide hindurch? Wie soll das denn gehen?“

„Dann lass die Scheide halt unterwegs verschwinden. Wirf sie weg. Und wenn jemand fragt, habe ich sie verloren. Denk dir halt irgendetwas aus[18].“

„Das mach ich. Halte aus. Ich bin so schnell wie möglich wieder hier.“

Hieronymus lief so schnell er konnte. Martin lag derweil auf der Lichtung. Was war er doch für ein elendiger Sünder! Warum hatte er nicht seinen Mund halten können? Er dachte an die Vorstellung von Peraudi auf dem Marktplatz und fing an zu beten.

---

[18] Veit Dietrich, Tischrede: „Als er in die Heimat reisen wollte und unterwegs war, schlug er mit dem Bein zufällig gegen den Degen und zerbrach die Degenspitze. Er war da allein im Gelände mit einem Gefährten. (…) Da floss das Blut sehr stark heraus und konnte nicht gehemmt werden. Als er selbst den Finger draufhielt, schwoll das Bein in starkem Maße an. Der schließlich aus dem Ort geholte Arzt versorgte die Wunde. (…) In der Nacht darauf im Bett brach die Wunde auf. (…) Es war der dritte österliche Tag.“ (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

Krokusse auf einer Waldlichtung.

„Bitte lieber Gott. Ich flehe dich an, falls ich sterben und dir gegenübertreten sollte, lass Gnade walten. Ich bitte dich, schick mich nicht in die Hölle. Gnade, Gnade, Gnade. Bitte hilf mir, bitte, nur dieses eine einzige Mal."

Dann fing er an zu weinen. Er hatte Angst. Sollte er hier sterben? Er besah sich die Lichtung. Sein Auge blieb an einer Krokusgruppe aus roten, orangenen und gelben Blüten in seiner unmittelbaren Nähe hängen. Die Blüten versprühten einen wundervollen, zauberhaften Duft. Diese kleinen Pflanzen durchbrachen jedes Jahr von Neuem den Waldboden, um sich den Gefahren des Lebens zu stellen. Wie oft wurden sie abgefressen, gepflückt oder zertreten. Trotzdem waren sie unbesiegbar. Der Gedanke gab ihm neuen Mut. Er beruhigte sich und fiel in eine Art Dämmerzustand.

Gegen Nachmittag kam dann Hieronymus mit einem Arzt und einem Pferd zurück. Gemeinsam brachten sie Martin nach Stillung der Blutung in das Krankenzimmer der Universität. Bis er wieder richtig laufen konnte, vergingen noch mehrere Wochen[19].

---

19 Aus der Lutherforschung wissen wir, dass das Bein nach dem Degenunfall schlecht verheilte. Das heißt, dass er konfliktaktiv war, also die Degengeschichte nicht gelöst war und ihn noch länger beschäftigte. Warum? Des Weiteren weiß man, dass er mehrfach in seinem Leben mit einem offenen Bein zu kämpfen hatte, so 1532, 1537 und im Januar 1541. H. J. Neumann vermutet in seinem Buch „Luthers Leiden", dass es sich hierbei um einen Ulcus Cruris, also einem Geschwür am Unterschenkel, handelte. Luther hatte somit Schienen, die seinem Bein immer mal wieder Probleme bereiteten.

Rausschmiss

Martin stand vor der Tür seines Dekans Johannes Trutfetter. Er hatte selber um das Gespräch gebeten. Trutfetter war eine kleine Berühmtheit und wurde ehrfurchtsvoll Doktor Eisenach genannt, da er dort geboren wurde. Dieser Mann hatte sich durch die Entwicklung neuer Methoden in der Beweisführung auch über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht. Er war ein ausgezeichneter Rhetoriker und bekannt für seine Logik und seinen Scharfsinn. Er hatte es bereits zum Rektor der Universität gebracht und war der Dekan[20] verschiedener Fakultäten gewesen. Zudem war Trutfetter ein guter Bekannter seines alten, väterlichen Lehrers aus der Eisenacher Schulzeit, Johannes Braun, dem Stiftsvikar der Marienkirche. Johannes Braun wiederum hatte Martin vor seinem Studienbeginn ein Empfehlungsschreiben für Trutfetter mitgegeben. Dank dieses Empfehlungsschreibens war Martin in der Himmelspforte untergekommen. Es gab zwar die freie Auswahl für die Studenten bei der Bursen-Zugehörigkeit, aber in eine der besser gestellten kam man meist nur mit Beziehungen. Und die Himmelspforte galt als die Beste aller Bursen.

Er klopfte an. Trutfetter war seine letzte Hoffnung. Er hatte es nicht glauben können, was ihm vor kurzem mitgeteilt worden war.

„Herein!“

Martin öffnete die Tür und trat bescheiden in den Raum ein. Trutfetter saß hinter einem Tisch und sah den Eintretenden besorgt an.

„Guten Morgen, Magnifizenz“, kam es unterwürfig aus Martins Mund.

„Du kannst das Förmliche lassen. Wir sind hier unter uns. Setz` dich! Wie geht es deinem Bein?“

---

[20] Der Dekan ist der Leiter eines Fachbereichs einer Hochschule.

„Geht so. Es will nicht recht heilen. Aber es wird langsam besser."

„Du hast Glück gehabt."

„Ja, das habe ich. Der Arzt sagte, er hätte es fast amputieren müssen."

Trutfetter schüttelte tadelnd den Kopf.

„Wie man sich erzählt, wärst du fast verblutet."

„Wir konnten die Blutung anfangs nicht stoppen. Aber der Arzt sagte, dass das gar nichts Schlechtes oder Nachteiliges sein muss. Im Grunde war es ein stärkerer, heftiger Aderlass. Wenn mein Körper sich erholt hätte, wären meine Säfte sicherlich wieder im Gleichgewicht und ich würde auf lange Zeit nicht mehr krank werden[21]."

„Wie hat der Doktor die Blutung dann stoppen können?"

„Er hatte etwas Schweinemist[22] mitgebracht, den er eine Stunde fest auf die Wunde gedrückt hatte."

„Sei froh, dass du nicht an einen Quacksalber geraten bist. Es gibt leider immer mehr von diesen Scharlatanen. Dann wäre dein Bein jetzt ab und du wärst für den Rest deines Lebens ein Krüppel."

Martin nickte demütig.

„Hast du noch Kontakt zu Vikar Braun in Eisenach?", wollte Trutfetter wissen.

„Wir schreiben uns unregelmäßig."

---

21 Die Medizin des Mittelalters fußte größtenteils auf der Säftelehre.

22 Luther: „Mich wundert, dass Gott so hohe und edle Arznei in Mist gesteckt hat; denn man hats aus Erfahrung, dass Säumist das Blut verstopft; Pferdemist dienet für Pleurisin (…) und Kuhmist mit eingemachten Rosen dienet für die Epilepsiam der Kinder." (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

Martin wurde unruhig. Er wusste nicht so recht, wie er sein Anliegen vorbringen sollte. Trutfetter ließ ihn schmoren und tat ganz unbefangen. Er wusste ganz genau, was einen seiner besten Schüler zu ihm geführt hatte.

„Schön. Er ist ein großartiger Mann. Du solltest dir ein Beispiel an ihm nehmen und ihm nacheifern“, setzte er das Gespräch fort.

„Ich habe Vikar Braun viel zu verdanken. Ohne seine Empfehlung wäre ich sicher nicht in der Himmelspforte gelandet. Das hat mir den Start hier sehr vereinfacht.“

„Er hält große Stücke auf dich. Er meint, du hättest das Zeug zu Höherem.“

„Wirklich? Das hat er gesagt?“

„So stand es in dem Empfehlungsbrief. Und ich muss ihm da Recht geben. Du hast viele große Talente.“

Martin konnte es gar nicht richtig glauben, was er da hörte. Der große Doktor Eisenach lobte ihn über den grünen Klee. Er freute sich über den Verlauf des Gespräches. Vielleicht würde doch noch alles eine gute Wendung nehmen.

„Aber du hast auch ein paar problematische Charaktereigenschaften, die dich ab und an in schwierige Situationen bringen. Bist du deswegen hier?“

„Ich weiß nicht recht, was sie damit meinen?“, stellte sich Martin unwissend.

„Warum bist du denn zu mir gekommen?“

„Weil man hat mir mitgeteilt, dass ich die Himmelspforte verlassen muss.“

„Und du weißt nicht warum?“

„Keine Ahnung.“

„Du kannst dir wirklich nicht denken warum?“ Trutfetter sah seinen Schützling streng an, der unbeholfen herumdruckste. Dann zeigte er auf Martins verletztes Bein. „Du hast dich duelliert und die Verletzung eines Studenten unserer Universität in Kauf genommen.“

„Das stimmt nicht. Die Verletzung war ein Unfall. Ich bin beim Laufen in die Degenspitze gefallen."

„Kennst du das achte Gebot?"

Martin schwieg kurz, bevor er antwortete.

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinem Nächsten."

„Kannst du dich an deinen geschworenen Eid bei der Aufnahme in die Burse erinnern?"

„Natürlich."

„Wiederhole ihn!", befahl Trutfetter.

Die Luft wurde dünner für Martin. Er wiederholte den Eid.

„Ich werde mit meinen Kommilitonen und Hausgenossen friedlich, brüderlich und still leben und verkehren. Ich werde nicht irgendeinen von ihnen dadurch wissentlich kränken, dass ich ihn durch Wort, Gesten oder Tat schmähe oder ihm Misshandlungen zufüge und Unrecht tue. Nein, nicht gegen einen von ihnen werde ich, auf welche Weise oder wie sehr auch immer ich beleidigt oder verletzt wurde, von mir aus oder durch einen anderen handgreiflich oder heimlich wütend vorgehen, sondern in Bezug darauf mich völlig zufrieden geben mit der Meinung und der Entscheidung meines Herrn Dekan …"

„Das reicht", unterbrach ihn Trutfetter nun deutlich lauter. „Du hast das auf das Evangelium geschworen! Du hast auf das Wort Gottes geschworen!" Der Gescholtene sah seine Felle davonschwimmen. „Sollte deine Verletzung doch von einem Duell herrühren, hast du nicht nur gegen ein Gebot Gottes verstoßen, sondern auch einen falschen Eid geleistet. Du hättest Gottes Namen besudelt."

Es wurde Martin langsam bewusst, was das bedeutete und was er angerichtet hatte. Es bedeutete weitere Höllenqualen im Fegefeuer. Sein anfänglicher Mut verwandelte sich mehr und mehr in Unsicherheit und Angst. Trutfetter kannte keine Gnade. Er wollte diesem jungen Mann einmal gehörig den Kopf waschen und dafür war Angst das beste Mittel.

„Du hast auf die Bibel geschworen, mit deinen Kommilitonen und Hausgenossen friedlich, brüderlich und still lebend zu verkehren. Und was machst du? Es ist im Grunde auch egal. Ich kann eh nichts für dich machen. Es steht Zuviel für die Universität auf dem Spiel! Wir werden an dir ein Exempel statuieren. Du wirst die Himmelspforte verlassen und in die Georgenburse kommen."

Diese Worte weckten Martins Lebensgeister. Das konnte der Dekan nicht ernst meinen. In dieser Bruchbude wollte er auf gar keinen Fall studieren!

„Wie bitte? In diese Biertasche? Wie stehe ich denn dann da?"

„Das hättest du dir vorher überlegen sollen, bevor du den Meineid gegenüber Gott geleistet hast und auf deinen Kommilitonen losgegangen bist."

„Ich, ich habe keinen..."

„Sei ruhig. Begreifst du es nicht? Die Stadt Erfurt sitzt uns im Nacken, weil die Bürger die Schnauze voll haben von den Eskapaden unserer Studenten. Sie sind es leid, dass die Verursacher ihrer Schäden nicht ihrer Gerichtsbarkeit unterliegen. Was glaubst du, wie lange sie sich das gefallen lassen, wenn wir immer wieder die Hand schützend über euch halten? Die Universitätsgerichtsbarkeit ist nicht in Stein gemeißelt und der Erfurter Rat hat sich schon mehrfach beim Landesherrn wegen unserer Untätigkeit beschwert[23]. Der Bischof von Mainz ist der oberste Gerichtsherr der Stadt und er hat uns mittlerweile deutlich zu verstehen gegeben, dass er nicht mehr bereit ist, diesen Sonderweg weiter zu tolerieren. Und ganz ehrlich! Große Teile der Universität haben auch gar keine Lust mehr, sich mit euren Scherereien zu beschäftigen."

---

[23] Die Erfurter Universität verlor am 03.07.1503 ihre eigene Gerichtsbarkeit. Ab diesem Zeitpunkt unterlagen die Angehörigen der Erfurter Hochschule dem Generalgericht. Dessen Gerichtsbarkeit übte der Erfurter Stadtrat aus. Das Generalgericht unterstand dem Bischof von Mainz. Ausnahmen bildeten nur Bürger des geistlichen Standes des Augustinerorden.

Martin schaute reumütig zu Boden. Trutfetters Probleme interessierten ihn nicht sonderlich. Vielmehr beschäftigte ihn der Meineid, den er Gott gegenüber geleistet hatte. Trutfetter deutete sein Verhalten jedoch anders.

„Nun mach` dir mal nicht so einen Kopf. Du wirst auch in der Georgenburse deinen Weg machen. Da bin ich mir sicher. Außerdem wirst du nicht alleine gehen. Hieronymus wird dein Schicksal teilen. Und jetzt geh[24]!“

Martin verließ sichtlich angeschlagen das Gebäude. Unten traf er auf seinen Freund, der auf ihn gewartet hatte.

„Und?“

„Ich habe Mist gebaut.“

Hieronymus nahm den niedergeschlagenen Martin tröstend in den Arm.

„Du musst also tatsächlich unsere Burse verlassen?“

Unwirsch stieß er Hieronymus Arm zur Seite, so dass dieser fast zu Boden viel. Martin schrie ihn an:

„Begreifst du es nicht? Ich habe einen Meineid auf die Bibel, das Wort Gottes geschworen. Dagegen ist der Rausschmiss aus der Himmelspforte eher ein Zuckerschlecken. Ich werde ewig im Fegefeuer schmoren, du Narr!“

Martin wandte sich ab und rannte davon. Er hielt es einfach nicht mehr aus. Hieronymus zögerte kurz, dann lief er seinem Freund hinterher. Hinter einer Hauswand hatte er ihn wieder. Martin kauerte am Boden und war völlig verzweifelt.

---

[24] In einem Brief von Dietrich Lindemann vom 04.01.1526 erwähnt dieser, dass er den Bakkalar Luther einmal in der Georgenburse besucht hatte. Luther hatte also die Burse gewechselt, was nicht üblich war und nie ohne schwerwiegenden Grund passierte. (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

„Mach` dich doch nicht verrückt. Vielleicht gibt es ja noch andere Wege, Gottes Gnade zu erlangen."

„Ach ja und welche?"

„Das weiß ich nicht. Da musst du einen Theologen fragen. Aber zur Not kannst du dir ja einen Ablass kaufen. Ich habe gehört, dass es neuerdings auch Generalablässe geben soll. Mit einem Generalablass[25] sollen dir sämtliche Sünden vergeben sein. Sie sind wohl direkt vom Papst ausgestellt."

„Wirklich?" Martins Gesicht hellte sich ein wenig auf.

„Ja, ich veräpple dich nicht."

„Und wenn das nicht reicht? Wenn es nicht reicht, auf diese Art Gottes Gnade zu erlangen?"

„Du widersprichst gerade dem Papst. Und der ist der Stellvertreter Gottes auf Erden."

Martin sah seinen Freund dankbar an. Immer wenn ihn etwas bedrückte, hatte dieser die passenden Ratschläge. Seine Stimmung heiterte sich auf und schon bald ging es ihm viel besser. Die Aussicht auf einen Generalablass tat ihm gut. Er war so froh, dass es seinem Vater finanziell besser ging als je zuvor. Der würde ihn sicher verstehen und sein Anliegen unterstützen.

„Ich danke dir, Hieronymus. Du bist ein wahrer Freund."

„Gerne!"

„Es tut mir leid, aber auch du wirst die Himmelspforte verlassen müssen. Trutfetter ist es eben rausgerutscht. Mitgehangen - mitgefangen!"

Martin erwartete einen Wutausbruch seines Freundes, doch der fing an zu grinsen.

„Du lachst?"

---

[25] Ein Grund für das ausufernde Ablasswesen zu Beginn des 16. Jahrhunderts war der Bau des Petersdoms in Rom, der Unsummen an Geld verschlang.

„Ach, na klar! Wer weiß, wie der Radkens die Stimmung in der Himmelspforte verändert. Da bleibe ich lieber bei dir. Da weiß man, was man hat. Spaß, Freude und immer mal wieder Ärger!“

Totschlag

Martin und Hieronymus hatten den Wechsel in die Georgenburse gut verkraftet. Martins Bein war endlich verheilt und bereitete ihm keinerlei Beschwerden mehr. Er war durch das Studium geflogen und würde, das Bestehen der Prüfung vorausgesetzt, im Januar seinen Magister der freien Künste verliehen bekommen. Er hätte dann jeweils den Bakkalar und den Magister zum frühestmöglichen Zeitpunkt geschafft. Das waren Leistungen, die nicht viele vor ihm hinbekommen hatten[26]. Der Magister berechtigte ihn zum Studium an einer höheren Fakultät. Er war mächtig stolz darauf und blickte freudig in die Zukunft. Er wusste auch schon, welches Studium er dem Magister anhängen wollte. Die Juristerei hatte es ihm angetan[27].

Nach all den unglücklichen Eskapaden hatte sich Martin wieder gefangen und auch die Bursendegradierung einfach weggesteckt. Einen nicht unerheblichen Anteil daran hatte wieder mal sein bester Freund Hieronymus. Dieser hatte ihn immer unterstützt und oftmals auch wichtige Ratschläge erteilt.

Martin hatte richtig gute Laune, als er sich pfeifend auf den Weg zu seinem Kumpel machte. Sie hatten sich zum gemeinsamen Lernen an ihrem Lieblingsplatz an der Gera verabredet. Martin ging über die Brücke und konnte von dort aus schon Hieronymus am Flussufer auf einem Holzsteg stehen sehen. Er wirkte unruhig und als er Martin sah, lief er hastig die Böschung hinauf und kam ihm entgegen.

„Hallo mein Bester! Wie geht`s?“, empfing ihn Martin.

„Gar nicht gut. Wir müssen reden!“

„Was ist denn mit dir los? So aufgebracht kenne ich dich gar nicht.“

„Ich bin gefordert worden, zum Duell!“

---

26 Luther erlangte seinen Magister Artium im Januar 1505.

27 Luther beginnt am 20.05.1505 mit dem Jurastudium.

Martin bekam ein ungutes Gefühl. Er dachte an sein Duell im Wald zurück, bei dem er fast verblutet wäre. Unwillkürlich fasste er sich an sein Bein.

„Na und? Da mach` dir mal keinen Kopf. Das packst du schon."

„Wirst du mein Sekundant?"

Martin schluckte. Mist, er hatte sich geschworen, nie wieder an so etwas teilzunehmen. Er hatte keine Lust mehr auf weitere Scherereien.

„Was überlegst du denn? Du brauchst doch nicht selber fechten, nur mir helfen", hakte Hieronymus nach.

Martin war in einer Zwickmühle. Einerseits fühlte er sich Hieronymus gegenüber verpflichtet, da er ihm schon so oft geholfen hatte, andererseits sträubte sich vieles in seinem Inneren gegen dieses erneute Duell. Was würde Gott dazu sagen? Würde er ihm einen erneuten Fehltritt verzeihen und Gnade walten lassen? Die Duelle gingen in der Regel glimpflich aus. Er war jedoch das beste Beispiel dafür, dass es auch mal schief gehen konnte. Seine Antwort kam spät und sehr zögerlich.

„Die Prüfung ist im Januar. Wenn ich bei einem weiteren Duell erwischt werde, bin ich dran. Dann kann ich meinen Magister vergessen. Und du auch. Außerdem habe ich geschworen, nie wieder an einem Duell teilzunehmen. Ich möchte diesen Eid nicht brechen. Ich habe Angst, in der Hölle zu landen. Kannst du das verstehen?"

Hieronymus blickte Martin verständnislos mit hochgezogenen Augenbrauen an. Das reichte bereits, um Martin umzustimmen. Von einem auf den anderen Moment schlug er Hieronymus auf die Schulter und lachte seinen Freund mitreißend an.

„Aber das ist mir scheißegal. Dem Drecksack, der dich herausgefordert hat, werden wir es zeigen."

Hieronymus fiel ein Stein vom Herzen.

„Mann o Mann, Luther, ich habe echt gedacht, du lässt mich hängen."

„Quatsch. So schlimm kann die Hölle gar nicht sein."

Gut, dass Hieronymus jetzt nicht in Martins Inneres schauen konnte, denn die Angst kroch mal wieder in ihm herum.

„Übst du mit mir?“, fragte Hieronymus.

Martin überspielte seine Unsicherheit, indem er sich nach einem Stock bückte und strahlend die Ausgangsstellung beim Fechten einnahm.

„So oft du willst. Wann wollen wir anfangen?“

„Je eher, desto besser. Wie du weißt, bin ich kein guter Fechter.“

Väterlich ernst legte Martin seinen Arm um Hieronymus Schulter und sprach bedeutungsschwanger:

„Da werden wir dich wohl oder übel zu einem machen müssen! Ich habe auch schon einen Kampfnamen für dich.“

„Einen Kampfnamen?“

„Ja, ab heute bist du Hieronymus Hieb. Haha. Gegen wen geht es denn überhaupt und warum?“

„Ach, das ist eine saublöde Geschichte. Also, ich war mit Klara unterwegs und dann kam dieser Spacken daher. Klara wollte gerade ….“

Ausführlich erzählte Hieronymus seinem Freund die Ursache für seinen Streit.

Nach dem Lernen machten sie sich gleich daran, einen Schlachtplan für das kommende Duell auszuarbeiten. Teil eins ihres Plans sah intensives Üben vor. Wie jeden Tag in der letzten Woche waren sie daher am Abend auf dem Paukboden[28] der Georgenburse zu finden. Sie hatten jede freie Minute genutzt, um Hieronymus zu verbessern. Routinemäßig legten sie sich die Schutzkleidung an.

„Das ist echt ganz schöner Plunder“, meinte Martin abfällig.

„Ja, wenn man es mit der Ausstattung der Himmelspforte vergleicht. Aber besser als nichts.“

---

[28] Der Paukboden war der Raum einer Burse, in dem das Fechten trainiert wurde.

„Hätte ich damals besser aufgepasst, könnten wir immer noch die Vorzüge der Himmelspforte genießen."

„Wer weiß, wozu es gut ist."

„Stimmt, genug geredet! In drei Tagen bist du dran. Also?" Martin verbeugte sich und machte mit dem Degen eine schwungvolle Bewegung. „Darf ich bitten, Herr Buntz?"

„Sehr gerne."

Hieronymus zog sich schnell den Armschutz bis zur Schulter hoch und ging an seinen Platz.

„Auf geht´s!"

Sie begannen wie die anderen Tage zuvor auch mit einem lockeren Aufwärmen. Das begann immer damit, dass Martin seine verschiedenartigen Angriffe vorher namentlich ankündigte und Hieronymus sie entsprechend abwehren musste. Nach einiger Zeit tauschten sie die Rollen und Hieronymus wurde zum Angreifer. Auf diese Art hatten sie Hieronymus Fechtmöglichkeiten in Verteidigung und Angriff schon bedeutend erweitert. Nachdem diese Übungseinheit abgeschlossen war, gingen sie in den Wettkampf über. Die Angriffe wurden nicht mehr angesagt. Es kam nun auf das Vorausahnen, das Reaktionsvermögen und die Gedankenschnelligkeit an. Die Schutzkleidung ließ die beiden jungen Studenten natürlich richtig zuhauen und zustechen. Das empfanden sie als ungeheuer wichtig, da es einem richtigen Duell am nächsten kam.

„Kannst du noch?", wollte Hieronymus wissen.

„Von mir aus können wir aufhören. Ich bin durch."

„Einen Durchgang noch und dann ein paar frisch Gezapfte, in Ordnung?"

„Na dann los. Ich habe Durst."

Hieronymus stürmte vor. Martin parierte geschickt, wich seitlich aus und stach im selben Moment zu. Er traf Hieronymus etwas unterhalb der Schulter am Brustkorb. Doch der Degen machte nicht den üblichen kleinen Bogen, den er immer gemacht hatte, wenn er auf den Schutz traf. Er blieb gerade, ging hindurch und

Martin zog ihn auch gerade wieder zurück. Irritiert schaute er Hieronymus an. Der war kurz zusammengezuckt, ließ seinen Degen fallen und fasste sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Brust.

„Ach du Scheiße!“, entfuhr es Martin. „Hab ich dich verletzt?“

Hieronymus wurde weiß im Gesicht.

„Ich glaube, mir wird schwindelig.“

Martin warf seinen Degen an die Seite und eilte zu Hieronymus, um ihn zu stützen. So schnell wie möglich zog er Hieronymus die einzelnen Schutzpanzer vom Körper. Ärgerlich donnerte er sie in die Ecke.

„Es tut mir leid. Das wollte ich nicht.“

„Schon gut, du kannst ja nichts für die Qualität der Schutzpanzer.“

„Diese scheiß Drecksdinger. Wie kann man nur so einen untauglichen Mist herstellen. Dafür soll derjenige in der Hölle schmoren.“

Hieronymus sah auf sein Hemd. Ein kleiner dunkler Fleck zeichnete sich darauf ab.

„Leg dich hin!“, forderte Martin ihn auf.

Hieronymus zog sich das Hemd aus und gemeinsam besahen sie sich die Wunde. Es war lediglich der kleine Einstich zu sehen. Die Blutung war nicht dramatisch, eher belanglos. Sie stoppte bereits und hatte die Wunde verschlossen. Bald würde sich eine kleine Schorfschicht darüber bilden.

„So schlimm sieht es gar nicht aus. Kriegst du gut Luft?“

„Geht so, tief einatmen will ich nicht.“

„Meinst du, der Degen ist in deine Lunge eingedrungen?“

„Kann sein, hätten meine Rippen den Stich abgewehrt, wäre er ja nicht glatt durchgegangen.“

Martin zog die Stirn in sorgenvolle Falten.

„Ist dir noch schwindelig?“

„Nee, das war nur der Schock.“

„Hast du Schmerzen?“

„Gar nicht.“

„Vielleicht haben wir ja Glück gehabt. Versuch doch mal aufzustehen."

Hieronymus erhob sich und versuchte tief einzuatmen, er zuckte jedoch sofort wieder zusammen.

„Doch nicht alles ok?", fragte sein sichtlich betroffener Kumpel.

Hieronymus antwortete nur flüsternd: „Tief Luft holen geht nicht."

„Dann lass es lieber. Nachher geht durch die Spannung die Wunde wieder auf. Bleib einfach erstmal liegen und atme flacher."

Hieronymus befolgte den Rat. Nachdem er einige Zeit in dieser Position verharrt und in sich hinein gehorcht hatte, ging es ihm besser.

„So geht es. Was wollen wir nun tun?"

„Als erstes müssen wir einen Arzt aufsuchen und als zweites werde ich morgen das Duell absagen."

Hieronymus hatte sich ebenfalls bereits Gedanken über die neue Situation gemacht. Er war nicht ganz mit Martins Vorschlag einverstanden.

„Einen Arzt suchen wir auf, aber das Duell sagen wir nicht ab. Es ist ja noch drei Tage hin und wer weiß, wie es mir dann geht. Vielleicht hat sich ja dann schon alles erledigt. Außerdem habe ich ja dich an meiner Seite."

„Deine Entscheidung, mein Bester."

Er half Hieronymus auf die Beine und schob seinen Arm als Stütze unter dessen Schulter. Zusammen machten sie sich noch am gleichen Abend auf den Weg zu einem verschwiegenen Bader.

Ein paar Tage später saß Hieronymus erleichtert auf seinem Bett in der Georgenburse. Das Duell war vorbei. Er hatte sich achtbar aus der Affäre gezogen. Sein Gegner hatte ihm eine kleine Wunde an seiner Führhand zugefügt und damit war das Duell beendet gewesen. Im Grunde war dies genau seine Taktik gewesen. Er hatte große Angst vor einer Attacke gegen seinen verletzten Brustkorb gehabt und diesen daher nach hinten verlagert. Er hatte seinem

Gegner praktisch die Hand geschickt angeboten und dieser hatte dankend angenommen. Dadurch dass er auf den Angriff vorbereitet war, konnte er den Hieb abschwächen, indem er die Bewegung des gegnerischen Degens mitgegangen war. Die Verletzung war minimal und er nun guter Dinge.

Er riss sich den stinkenden Ziegenmist-Verband ab. Drei Tage hatte er ihn gequält. Aber der Bader meinte, er würde die Durchblutung der Lunge fördern und somit die Heilung enorm beschleunigen. Geholfen hatte er allerdings nicht. Er hatte immer noch Schmerzen beim tiefen Einatmen. Doch das war ihm egal. Das Duell war vorbei und er würde sich auf die Magisterprüfungen vorbereiten.

„Martin?“

Martin lag langgestreckt ihm gegenüber auf seinem Schlafplatz und las wie so oft noch in einem Buch.

„Kannst du bitte noch den Verband in den Müll bringen. Ich bin müde und kaputt. Das war wohl alles ein bisschen viel die letzten Tage.“

Martin sprang sofort auf.

„Logisch, überanstreng dich nicht. Wenn ich noch irgendetwas für dich machen kann, dann sag Bescheid.“

Zügig entsorgte er den Verband. Und als er kurz darauf wieder in den Schlafsaal kam, schlummerte Hieronymus bereits tief und fest.

Das Wecken erfolgte pünktlich wie immer vor Sonnenaufgang. Martin streckte sich und sah zu Hieronymus hinüber.

„Aufwachen, du alte Schlafmütze.“ Sein Freund antwortete nicht. Martin stand auf, ging an sein Bett und rüttelte an seinem Arm. Der öffnete nur widerwillig die Augen. „Oh, wirst du etwa krank?“

Martin fasste Hieronymus an die Stirn. Sie war schweißig und warm. Außerdem roch er unangenehm säuerlich.

„Ich kann nicht aufstehen. Ich bin fix und fertig.“

„Alles klar, bleib` liegen. Ich kümmere mich."

Martin zog sich schnell an und informierte den zuständigen Arzt über den Zustand seines Kumpels. Er machte sich ein bisschen Sorgen, da er sich nicht sicher war, ob Hieronymus Erkrankung mit seinem Hieb zu tun haben könnte. Doch der Unfall war ja schon vier Tage her. Das konnte eigentlich nicht sein.

Hieronymus wurde im Laufe des Vormittages ins Krankenzimmer gebracht. Als Martin am Nachmittag etwas Zeit hatte, ging er ihn besuchen. Die Verletzung seines Freundes passte so gar nicht in seine Pläne. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, nach dem Kampf ohne Unterlass für die Prüfung zu büffeln, da er durch das gemeinsame Training auf dem Paukboden schon so viel wertvolle Zeit verloren hatte.

Er klopfte an und ging hinein. Hieronymus Befinden hatte sich nicht viel verändert. Er lag sichtlich erschöpft im Bett. Als er Martin eintreten sah, huschte ein freudiges Lächeln über sein Gesicht. Er gab sich betont locker.

„Na, Dicker. Wie geht es?"

„Das wollte ich eigentlich dich fragen", gab Martin zurück.

„Mal schauen, der Doktor kommt bald vorbei. Dann kann ich dir mehr sagen. Eigentlich wollte er schon längst dagewesen sein."

Martin drückte sein schlechtes Gewissen.

„Glaubst du, dass dein Zustand mit unserem Unfall zu tun haben könnte? Es tut mir so furchtbar leid und ich würde es gern rückgängig machen, wenn ich könnte."

„Mach dir keinen Kopf, erstens hat es damit nichts zu tun und zweitens bin ich bald wieder gesund. Und je öfter du mich besuchst, desto schneller wird das der Fall sein."

„Was glaubst du denn, wie lange du hier liegen musst?"

„Ach, ich denke, in zwei Tagen wird die Geschichte gegessen sein."

Die Tür ging auf und der Universitätsarzt kam herein. Martin erhob sich respektvoll und ging an die Seite. Der Doktor setzte

sich ans Bett und untersuchte Hieronymus eingehend. Er schaute ihm in die Augen und tastete seinen Körper von oben nach unten hin ab. Dabei fiel sein Blick natürlich auch auf die verschorfte Wunde.

„Wo hast du die her?“

„Ich bin vor ein paar Tagen mit Büchern in der Hand gestolpert und auf einen Ast gefallen.“

„So, so. Und der hat sich da reingebohrt?“

„Ja, aber nicht schlimm.“

Der Arzt schüttelte den Kopf, sagte aber nichts weiter dazu.

„Du hast Fieber! Ist dir auch schwindelig?“

„Nein, ich fühle mich nur müde und schlapp.“

„Auch antriebslos?“ Hieronymus nickte bejahend. „Hast du irgendwo Schmerzen?“

„Nur, wenn ich einatme.“

Der Doktor kramte in seiner Tasche herum und zog ein Hörrohr hervor, das er auf Hieronymus Brust setzte.

„Tief einatmen!“ Mehrmals versetzte er das Rohr und hörte so die Lungen ab. „Du hast eine Entzündung unter den linken Rippen. Schmerzt nur diese eine Seite oder beide?“

„Nur die linke.“

„Schmerzt die gesamte Seite beim Einatmen oder schmerzt es nur dort, wo du auf den Ast gefallen bist?“

Die Wörter „auf den Ast“ betonte er dabei recht auffällig.

„Der gesamte linke Brustkorb schmerzt.“

Der Arzt brauchte nicht lange zu überlegen.

„Du hast eine Pleuritis[29]!“

„Die Seitenkrankheit?“

„Richtig. Und zwar im linken Brustkorb.“

Hieronymus bekam eine schmerzhafte Hustenattacke.

„Meint ihr, dass die Pleuritis mit dem Ast zusammenhängen könnte?“, mischte sich Martin in das Gespräch ein.

---

[29] Eine Pleuritis ist eine Entzündung des Rippen - oder Brustfells.

„Kann sein, muss aber nicht“, antwortete der Doktor, ohne sich bei seinen Worten nach Martin umzudrehen. „Noch etwas. Du riechst säuerlich. Du weißt, dass auch die Pest solche Symptome machen kann. Ich werde dich daher vorsichtshalber isolieren müssen. Das heißt für dich“, nun drehte er sich nach Martin um, „dass du sofort verschwindest.“

„Was? Aber ich kann doch meinen Freund hier nicht alleine lassen.“

„Doch! Das musst du. Ich diskutiere nicht mit dir. Hinaus! Es ist zu gefährlich.“

Doch so einfach wollte Martin sich nicht geschlagen geben.

„Ich habe aber keine Angst vor der Pest[30]! Sie ist mir schietegal! Und ihr bleibt ja auch bei ihm.“

„Nun wird es mir aber langsam zu bunt. Das ist meine letzte Aufforderung.“

Martin wollte sich von Hieronymus verabschieden, doch auch das wurde ihm untersagt und der Arzt schob ihn unsanft hinaus. Hieronymus war von der Wendung des Gesprächs völlig überrumpelt.

„Heißt das jetzt, ich muss hier für die Dauer der Erkrankung alleine rumliegen?“

„Es ist lediglich eine Vorsichtsmaßnahme zu deinem und zu unserem Schutz. Zur Behandlung sind wir selbstverständlich für dich da.“

Der Arzt winkte seinem Assistenten, und ließ ihn neben sich Platz nehmen.

„Er riecht säuerlich. Welchem Körpersaft entspricht das?“

„Zu viel Schwarzgalle.“

„Richtig! Noch dazu hat er Fieber. Also?“

„Auch zu viel Blut.“

---

30 Luther hatte niemals Angst vor der Pest oder vor dem Englischen Schweiß. Er hat sie stets verspottet und verlacht. Für Luther waren Krankheiten Angriffe des Satans.

„Exakt. Behandlung?“

„Wir werden ihn zur Ader lassen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Wir fangen mit Blut an. Anschließend bekommt er dann ein Brechmittel, um die Schwarzgalle aus seinem Körper zu bekommen.“

„Sehr gut, Junge. Aus dir wird einmal was werden.“

Der Arzt kramte erneut in seiner Tasche herum und holte ein Stauband, ein Tuch, ein Ritzmesser und eine kleine Schüssel hervor. Das Tuch legte er Hieronymus über die Oberschenkel. Dann brachte er das Stauband am Oberarm des Patienten an. Nach kurzer Zeit wurden die Armvenen sichtbar. Der Assistenzarzt ritze eine Vene in der Ellenbeuge an und das Blut lief über den Unterarm. Von dort tropfte es in die auf dem Boden stehende Schüssel.

Hieronymus fühlte sich dem ganzen Prozedere hilflos ausgeliefert. Er war viel zu geschwächt, um über die Behandlung nachzudenken. Außerdem würden die Ärzte schon wissen, was sie da machten. Schließlich hatten sie ihr Können ja studiert und handelten nach den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft.

Der Aderlass dauerte wohl fünf Minuten. Hieronymus war danach noch mehr geschwächt. Trotzdem musste er sich aufsetzen und bekam eine übelriechende, sirupartige Masse in den Mund geschoben.

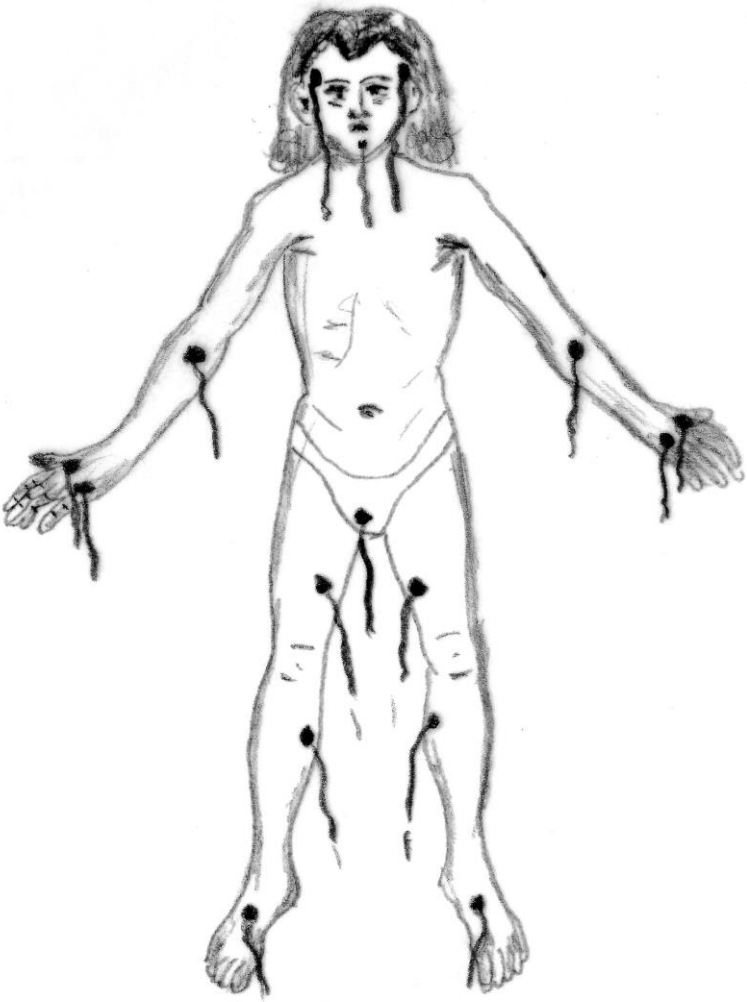
„Wasser“, kam es unverständlich aus seinem Mund.

„Erst schlucken.“

Hieronymus würgte. Er bekam das Zeug nicht runter. Der Würgereiz wurde immer stärker und dann erbrach er sich mehrmals in das vorbereitete Handtuch. Völlig entkräftet fiel sein Oberkörper in das Bett zurück. Die Ärzte erhoben sich.

„Das war es fürs erste. Wir werden sehen, wie die Behandlung anschlägt. Nun erhol dich erstmal.“

Hieronymus fragte noch leise, ob sein Freund Martin ihn nicht doch besuchen könne. Doch da hatten die Ärzte schon den Raum verlassen. Hieronymus blieb mutterseelenallein zurück. Den einzigen Kontakt, den er die folgende Zeit noch hatte, war, wenn



Das Bild zeigt die Punkte, an denen man den Patienten zur Ader ließ. Viele reagierten auf diese „Attacken" vermutlich mit Zellplus der Lederhaut, in der Heilung die sogenannte Beulenpest, an diesen Stellen.

jemand zwecks Behandlung seiner Seitenkrankheit hereinkam oder wenn jemand das Essen brachte. Das Essen war zudem noch recht spärlich, da er vom Arzt eine strenge Diät verordnet bekommen hatte. Es ging ihm zunehmend schlechter.

Eine Woche später nach erneutem Aderlass und Brechkur, wurde er ein weiteres Mal eingehend von den beiden Ärzten untersucht. Der Arzt machte ein sorgenvolles Gesicht. Er hatte gerade seine Lunge abgeklopft und wandte sich an seinen Assistenten.

„Klopf einmal die linke und dann die rechte Lungenseite ab."

Der Assistenzarzt kam der Aufforderung gerne nach. Er war sehr wissbegierig und brannte darauf, praktische Erfahrung sammeln zu können.

„Merkst du einen Unterschied?"

„Die betroffene Lunge klingt gedämpfter."

„Richtig! Sehr gut. Und warum?"

Der Angesprochene überlegte, zuckte dann aber die Schultern.

„Weil sich dort Flüssigkeit angesammelt hat. Er hat jetzt auch noch Wasser in oder um die Lunge herum. Das Atemgeräusch ist ebenfalls viel schwächer zu hören, als auf der rechten Seite. Hör mal die Lungenflügel ab."

Der angehende Medicus nahm das Hörrohr und horchte. Zustimmend nickte er mit dem Kopf.

„Was heißt das jetzt?"

„Dass nun auch der dritte von vier Säften entgleist ist. Er hat nun auch noch zu viel Wasser!"

Hieronymus hatte alles mitangehört. Warum? Warum spielte alles in seinem Körper auf einmal verrückt? Woher kamen diese ganzen Entgleisungen? Er fing an, seinen schwächlichen Körper zu hassen. Er würde es ihm schon zeigen, wer der stärkere war. Der Arzt blickte ernst auf Hieronymus.

„Ich muss ehrlich zu dir sein. Es sieht nicht gut aus. Wir haben noch eine Baustelle zu behandeln und die ersten beiden haben wir noch nicht mal in den Griff bekommen. Es kann sein, dass du stirbst."

Hieronymus erschrak zu Tode. So schlimm stand es um ihn. War er womöglich vom Teufel besessen? Er war unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern. Er schloss die Augen und weinte. Die Ärzte strichen ihm noch über die Schulter und dann verließen sie den Raum. Allein mit seinem Dilemma starrte er die Decke an. Wo war Martin? Warum kam er nicht mal vorbei, um wenigstens nach ihm zu sehen?

Er machte sich in den nächsten Tagen viele Gedanken um seine Gesundheit. So einfach würde er sich nicht geschlagen geben. Er würde bis zum letzten Atemzug gegen die inneren Feinde in seinem Körper kämpfen. Doch es half alles nichts und selbst die hohe Kunst der Uniärzte konnte ihn nicht retten. Seine Quälerei dauerte noch bis in das neue Jahr hinein. Dann war sein Martyrium beendet. Hieronymus starb[31] einsam und allein, nachdem ihm der Pfarrer zwei Tage zuvor die letzte Ölung gegeben hatte.

Martin hatte das Magisterexamen als zweitbester von siebzehn Prüflingen bestanden. Doch das konnte ihn nicht trösten. Hieronymus, sein bester Freund, war gestorben. Er hatte ihn vor seinem Tod nicht einmal mehr besuchen dürfen. Fassungslos hatte er dann vor der eingefallenen Leiche gestanden. Sie hatten sich beide eine rosige Zukunft ausgemalt. Nun war das Gegenteil eingetreten. Hieronymus war zu Grabe getragen worden und Martin sah schwarz. Er hatte schwer mit dem Verlust zu kämpfen. Seine sonst so fröhliche Art hatte sich ins Gegenteil verkehrt[32].

---

31 Aus dem Dekanatsbuch der Artistenfakultät über Bunz: „…nicht promoviert, weil er während der Censur an Pleuritis erkrankt nicht lange danach eines natürlichen Todes starb, gelehrt und fromm.“ (Hans–Joachim Neumann: Luthers Leiden, 1995)

32 „Statt der zu erwartenden Freude nach seiner glänzend bestandenen Magisterpromotion verfällt Luther, zur Verwunderung seiner Studienkollegen, in Trübsinn und Schwermut, mit der er seine qualvollen Stunden und Tage in selbstgewählter

Es war Ende Februar. Ein leichter Schneeregen hatte eingesetzt. Martin saß an ihrem ehemaligen Lieblingsplatz an der Gera und beobachtete das Schmuddelwetter. Es entsprach genau seiner Stimmung. Seine Gedanken kreisten wieder einmal um den Stich, den er Hieronymus verpasst hatte. Er starrte stumpf in das vorbeifließende Wasser, als ihn eine Hand sanft an der Schulter berührte. Es war Dekan Trutfetter. Die Wesensveränderung seines talentiertesten Studenten war ihm natürlich nicht verborgen geblieben. Die stetige Grübelei war ja auch nicht zu übersehen.

„Martin, wir müssen reden." Martin blickte regungslos in die Ferne. „Hast du mich verstanden?"

„Wozu soll das gut sein?"

„Um deine Seele zu retten. Der Tod von Hieronymus ist hart für dich, aber er würde nicht wollen, dass du seinetwegen stirbst. Damit würdest du ihn doppelt strafen. Wenn du ihm also eine Freude bereiten willst, dann fang wieder an zu leben und Gott zu dienen."

Martin blickte kurz auf, dann wieder in den Fluss. Plötzlich musste er anfangen zu weinen. Was war er nur für ein schlechter Mensch! Er schämte sich. Es dauerte ein wenig, bis er sich gefangen hatte.

„Ich muss beichten."

„Gut, komm heute Abend…"

„Nicht heute Abend, jetzt! Bitte Dekan. Ich halte es nicht mehr aus."

Trutfetter nickte verständnisvoll. Er leitete sogleich die Zeremonie mit einem verkürzten Procedere ein.

„Sprich! Was bedrückt dich?"

Martin drehte sich um, ob sie auch niemand hören konnte. Dann brach es aus ihm mit leiser unterdrückter Stimme heraus.

Einsamkeit zubringt." Und „Fröhlichkeit und Geselligkeit verkehren sich in Grübelei und Schwermut. Er zieht sich zurück und klagt sich im Kloster später an." (Hans-Joachim Neumann: Luthers Leiden, 1995)

Winterstimmung.

„Ich bin ein schlechter Mensch. Ich werde in der Hölle schmoren. Ich bin schuld an seinem Tod. Ich habe Hieronymus auf dem Gewissen. Und anstatt, dass mir dieses Unglück leid tut und ich über meinen besten Freund trauern sollte, denke ich nur an mein eigenes Seelenheil. Ich habe Angst, ich habe fürchterliche Angst, dass Gott mir meinen Fehler nicht vergibt und ich in der Hölle lande."

Martin hatte schnell gesprochen. Trutfetter konnte dem nicht ganz folgen.

„Langsamer, Luther! Wie kommst du darauf, dass du etwas mit dem Tod von Buntz zu tun haben könntest?"

„Wir haben auf dem Paukboden trainiert. Der Schutzpanzer war nicht dicht und ich habe Hieronymus am Brustkorb erwischt. Es war überhaupt nichts Schlimmes und es ging ihm auch erst recht gut. Ein paar Tage später fing dann die Pleuritis an, an der er verstorben ist."

Trutfetter erschrak. Jedoch aus einem ganz andern Grund. Die Probleme der Universität schienen nicht abebben zu wollen.

„Das heißt aber nicht, dass er an deinem Stich verstorben ist."

„Nein, natürlich nicht. Aber die Möglichkeit besteht. Ich habe eventuell einen Menschen getötet. Versteht ihr das?"

„Mit Verlaub Luther, nur Gott wird das wissen."

„Genau, das ist ja das Problem." Martins Stimme erstickte und ging immer mehr in ein Jammern über. „Er wird über mich richten! Was, wenn ich keine Gnade bei ihm finde? Was, wenn er mich in die Hölle schickt? Und ich elender Sünder denke nur an mich. Ich würde alles dafür geben, dass Hieronymus noch leben würde. Aber nicht für ihn, sondern nur für mich. Ich denke nur an mein Seelenheil. Ich bin so schlecht. Hätte ich doch nur auf euch gehört und mit dieser blöden Fechterei aufgehört. Nun Gnade mir Gott! Nur er kann mich erlösen."

Der Dekan blieb ruhig. Er dachte nach, kam aber zu keinem Ergebnis. Düstere Wolken zogen über der Uni auf. Es schien, als wollten die Probleme nicht weniger werden. Dann sprach er Mar-

tin von seinen Sünden frei, und gemeinsam gingen sie noch eine kleine Strecke.

„Du weißt, dass Albert Radkens[33] verstorben ist?“

Dekan Trutfetter blickte prüfend in Luthers Richtung.

„Natürlich! Wie sollte man das nicht mitbekommen haben? Ich habe ihm ein paar Mal Unterricht erteilt. Warum fragt ihr?“

Trutfetter blickte düster.

„Es war nur so ein Gedanke.“

Dann trennten sich ihre Wege. Martin ging nur wenig erleichtert in die Georgenburse und Trutfetter zur Universität. Wieder einmal dachte er über die Fähigkeiten dieses Studenten nach. Er hatte den Magister mit glänzendem Erfolg abgeschlossen. In der Methode der wissenschaftlichen Streitgespräche war er kaum zu schlagen. Das hatte ihm den Spitznamen „Philosoph“ eingebracht. Gleichzeitig hatte es aber auch seinen Hang zur Überheblichkeit verstärkt. Wie konnte er Luther aus dem Loch, in dem er sich gerade befand, heraushelfen?

---

33 Aus einem Prüfungsprotokoll über Albert Radkens aus dem Februar 1505: „Nicht promoviert, weil er nach der Prüfung des ersten Zirkels an der Pest, wie gesagt wurde, erkrankt, drei Tage später darauf eines natürlichen Todes starb.“ (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

Gewitter

Der Tod von Albert Radkens hatte schlimme Folgen für die Studenten und die Hochschulmitarbeiter. Das lag daran, dass Kardinal Peraudi die Sache des natürlichen Todes seines Günstlings nicht glaubte und begann, Ermittlungen aufzunehmen. Er hatte ein paar vertraute Mönche mit den Untersuchungen beauftragt. Seitdem diese an der Uni herumschnüffelten und sie überall laut und drohend gegen Ketzerei predigten, hatte sich die Stimmung an der Hochschule zum Negativen verändert. Die wiederholten Aufforderungen, Beobachtungen von ketzerischen, nicht gottgefälligen Umtrieben zu melden, führten zu Misstrauen, Argwohn und Angst. Seit dem Frühling gab es auch immer wieder Gerüchte, dass die Inquisition[34] nach Erfurt kommen würde. Vielen Erfurtern war das sogar recht. Peraudi würde schon dafür sorgen, dass dem Lotterleben der Studenten ein Ende bereitet würde. Das hatte die Uni nun davon, dass sie jahrelang in Bezug auf ihre eigene Gerichtsbarkeit versagt hatte, milde Urteile gefällt oder Sachen unter den Teppich gekehrt hatte. So und ähnlich waren die Stimmen zu vernehmen. Die Erfurter Bürger gönnten es ihrer Hochschule, dass sich endlich mal jemand von außerhalb in ihre Angelegenheiten einmischte. Diese Gelegenheit gab es erst seit zwei Jahren. Vorher wurden die Rechtstreitigkeiten von Universitätsangehörigen durch Universitätsrichter entschieden[35].

Martin hatte wie geplant sein Studium der Juristerei aufgenommen[36]. Aber anstatt sich diesem mit voller Inbrunst widmen zu

---

34 Die Inquisition war ein Instrument der katholischen Kirche zum Aufspüren und Verurteilen von Andersgläubigen.

35 Die Universität Erfurt verlor am 03.07.1503 ihr Vorrecht, Rechtsstreitigkeiten von Universitätsangehörigen durch eigene Universitätsrichter entscheiden zu lassen.

36 Am 19.05.1505 beginnt Luther sein Jurastudium.

können, war sein Kopf voller Angst, dass die Geschichte mit Hieronymus herauskommen könnte. Gerade die letzten Todesfälle vor und nach Radkens Tod wurden genauer unter die Lupe genommen. Er hatte sich diesbezüglich mit Trutfetter besprochen und dieser meinte, es wäre für Martin besser, wenn er sich zunächst aus Erfurt für eine gewisse Zeit verdrücken würde. Mitten im Semester war das natürlich nicht so ohne weiteres möglich. Daher hatte er einen Sonderurlaub bekommen. Als Grund für den Sonderurlaub gaben sie an, dass Martin in Gotha Bücher für die Hochschule besorgen müsse.

Gotha lag in der gleichen Richtung wie Eisenach. Martin musste auf der Reise viel an seine Zeit in Eisenach und an seinen väterlichen Freund aus Schultagen, Johannes Braun, denken. Wie schön war doch die Jugendzeit gewesen und wie schnell war sie im Nachhinein vorbeigegangen. Die nicht enden wollenden Abende! Die endlosen Diskussionen mit Freunden! Damals war das Leben so herrlich einfach gewesen.

Je näher er Gotha kam, desto mehr zog es ihn weiter nach Eisenach zu Stiftsvikar Braun. Was wäre schon dabei, ihn zu besuchen? In Erfurt wollten sie ihn eh erstmal nicht mehr sehen, also nutzte er die Gelegenheit und machte, nachdem er in Gotha die Bücher besorgt hatte, einen Abstecher zu seinem Ziehvater[37]. War das eine Wiedersehensfreude! Die Überraschung war ihm vollkommen gelungen. Martin blieb zwei Tage und schüttete Vikar Braun bei der Gelegenheit sein ganzes Herz aus.

---

37 Bericht des Justus Jonas 1538: „Es hat sich begeben, vor 32 Jahren, da Martin war zu Erfurt ein junger Magister, noch kein Mönch, hat er von Erfurt gezogen gegen Gotha, und kauft Bücher in der Juristerei, wo er sie überkommen möchte, und ziehet so danach wieder gegen Erfurt.“ (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

Martin verließ Eisenach mit zwiespältigen Gefühlen. Vikar Braun hatte wie immer eine Lösung gefunden und ihm einen gutgemeinten Ratschlag erteilt. Doch der behagte Martin nicht besonders. Er konnte sich zwar mit der Idee anfreunden, aber nur, weil sie für den Fall der Fälle seine Rettung sein sollte. Außerdem hatte er, wenn er Gottes Gnade erlangen wollte, Gott gegenüber ja auch einiges gut zu machen. So begab sich Martin etwas unentschlossen auf den Rückweg nach Erfurt. Und da er nicht gehetzt wurde, schlug er einen Bogen und näherte sich der Stadt aus nördlicher Richtung. Er wollte noch einmal den Ort besuchen, an dem seine Pechsträhne begonnen hatte, und Gott um Gnade bitten, die Sache gut für ihn ausgehen zu lassen.

Stotternheim hatte er bereits hinter sich gelassen, als sich der Himmel plötzlich stark zuzog. Hätte er doch nur auf die alte Frau im Dorf gehört. Dann hätte er nun ein sicheres Dach über dem Kopf. Doch er hatte ihre Warnung achtlos in den Wind geschlagen und war weitermarschiert. Je weiter er sich von dem Dorf entfernte, desto schneller braute es sich über seinem Kopf zusammen. Der Himmel hatte sich innerhalb der letzten halben Stunde komplett verdunkelt und die schweren, mit Tonnen von Wasser gefüllten Wolken hatten dafür gesorgt, dass der späte Nachmittag düster und finster wurde.

Dann brach das Gewitter mit all seiner Macht über ihn herein. Es schepperte und donnerte, als ob jemand das Tor zur Hölle geöffnet hätte. Die dicken Regentropfen hatten seine Kleidung schnell durchweicht. Da hatte es auch nicht geholfen, dass er sich schutzsuchend unter einen Baum gestellt hatte. Die Blitze, die in die Felder einschlugen, erleuchteten immer wieder für Bruchteile von Sekunden seine Umgebung. Es war gespenstisch.

Was sollte er machen? Patschnass war er nun eh schon und Schutz gab es nirgends. Das nächste Dorf konnte nicht mehr weit sein. Er kam hinter dem Baum hervor, und das Kinn auf die Brust gedrückt, ging er durch das Unwetter. Der kalte Sturmwind und die auf der Haut klebende Kleidung machten seine Gelenke steif

Gewitterstimmung.

und klamm. War es anfangs noch so, dass zwischen Blitz und Donnergrollen eine kleine Pause bestand, so gingen diese beiden Naturgewalten mittlerweile übergangslos ineinander über. Was das bedeutete, wusste er nur zu gut! Er befand sich im Zentrum des Gewittersturms, und sein Leben war in Gefahr. Die Blitze zuckten und das schreckliche Getöse rauschte in seinen Ohren.

Erneut krachte es, und der Ast eines getroffenen Baumes fiel brennend zu Boden. War das Gottes Strafgericht? War das die Strafe Gottes für seine Sünden? Waren das die Vorboten der Hölle, in der er bald landen würde? Wann bekam er endlich die schützenden Häuser des nächsten Dorfes zu Gesicht?

Der Matsch klebte an den Sohlen fest und er schlingerte mehr, als dass er festen Tritt hatte. Der Weg war glitschig und voller Pfützen. Mit jedem Schritt lief mehr Wasser in seine Schuhe. Martin wurde immer panischer. Was wäre, wenn ihm hier etwas zustoßen sollte? Niemand würde ihn finden, da sich vor morgen früh sicher niemand aus dem Haus wagen würde. Noch schlimmer: Was, wenn sein Leben hier ein Ende finden würde? Er hatte noch so viel gut zu machen. Warum kamen ihm ausgerechnet jetzt diese Gedanken an den Tod? Weil er nahe war! Er spürte es. Gott war so oft gnädig mit ihm gewesen, doch jetzt hatte er seinen Kredit verspielt. Hier in der Gegend hatte ihm Pius das Bein aufgeschlitzt. Zu Recht! Es war damals schon eine erste Warnung Gottes gewesen, sich zu bessern. Doch hatte er das? Nein, er war ein elender Sünder geblieben!

Dann schepperte es, wie er es noch nie zuvor in seinem Leben gehört hatte. Der Donner schien sein Trommelfell zerfetzen zu wollen und er hielt sich schnell die Ohren zu. Es wurde taghell, und ein Blitz schlug unweit von ihm ein. Die Wucht riss ihn zu Boden und er landete im Dreck. Das musste das Ende sein. Martin schloss die Augen. Er hatte abgeschlossen mit dem Leben. Er war ein Totschläger und würde nun die Quittung dafür bekommen.

Sein Ziehvater Braun hatte ihm in Eisenach dringend geraten ins Augustinerkloster zu gehen. Das Hauptargument Brauns war, dass

er meinte, Martin hätte nach seinen Eskapaden gegenüber Gott eine Bringschuld. Nur ein Klostereintritt würde seine Seele retten können. An was hatte er bei dem Vorschlag von Braun gedacht? Wieder nur an sein kleines, erbärmliches Leben. Er sah das Kloster als letzten Ausweg, wenn es keine andere Möglichkeit mehr geben würde, seinen möglichen Totschlag zu verbergen. Braun hatte ihn nämlich zusätzlich darauf aufmerksam gemacht, dass der Augustinerorden in Erfurt in Rechtsangelegenheiten direkt dem Papst unterstand[38]. Das bedeutete, dass Martin vor den Häschern Peraudis nichts mehr zu befürchten hätte, sobald er die Klostermauern betreten würde. Andernfalls drohte ihm jedoch im Falle des erwischt werden das Blutgericht[39]. Vor dem Blutgericht wurden Schwerverbrechen und todeswürdige Vergehen verhandelt. Todeswürdige Vergehen waren zum Beispiel heimtückischer Mord, Falschmünzerei, Inzest, Notzucht, schwerer Raub, Verrat und Spionage. Auch Gotteslästerung, Meineid, Schadenzauber und Hexerei gehörten dazu. Wieder so ein erbärmlich niedriger Gedanke von ihm! Immer dachte er nur an sich. Selbst jetzt, als er den Tod vor Augen hatte. Dann krachte es erneut und Martin wurde bewusstlos.

Benommen und mit einem Pfeifen im Ohr kam er langsam wieder zu sich. Wie lange er wohl gelegen hatte? Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Das Gewitter war noch immer in vollem Gange. Wollte es denn gar nicht weiterziehen? Martin drückte sich aus dem Matsch auf seine Knie, faltete die Hände und senkte sein Haupt.

„Bitte lieber Gott, sei gnädig mit mir. Ich werde dich nie wieder um etwas anderes bitten. Verschone mich. Wenn du mich rettest und mir eine letzte Chance gibst, dann will ich Mönch werden, und

---

38 Dieses Privileg hatte Papst Alexander der Vierte dem Augustinerorden 1257 erteilt.

39 Bei der Blutgerichtsbarkeit, auch peinliche Gerichtsbarkeit genannt, wurden Straftaten mit Verstümmelungen oder dem Tode geahndet. Es waren also „blutige Strafen“, daher der Name.

von nun an nur dir zu Diensten sein. Das schwöre ich bei der heiligen Anna[40]“. Er holte tief Luft und rief: „Hilf mir, heilige Anna, und ich will ein Mönch werden[41]!“

Dann betete er das Vater Unser, nicht einmal, sondern unzählige Male. Und je länger er betete, desto leiser wurde der Sturm. Die Angst verschwand mit jedem weiteren Gebet. Er wagte es aber noch nicht aufzublicken. Er betete weiter, und erst als er längere Zeit keinen Donnerschlag mehr gehört hatte, traute er sich aufzustehen und seinen Weg fortzusetzen[42].

Die nächsten zwei Wochen verbrachte er damit, seine persönlichen Angelegenheiten zu regeln. Er verkaufte seine Bücher und führte noch mancherlei Gespräche. Viele seiner Freunde konnten

---

40 Die heilige Anna ist die Mutter Marias. Ihre Verehrung erreichte im 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Auf sie legte Luther sein Gelübde ab.

41 Bericht des Justus Jonas 1538: „Auf dem Wege zwischen Gotha und Erfurt kommt zu ihm eine erschreckliche Erscheinung vom Himmel, welches er auf die Zeit deutet, er soll ein Mönch werden.“ (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

42 Tischrede Luthers aufgezeichnet von seinem engen Vertrauten Veit Dietrich: „ Nach dem außerordentlichen Ratschluss Gottes bin ich zum Mönch gemacht worden, **damit sie mich nicht gefangen nehmen konnten**. Sonst wäre ich sehr leicht festgenommen worden. So aber konnten sie es nicht, weil – es nahm sich der ganze Orden meiner an.“ Nikolaus Selnecker 1530 – 1592 in einer Lebensbeschreibung Martin Luthers: „Und als der Teufel des jungen Gesellen Geist, Gottseligkeit und Fleiß merkte, hat er seinem Leben vielfältiger Weise nachgestellt, in dem ihm seiner Mitgesellen einer **erstochen und umgebracht** worden, und ein gräulicher großer Donnerschlag ihn also erschrecket, dass er darüber aus Furcht des Zorns Gottes und des Jüngsten Gerichts ein Gelübde getan, er wolle die Welt und alles verlassen, und ein Augustinermönch werden…“

Im Klosterhof.

seine Entscheidung nicht akzeptieren. Das Gelübde war doch in einer Notsituation abgelegt und somit ungültig. So und ähnlich wurde argumentiert. Doch Martin ließ sich nicht mehr umstimmen. Am Tag vor Alexius gab er eine große Abschiedsfeier, die bis in die frühen Morgenstunden andauerte. Als die Sonne aufging, machte Martin sich zusammen mit seinen Freunden auf den Weg zum Kloster des Augustiner Bettelordens. Dort angekommen nahm er jeden nochmal fest in den Arm.

Die letzten Schritte zur Klosterpforte ging er alleine. Er klopfte an und ein Mönch in tiefschwarzer Tracht öffnete ihm. Martin wurde eingelassen[43]. Im Klosterhof angekommen, blieb er stehen und schaute sich sein neues Zuhause an.

Laut sagte er: „Ich kann die Vergangenheit nicht ändern, aber die Zukunft. Danke, dass du mir eine zweite Chance gibst! Von nun an werde ich nur für dich da sein."

---

[43] Tischrede Luthers vom 16.07.1539: „Später hat es mich gereut, dieses Gelübde abgelegt zu haben, und viele haben mir abgeraten. Ich aber bestand darauf und habe am Tag vor Alexius einige sehr gute und freundschaftlich gesinnte Männer zum Lebewohl sagen eingeladen, auf dass sie mich am nächsten Tag ins Kloster führten." (Dietrich Emme: Gesammelte Beiträge zur Biographie des jungen Martin Luther, 2016)

Romreise

Martin war mit drei anderen Mönchen unterwegs in die ewige Stadt. Rom! Wie schnell die Zeit doch verging. Es war gerade einmal sechs Jahre her, als ihn der Augustiner Orden als Hausknecht aufgenommen hatte. Das war die härteste Zeit seines Lebens gewesen. Er musste die niedrigsten und schwersten Arbeiten im strengen Kloster verrichten. Dieser Zustand änderte sich erst, als er Ende des Jahres sein Noviziat begann. Schon ein gutes Jahr später, kurz nach Beendigung seiner Ausbildung, wurde er zum Priester geweiht[44]. Der Generalvikar des Augustiner Ordens für Deutschland, Johann von Staupitz, hatte Martin dann das Studium der Theologie in Wittenberg ermöglicht. Dies war für den Generalvikar kein Problem gewesen, da er gleichzeitig auch der Dekan der dortigen theologischen Fakultät war. Martin hatte das Angebot dankbar angenommen, und das Studium wieder einmal rekordverdächtig abgeschlossen. Er brauchte nur die Hälfte der dafür vorgesehenen Zeit!

Zwischen dem Dekan und Martin hatte sich ein enges Vertrauensverhältnis entwickelt, noch enger als das zwischen Trautfetter und ihm in Erfurt. Staupitz war während des Studiums Martins Beichtvater geworden, dem er all seine Ängste und Sorgen anvertraut hatte. Staupitz wiederum mochte Martin und so war er im Laufe der Zeit so etwas wie die rechte Hand seines Dekans geworden.

Innerhalb des Augustiner Ordens gab es schon längere Zeit einen Streit zwischen den Observanten und den Konvetualen um die Auslegung der Ordensregeln. Die Konvetualen bestanden auf die selbstbestimmte, freie Auslegung der Ordensregeln eines jeden Klosters. Die Observanten dagegen kämpften für eine genaue, ver-

---

[44] Luthers Priesterweihe fand am 27.02.1507 statt.

einheitlichte Auslegung der Ordensregeln und eine Rückbesinnung auf die alten Ordenstraditionen.

Staupitz strebte eine Zusammenlegung aller Konvente an. Dies wurde jedoch gerade von vielen Observanten abgelehnt, da sie eine Verwässerung der Ordensregeln fürchteten. Dass Staupitz selber Observant war, machte ihm die Sache nicht leichter. Der Papst war ebenfalls für eine Zusammenlegung, hatte in dieser Sache vor drei Jahren auch schon einmal entschieden. Trotzdem gab es immer noch Widerstand in den einzelnen Klöstern. Staupitz wollte endlich Klarheit und hatte daher eine Berufung an den Papst ausgearbeitet. Er hatte auch noch weitere vermittelnde Vorschläge, die dem Papst vorgelegt werden sollten. Für den Augustiner Orden stand also ein Besuch beim Papst an.

Und für alle war es von vorneherein klar, dass Martin zu den vier Mönchen gehören würde, die von seinem Förderer auserkoren wurden, nach Rom zu reisen. Sie sollten sich dort als Abgesandte mit dem Ordensgeneral der Augustiner, de Viterbo, in Verbindung setzen und ihm Staupitz` neue Vorschläge für Deutschland unterbreiten. Ihr Ordensgeneral strebte im Streit um die Auslegung der Ordensregeln ebenfalls eine Zusammenlegung der Konvente an.

Die Reise war sehr beschwerlich gewesen. Insbesondere die Überquerung der Alpen in dieser Jahreszeit hatte es in sich, insgesamt aber war sie doch gut verlaufen. Die Mönche kamen kurz vor Weihnachten erschöpft aber glücklich in Rom an. Weihnachten in Rom! Konnte es etwas Schöneres geben? Aber irgendwie kam bei Martin keine weihnachtliche Stimmung auf. Es regnete fast jeden Tag. Ihm fehlten der heimatliche Schnee, die geliebten Gerüche während der Adventszeit und die vertrauten Stimmen.

Nachdem sie dem General ihres Ordens ihre Standpunkte erläutert hatten, übergaben sie ihrem obersten Verwalter den Auftrag, eine Berufung an den Papst bezüglich seines vor drei Jahren gefassten Beschlusses zu richten.

Martin nutzte in der folgenden Zeit jede freie Minute, sich in der Stadt umzusehen. Anfangs hatte ihn die Pracht der Kirchen und Klöster noch geblendet. Doch je länger er hier war, desto mehr Dinge bekam er zu Gesicht, die ihn maßlos ärgerten. Die Stadt kam ihm vor wie Sodom und Gomorrha. Prostitution und Betrug, Armut und Bettelei, Raub und Diebstahl waren an der Tagesordnung. Sagen durfte er so etwas natürlich nicht. Er versuchte diese vielen schockierenden Widerwärtigkeiten auszublenden und sich auf das zu konzentrieren, was er sich vor seiner Reise unbedingt vorgenommen hatte. Das gelang ihm auch ganz gut. Er fastete, besuchte zahlreiche Messen und Gottesdienste und suchte das Gespräch mit anderen Mönchen.

Das für ihn Allerwichtigste hatte er jedoch noch nicht erledigt. Er hatte es vor sich hergeschoben, da er gefühlsmäßig noch nicht dazu bereit war. Doch jetzt spürte er, dass die Zeit für sein Vorhaben gekommen war. Heute war der richtige Tag. Er machte sich auf, um innerhalb eines Tages sämtliche sieben Pilgerkirchen zu besuchen. Weil dafür keine bestimmte Reihenfolge vorgeschrieben war, hatte er sich die berühmte Lateranbasilika für das Ende aufbewahrt. Die Lateranbasilika war die Kathedrale des Bistums Rom. Nach ihr war der Laterankomplex benannt, in dem sich mehrere heilige Stätten der Christenheit befanden. Martins Unterfangen war mit der Ankunft in der Kathedrale eigentlich beendet, doch zwei Ziele im Laterankomplex hatte er noch. Das erste war die heilige Treppe, die Scala Santa. Sie führte zu seinem letzten Ziel, der allerheiligsten Papstkapelle, der Sancta Sanctorum. Auch bei dem letzten Teilstück seines Vorhabens würde er sich exakt an die päpstlichen Vorgaben zur Ablassgewinnung halten. Das musste reichen, um endgültig Gottes Gnade zu erlangen.

Gespannt und voller Vorfreude verließ er die Lateranbasilika und ging hinüber zu der heiligen Treppe. Dort angekommen stellte er sich in die Schlange der sich vor der Treppe stauenden Masse der Gläubigen. Seine Aufregung steigerte sich. Gleich würde er die Treppe sehen und berühren, die im römischen Palast des Pontius

Pilatus in Jerusalem gestanden hatte. Der Gedanke, dass auf dieser Treppe Jesus Christus gegangen war, und dieses nicht nur einmal, sondern mehrmals, und das mit dem Wissen zum Tode verurteilt zu werden, dazu das eintönige Murmeln der Betenden, das alles weckte in Martin eine Stimmung, wie er sie vorher noch nie erlebt hatte. Wie musste es Jesus wohl ergangen sein, mehrmals von Pilatus empfangen und wieder weggeschickt worden zu sein, bis er endlich sein Todesurteil empfangen hatte[45]?

Je mehr er sich der Treppe näherte, desto mehr fiel er in einen schläfrigen Dämmerzustand. Glücksgefühle durchströmten seinen Körper, als er sich endlich auf die erste Stufe niederknien konnte. Inbrünstig betete er das erste Vater Unser. Nie zuvor hatte er sich Gott so nah gefühlt. Was hatte Jesus doch alles durchgemacht und durchlitten! Er konnte es quasi am eigenen Leib spüren. Auf Knien ging es die nächsten Stufen weiter. Auf jeder Stufe wiederholte er das Vater Unser. Auf der zehnten Stufe verharrte Martin länger. Dort war tatsächlich ein Sichtfenster eingebaut, durch das man das Blut Jesu Christi fließen sehen konnte[46]**.** Irgendwie störte ihn dieses Bild. Doch er wollte sich die schöne Stimmung nicht durch verwirrende Gedanken zerstören lassen. Und so kroch er weiter.

Er hatte während der gesamten Prozedur nicht einmal hochgeschaut und als er nach einer Stunde mit schmerzenden, wundgescheuerten Knien aufstand, fühlte er sich erleichtert, glücklich und froh. Er hatte einen Generalablass erreicht. Und diesen nicht durch Geld, sondern durch eine eigene ehrliche Leistung. Tonnen von Steinen fielen ihm vom Herzen. Er schaute noch einmal kurz die Treppe hinunter und blickte auf die heraufkriechende Masse der

---

45 Hierher rührt der Spruch „Von Pontius zu Pilatus gehen“. Er steht für unnützes Hin-und-her-geschickt-werden.

46 Das ist kein Witz. An der zweiten, elften und achtundzwanzigsten Stufe der Heiligen Treppe befindet sich jeweils ein Sichtfenster, durch das man das angebliche Blut Christi sehen kann.

Gläubigen. Dann ging er beschwingt und völlig losgelöst weiter zum Beten in die Papstkapelle hinein.

Ein paar Tage später wurde die Berufung des Augustinerordens an den Papst abgelehnt. Das war zwar schade, Martin aber egal, denn er hatte etwas viel Wertvolleres erreicht. Er war sich nun sicher, dass er nicht im Fegefeuer landen würde. Und so war er trotz des Misserfolgs ihres ursprünglichen Anliegens gut gelaunt und bei der Rückreise in bester Stimmung. Die gute Laune hielt jedoch nur zwei Wochen an. Sie hatten gerade Florenz erreicht, als er die seit ihrer Abreise zunehmenden Kopfschmerzen nicht mehr aushielt. Hinzu kam, dass sein Hörvermögen stark eingeschränkt war. Es donnerte und rauschte in seinen Ohren, als ob sich ein Wasserfall darin befand. Wie ärgerte er sich da. Er war so guter Dinge gewesen und jetzt dieser Angriff des Teufels. Aber auch das würde er überstehen[47]. Die Krankheit war jedoch etwas hartnäckiger, so dass er sogar einen zweitägigen Krankenhausaufenthalt auf sich nehmen musste[48]. Dann war die Sache jedoch vorbei und sie zogen weiter in die Heimat.

Durch das Tal der Etsch und über den Brenner ging es in die Berge. Sie bezwangen ein weiteres Mal die Alpen, wobei Martin Innsbruck besonders gefiel. Durch das Lechtal ging es weiter und sie erreichten eine Woche nach Ostern die Umgebung der Fuggerstadt Augsburg.

Sie hatten sich einer Pilgergruppe angeschlossen, die ebenfalls in die Fuggerstadt unterwegs war. Martin und sein Begleiter waren ganz froh über die Bekanntschaft, denn so konnte man sich die

---

47 Auf der Rückreise im Februar 1511 aus Rom überfiel Luther „heftiges Kopfweh und Ohrensausen“ (Hans–Joachim Neumann: Luthers Leiden, 1995)

48 „In Florenz war Luther krankheitshalber in ein Spital eingeliefert worden.“ (Wikipedia über Martin Luthers Romreise)

Zeit besser vertreiben. Die Pilgergruppe hatte sie ausgiebig über die Vatikanstadt und den Zweck ihrer Romreise ausgefragt. Nun war Martin selber etwas neugierig und wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte.

„Und von wo kommt ihr?“

„Wir kommen aus dem Allgäu.“

„Und was führt euch nach Augsburg?“

„Die morgige Prozession zu Mariä Verkündung. Sie beginnt vor den Toren der Stadt und endet in der Ulrichsbasilika. Dort wird auch das Ulrichskreuz gezeigt, etwas, was nur alle paar Jahre gewährt wird.“

„Was ist das Ulrichskreuz?“, fragte Martin neugierig.

„Das weißt du nicht? Ein Engel reichte dem heiligen Ulrich während der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn dieses Kreuz.“

Der Pilger griff sich unter die Brust und holte ein einfaches Holzkreuz hervor, das an seinen vier Enden breiter wurde. In den vier Enden waren vier Worte eingeritzt.

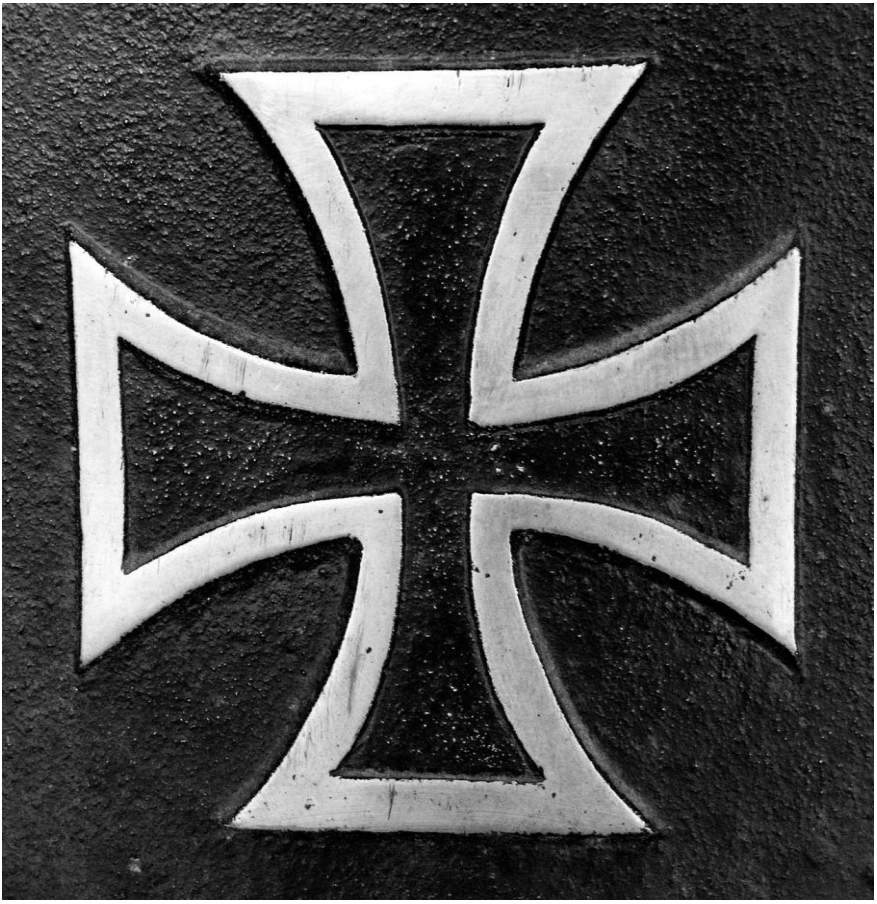
„Dieses Amulett ist nur eine Nachbildung. Es schützt mich vor teuflischen Anfeindungen. Ich habe es auf unserer letzten Pilgerreise erworben. Das Original wirst du ausnahmsweise morgen zu sehen bekommen, da es sonst nur in der Heiligtumskammer der Basilika aufbewahrt wird. Es ist aus dem Holz des Kreuzes, an das die Römer den Heiland geschlagen haben.“

Martin zuckte ein wenig zusammen. Er hatte auf seiner Reise mittlerweile an neun Orten Holz aus dem Kreuze Christi gefunden.

„Der heilige Ulrich hielt während der Schlacht das Kreuz als Siegeszeichen in die Höhe und mit Gottes Hilfe wurden die Ungarn geschlagen. Jakob Fugger[49] hat das Ulrichskreuz vor fünfzehn Jahren aufwendig mit Gold und Edelsteinen einfassen lassen. Ich

---

[49] Jakob Fugger von der Lilie, 1459 – 1525, war der mächtigste Mann seiner Zeit. Er, ein Kaufmann, wurde von Kaiser Maximilian sogar in den Adelsstand erhoben.



Das Ulrichskreuz ist ein Tatzenkreuz. Tatzenkreuze sind typische Symbole vieler katholischer Ritterorden. Die bekanntesten waren der Templerorden, der das Heilige Land zurückerobern sollte und der Deutschritterorden, der Osteuropa für die Papstkirche gewinnen sollte.

bin mir sicher, dass es einmal die berühmteste Reliquie der gesamten Christenheit werden wird.“

Die Gruppe ging weiter. Martin dachte daran, wie er in Rom die Heilige Treppe hochgekrochen war. Er dachte an das Blut Jesu, was er dort gesehen hatte. Anschließend hatte er sich in der Papstkapelle im Lateran auch noch die Heilige Vorhaut angeschaut. Karl der Große hatte sie von der Kaiserin von Byzanz erworben und Papst Leo anlässlich seiner Krönung zum Kaiser geschenkt. Allerdings gab es auch noch andere Kirchen, die von sich behaupteten, die Vorhaut vom Jesukindlein zu besitzen. Was, wenn diese Dinge menschlichen Ursprungs wären? Dann wären all seine Ablässe für die Katz, und er würde trotzdem im Fegefeuer landen. Der Pilger setzte seine Ausführungen fort und schob damit Martins Gedanken erst einmal an die Seite.

„Fugger lässt sich auch sonst nicht lumpen, wenn es um christliche Angelegenheiten geht. Er hat die besten Verbindungen in den Vatikan. Ihm haben wir es auch zu verdanken, dass morgen das Kreuz ausgestellt wird."

„Man sagt, er wäre der reichste Mann der Welt[50]", warf ein anderer ein.

„Das ist mit Sicherheit die Wahrheit. Er ist der oberste Vertreter der Kurie in Geldangelegenheiten in Deutschland. Er kassiert für den Papst alle fälligen Gelder ein. Sämtliche Bistümer lagern ihr Geld in seinen Niederlassungen. Er verwaltet aber nicht nur die Finanzen des Klerus, sondern mittlerweile auch die von fast allen wichtigen weltlichen Fürsten. Er ist ein Unterstützer des Hauses Habsburg und hatte großen Anteil an der Wahl Maximilians zum Kaiser." Der Mann schaute kurz in den Himmel und seufzte. „Wie gut, dass er ein Mann Gottes ist und selbst dem Klerus angehört. Es wäre nicht auszudenken, was passieren könnte, wenn so eine Machtfülle in die Hand des Falschen geraten würde. Dass Fugger gerecht ist, hat er schon mehrfach bewiesen. Er macht keinen Un-

---

50 „Von 1511 bis 1527 hat Fugger sein Kapital von knapp 200.000 Gulden auf mehr als 1,8 Millionen Gulden erhöhen können." (Wikipedia über Jakob Fugger)

terschied in der Behandlung seiner Gläubiger. Vor Jahren hat er sogar mal Kardinal Peraudi pfänden lassen, weil der ihm die Zinsen nicht mehr zahlen konnte."

Martin zuckte erneut zusammen, was seinem Gesprächspartner nicht entgangen war.

„Oh, du kennst Peraudi?"

„Nur flüchtig. Ich habe ihn lediglich einmal von weitem gesehen."

„Na ja. Wie dem auch sei. Fugger ist ein großartiger Mann. Er wirkt bei der Besetzung sämtlicher deutscher Bistümer mit."

„Und verdient mit!", unterbrach ein weiterer Pilger seinen Redefluss.

„Ja, ist ja auch sein gutes Recht. Er kauft die Ämter vom Papst und verkauft sie dann weiter. Er muss ja sein Geld auch wieder reinkriegen."

„Ich finde diese Schacherei nicht in Ordnung! Priester und Bischöfe sollten nicht wegen des Geldes eingesetzt werden!"

„Oh, lass das man ja nicht in der Stadt los. Das kann dir schnell als Ketzerei ausgelegt werden."

Sein Gegenüber ließ sich jedoch nicht beirren und übte weitere Kritik.

„Und er verdient sich einen goldenen Hintern damit!"

„Gehörst du mittlerweile auch zu den komischen Typen, die dem Ablass die Gültigkeit absprechen wollen? Willst du leugnen, dass Gott demjenigen Ablass gewährt, der sich seine Gnade erkauft?"

„Leugnen bedeutet, etwas wider besseres Wissen als Unwahrheit zu bezeichnen. Was hat es mit Leugnen zu tun, wenn ich den Ablass hinterfrage? Für mich ist seine Gültigkeit halt nicht in Stein gemeißelt."

„Ablassleugner! Halt in der Stadt bloß die Klappe. Wenn es hart auf hart kommt, halte ich bestimmt nicht den Kopf für dich hin."

„Brauchst du auch nicht. Aber wer hat denn am Ende immer alles auszubaden? Fugger kauft die Ämter beim Papst. Der verkauft

sie teuer an die Erzfürsten. Die weiter an die Bischöfe und so weiter. Und wo bekommen sie alle ihr Geld her? Vom Volk, das sie, je mehr Schulden alle bei Fugger haben, umso mehr auspressen müssen. Was glaubt ihr denn, warum es unter den Bauern und in Teilen des Volkes so brodelt? Die Stimmen der Unzufriedenen werden immer zahlreicher."

„Das mag sein. Aber es ist die von Gott gewollte Ordnung. Daran sollten wir nicht rühren", mischte sich Martin ein.

„Amen!", meinten die anderen einstimmig.

Gegen Abend kam die gemischte Gruppe in der Stadt an. Vor den Stadtmauern tummelte sich allerlei Volk, das in Wagen, Zelten und an Feuern hauste. Die Trennung nahte und es wurde Zeit für den Abschied.

„Das Ulrichskreuz hat mit Sicherheit nicht nur Gläubige angezogen. Passt also auf euch auf!"

„Und ihr auf euch. Gott mit euch."

Die Augustinermönche verabschiedeten sich von ihren Begleitern und gingen zum Übernachten ins Kloster ihrer Brüder. Gespannt auf den nächsten Tag legten sie sich schlafen.

Mariä Verkündigung war wie immer eine Woche nach Ostern. Es war ein durchwachsener Frühlingstag mit abwechselnd leichtem Regen und Sonnenschein. Die Augustiner hatten sich einen Platz auf der Stadtmauer reservieren lassen. Von hier aus konnte man die ankommende Prozession beobachten, ihren Weg in die Stadt verfolgen und sich anschließend dem Zug anschließen.

Der Prozession vorweg ging ein Geißlerzug. Martin hatte noch nie in seinem Leben so verdreckte und stinkende Gestalten gesehen. Unaufhörlich waren Worte wie Buße, Sünde, Teufel und Gnade zu hören. Jeder wollte die anderen in seiner Büßerbereitschaft übertreffen. Man sah in Säcken gehüllte Einsiedler, die sich wochenlang nicht gewaschen hatten. Andere Geißler oder Flagellanten, wie sie auch genannt wurden, hatten mehrere Zentimeter

lange gekrümmte Finger- und Fußnägel, da sie ein Gelübde abgelegt hatten, sich diese nie wieder zu schneiden. Einer von ihnen setzte sich sogar hin und kratzte sich mit seinem Fuß die Wangen unter den Augen auf, so dass das Blut in seinen verfilzten Bart lief. Die Nächsten peitschten sich den Rücken blutig. Mehrere sangen Lieder und wippten dazu wie irre hin und her oder bewegten sich nur drehend vorwärts. Dabei steckten sie sich allerlei ekelerregendes Getier wie Würmer, Feuersalamander und Frösche in den Mund. Das, was sie nicht runterwürgen konnten, spuckten sie aus und zertraten es mit ihren nackten, dreckigen Füßen.

Martin wandte sich ab und beobachtete die Schaulustigen. Viele bekreuzigten sich oder knieten zum Beten nieder. Auch waren sehr viele Kinder mit angsterfüllten Blicken zu sehen, die versuchten, sich hinter ihren Eltern zu verstecken. Unter all diesen Gestalten war Martin eine dünne Frau ins Auge gefallen, die sich krampfhaft den Bauch hielt. Sie näherte sich auf allen vieren dem Stadttor und brach kreischend und stöhnend unter dem Torbogen zusammen.

„Komm mit!“, meinte er zu einem seiner einheimischen Brüder.

„Wo willst du hin?“

„Der Frau helfen. Ich glaube, ihr geht es nicht gut.“

„Die im Torbereich liegt?“

„Ja, kennst du sie?“

„Das ist Anna Lamenit. Sie wird in der Stadt von vielen als Heilige verehrt. Sie ernährt sich seit Jahren nur noch von Hostien und hat seitdem keinerlei Ausscheidungen mehr.“

Martin kämpfte sich durch die Menge zu der am Boden liegenden Anna. Die stöhnte und kugelte sich auf dem Rücken hin und her.

„Aaah, es muss raus, es muss raus“, stöhnte sie.

„Ist alles in Ordnung?“

Anna stöhnte weiter und strich sich über ihren Bauch. Ihr Kleid war auf dem Rücken durch Peitschenhiebe zerrissen.

„Ohhh, jetzt kommt es! Gleich!“

„Was? Was kommt gleich?“

Anna reagierte nicht und suhlte weiter ihren blutigen Rücken im Dreck. Martin hatte Anna ein wenig an die Seite gezogen. Weitere Umstehende waren aufmerksam geworden und gesellten sich zu der kleinen Gruppe.

„Können wir dir helfen?“ Martin wurde ungeduldig. „Jetzt antworte gefälligst!“

Daraufhin schrie und grunzte Anna aus Leibeskräften.

„Es muss raus!“

„Zum letzten Mal, was denn?“

„Das Baby!“

Es folgte ein letztes langgezogenes Stöhnen, worauf Anna glücklich und zufrieden meinte:

„Aahh, jetzt ist es raus!“

Dann war Ruhe. Erschöpft sackte sie in sich zusammen. Martin sah Anna irritiert an.

„Hä? Aber du bist nicht schwanger!“

Sofort fing Anna an fürchterlich zu weinen und zu schluchzen.

„Wie kannst du so etwas nur sagen?“, wurde Martin von der Seite her angeschnauzt.

„Wie kann man nur so grob sein!“, legte der Sprecher nach.

Martin stutzte und sah den Mann an.

„Sie ist nicht schwanger, also kann sie auch kein Kind bekommen haben.“

„Nur Gott kann das wissen. Außerdem ist heute Mariä Verkündung. Wer weiß, was an einem so heiligen Tag alles möglich ist? Vielleicht hat sie gerade etwas geboren. Außerdem hat jeder das Recht, schwanger zu sein. Hör einfach auf sie auszugrenzen!“

Martin sah verwundert seinen Bruder an.

„Lass uns gehen!“, meinte dieser nur lapidar.

Sie wollten sich gerade umdrehen, als Anna erneut anfing zu stöhnen: „Oh nein, es geht schon wieder los.“

Der Mann, der Martin angeschnauzt hatte, kniete sich zu ihr nieder.

„Was, sag mir was? Das Kind ist doch geboren.“

Anna schrie und grunzte erneut.

„Oh nein, das ist zu viel. Ich glaube, “ sie machte eine Pause, „es werden Zwillinge. Bringt mich schnell zum Ulrichskreuz. Schnell!“

Als Martin wieder auf der Stadtmauer stand, konnte er sehen, wie Anna von zwei Männern getragen in den Gassen der Stadt verschwand[51].

Der Geißlerzug war vorüber. Es folgte nun im Schneckentempo die eigentliche Prozession. Vorweg gingen zwei jugendliche Messdiener. Sie trugen jeder eine Fahne, auf der das Ulrichskreuz zu sehen war. Ihnen folgten mit etwas Abstand zwei Reiter. Sie stellten Bischof Ulrich von Augsburg und den ungarischen König dar. Bischof Ulrich saß auf einem Schimmel und hielt den auf einem Rappen sitzenden ungarischen König mit einer Kette in Schach. Die Szene war eine Erinnerung an Ulrichs großen Anteil am Sieg König Ottos gegen die Ungarn im Jahr 955 auf dem Lechfeld. Hinter den Reitern liefen wieder zwei Jugendliche mit Ulrichskreuzfahnen. Dann kamen die weltlichen und geistigen Würdenträger der Stadt, gefolgt von den Messdienern, den Musikanten und den Gläubigen.

---

51 Luther über Anna Lamenit, (geb. 1480, ertränkt 1518) in einer seiner Tischreden 1540: „Als er im Jahre 1511 auf der Rückreise durch Augsburg kam, sei dort eine „Hure“ gewesen, genannt Jungfrau Ursel, die hätte vorgegeben, dass sie weder esse noch trinke oder andere leibliche Bedürfnisse hätte.“ und „Aber es war mit ihr lauter Bescheißerei!“ „Die früher von ihm gehuldigte Anna bezeichnete er nun als Teufelsbetrug“. Johannes Aventinus, namhafter Chronist und Historiker seiner Zeit, kommentierte: „Nicht nur das dumme Volk, der ungebildete Pöbel, glaubte dies, sondern auch unsere heiligmäßigen Gelehrten, die neuen Theologieprofessoren … vertrauten dieser falschen Heiligen Anna.“ (Wikipedia zu Anna Lamenit)

Die Musikanten schlugen im immer wiederkehrenden gleichen Rhythmus auf ihre Instrumente ein. Passend dazu wurde jedes Mal von zwei Priestern eine Fürbitte an den heiligen Ulrich gesungen, worauf sämtliche Kleriker monoton in einem ähnlichem Singsang antworteten: „Heiliger Ulrich, bitte für uns! Heiliger Ulrich, bitte für uns!“ Die Gläubigen waren strikt nach Männlein und Weiblein getrennt. Alle Teilnehmer standen jeweils in Reihen zu fünf Personen nebeneinander und hielten sich untereinander an weißen Taschentüchern fest. Am eindrucksvollsten war die Art der Fortbewegung. Es handelte sich nämlich um eine Springprozession. Jeder Teilnehmer sprang im Takt der Musik erst drei Schritte vor und dann zwei zurück[52]. Das war auf Dauer ein enormer Kraftakt. Darin begründet lag also das elende Schneckentempo dieser Prozession. Nun wurde Martin auch der Sinn der Taschentücher bewusst. Mit ihnen gaben sich die Gläubigen gegenseitig Halt und Stabilität.

Die ersten Ausfälle aufgrund von Überanstrengung waren zu sehen. Einige brachen sogar mit Schaum vor dem Mund zusammen. Das ganze erinnerte den Augustinermönch stark an das Krankheitsbild der sogenannten Tanzwut. Die Tanzwut war auch unter dem Namen Veitstanz bekannt, da die Kranken den heiligen Veit um Hilfe anbeteten, sie von ihren Leiden zu erlösen. Seit etwa 200 Jahren hatte die Krankheit[53] sich immer weiter ausgebreitet und auch schon etliche Todesopfer gefordert. Die bisher angewandten Heilmethoden wie Schwitzkuren oder Verabreichung von Exkre-

---

52 Aus so einer Springprozession, der Echternacher Springprozession, hat sich, der Begriff „drei Schritte vor, zwei zurück“ für einen mühsamen Prozess mit vielen Rückschritten entwickelt. Die Echternacher Springprozession gibt es noch heute und sie hat jedes Jahr mehrere tausend Teilnehmer. Sie steht auf der Reprä sentativen Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit der UNESCO.

53 Das Krankheitsbild Tanzwut verschwand mit dem Beginn der Aufklärung um 1700.

menten hatten genau so wenig geholfen wie die Idee noch mehr zu tanzen.

Viele der Betroffenen ließen sich mit glänzenden Augen, glücklich und erschöpft, am Straßenrand nieder. Hilfe wollte niemand. Das hätte nur die wahre Nähe zu Gott beeinträchtigt. Keiner wollte sich dieses einmalige Gotterlebnis zerstören lassen. Martin bekroch ein beschämendes Gefühl. Ob er wohl genauso geschaut hatte, als er in Rom die Heilige Treppe hinaufgekrochen war?

Hüpfend und springend im Takt der Musik zog die Prozession weiter in die Stadt ein. Auch die Augustinermönche schlossen sich dem Ende des Zuges an. Er endete nach insgesamt drei Stunden in der Basilika, in der vor dem Altar das Ulrichskreuz aufgebaut war. Martin konnte dort allerlei Gesprächen lauschen. Viele der Teilnehmer hatten niemals zuvor etwas so Herrliches erlebt. Einige hatten die Stimme Gottes gehört, andere sogar am Ulrichskreuz die Mutter Gottes gesehen. Das alles irritierte ihn mehr, als es ihn in seinem Glauben bestärkte.

Am nächsten Tag zog er zusammen mit seinem Begleiter weiter in Richtung Heimat. Was hatte er mal wieder für ein Glück! Denn kurze Zeit nach seiner Abreise gab es in Augsburg einige Fälle von Beulenpest. Die Pest begann erst auf dem Rücken und breitete sich dann, nachdem die Erkrankten zur Ader gelassen wurden, über die Leisten, Beugen und Achselhöhlen aus. Auch Fälle von Lungenpest traten auf. Der Teufel war halt ein grausamer Gesell. So rächte er sich an den gottgefälligen Augsburgern für ihr offenes Eintreten für Jesus Christus. Er schickte den schwarzen Tod.

Eine Woche später überbrachte Martin seinem Generalvikar Staupitz die Nachricht, dass die Appellation abgelehnt worden war. Damit war die für ihn sehr spannende Romreise beendet. Zielstrebig widmete er sich wieder seinem Lieblingsbuch, der Bibel. Es beruhigte ihn, Gottes Wort zu lesen.

Das Turmerlebnis

Generalvikar von Staupitz war trotz des Misserfolgs der Romreise felsenfest von den Fähigkeiten seines Schützlings überzeugt. Er förderte ihn, wann immer es ihm möglich war.

Von Staupitz wies Martin dem aufstrebenden Wittenberger Konvent zu. Das dortige Kloster der Augustinermönche, bekannt unter dem Namen „Schwarzes Kloster“, wurde Martins neue Heimat. Schon ein Jahr nach seiner Übersiedelung nach Wittenberg promovierte der ehemalige Jurastudent zum Doktor der christlichen Theologie. Kurz darauf bekam er von seinem Gönner den Lehrstuhl für Bibelauslegung an der Universität Wittenberg verliehen. Damit wurde er dessen direkter Nachfolger, denn von Staupitz hatte diesen Lehrstuhl seit Gründung der Universität im Jahre 1502 zehn Jahre lang innegehabt. Martin war nun Professor. Seine Vorlesungen waren gut besucht und seine Art der Vermittlung des Stoffes kam bei den Studenten gut an.

Es dauerte nicht lange und er kletterte weiter nach oben. Sein Orden ernannte ihn zum Provinzialvikar. Damit hatte er nun auch innerhalb des Ordens eine führende Position. Mit seinen gerade einmal 31 Jahren unterstanden ihm insgesamt elf Konvente, wozu auch der Erfurter Konvent gehörte, dem er selbst die Jahre zuvor angehört hatte.

Der junge Doktor arbeitete ununterbrochen. Er bereitete die Vorlesungen vor, las unermüdlich in der Bibel und bereiste die zu seiner Provinz gehörigen Gebiete. Als ob das nicht genug wäre, hatte ihn der Rat der Stadt auch noch zum Prediger der Stadtkirche St. Marien bestellt. Seine Brüder machten sich ernstlich Sorgen um ihren arbeitsbesessenen Freund. Sie hatten Bedenken, dass er diesen Raubbau an seinem Körper nicht ewig durchstehen würde. Doch Martin wischte ihre Bedenken einfach beiseite. Er konnte gar nicht anders. Es war halt so seine Art. Bei all der vielen Arbeit hielt er sich immer strengstens an die Klosterregeln. Auch ließ er

keine Möglichkeit aus, sich von seinen Sünden lossprechen zu lassen. Regelmäßig besuchte er den Beichtstuhl seines väterlichen Freundes von Staupitz. Frömmigkeitsübungen, Schuldbekenntnisse und Bußübungen bestimmten seinen Alltag und sein Denken[54].

Aber es half alles nichts. Seine Gedanken kreisten weiter um sein Problem. Die Romreise hatte ihm diesbezüglich nur kurzzeitig Erleichterung gebracht. Würde er vor Gott bestehen können? Würde Gott ihm Gnade gewähren, ihm, der vielleicht seinen besten Freund erstochen hatte? Er hatte außer seinen Beichtvätern Trutfetter und Staupitz nie jemandem von diesem Unglück erzählt. Die Gedanken an den Paukboden und das Fegefeuer[55] brachten ihn zur Verzweiflung. Immer wieder kämpfte er mit sich und suchte nach Antworten auf seine Fragen. Jede freie Minute studierte er das Wort Gottes. Wenn er eine Antwort bekommen würde, dann sicher nur in der Bibel. Und so las er jede freie Minute in der Heiligen Schrift. Unzählige seiner Vorlesungen hatten sich mit dem Thema der Gnade Gottes beschäftigt, doch die Anfechtungen und Verunsicherungen blieben und trieben ihn immer weiter. Er hatte mit seiner Art schon so vielen Menschen helfen können, aber er selbst fand keine Ruhe.

---

54 „Es ist wahr, ich bin ein frommer Mönch gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, dass ich sagen darf: Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das werden mir alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben, bezeugen. Denn ich hätte mich, wenn es länger gewährt hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.“ (Heinrich Fausel: Dr. Martin Luther, Sein Leben und Werk, Band 1.)

55 Noch heute kann man das Fegefeuermuseum in Rom besuchen. Es beinhaltet unheimliche Zeichen, Brandspuren und Gestalten. Und noch heute wird den Gläubigen mit diesem Schwindel Angst gemacht. Man mag es wirklich nicht glauben.

Martin war auf dem Weg in den Turm des Augustinerklosters. Hier lag sein Arbeitszimmer. Wie immer ging er mit der Bibel unter dem Arm hinein und setzte sich an den Tisch. Er wollte eine neue Vorlesung ausarbeiten und suchte nach passendem Material. Diesmal hatte er sich den Brief des Apostels Paulus an die Römer vorgenommen.

Das Lesen der Bibel auf Griechisch fiel ihm nicht schwer. Nach seiner Meinung wurde es Zeit für eine deutsche Übersetzung, damit größere Teile des Volkes das Wort Gottes direkt würden lesen können. Irgendwann würde er Gott zu Ehren die Bibel ins Deutsche übersetzen. Der Gedanke beflügelte ihn. Er studierte weiter eifrig die Worte des Paulus an die römische Gemeinde, bis er plötzlich stutzig wurde. Er war bei dem Bibelvers 1,17 des Römerbriefs angekommen. Er las ihn sich laut vor.

„Denn darin wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche aus dem Glauben kommt und zum Glauben führt; wie geschrieben steht: Der Gerechte wird aus dem Glauben leben“

Er las ihn nochmal, stand auf und ging zum Fenster. Dann ging er wieder zum Tisch und las erneut, wieder und wieder.

„Das ist es! Das ist es! Ich hab`s gefunden!“, jubelte er.

Martin war ganz außer sich. Er musste seine Gedanken sortieren und in Worte fassen. Alles war mit einem Mal anders. Die Heilige Schrift, das niedergeschriebene Wort Gottes, war völlig falsch verstanden worden. Kein Ablass, kein Arbeitsdienst an Kirchen oder Klöstern, kein Amulett, keine Pilgerreise konnte die Gnade Gottes erwirken. Natürlich konnte man die Gnade Gottes nur durch Gott selber erlangen, indem man an ihn glaubte. Gott gewährte nicht Gnade durch materielle Gefälligkeiten, sondern nur durch den Glauben. Wie hatte er nur all die Jahre so blind sein können!

Aufgebracht ging er zum Fenster und schaute hinaus. Alles war perfekt eingerichtet. Das Werk Gottes war wunderbar. Wieso sollte er, der alles so herrlich erschaffen hatte, Geld, Münzen, Schmuck und Geschmeide benötigen? Gott, das Höchste, was man sich überhaupt vorstellen konnte, vergibt sündhaftes Verhalten,

weil er dafür Geld bekommt? Was für ein teuflischer Unfug. Wie hatte er nur all die Jahre diesen Schwachsinn glauben können[56]?

Er dachte an seine Erlebnisse in Rom und Augsburg. An die vielen Reliquien, die es oftmals doppelt und dreifach gab. Wut und Ärger stiegen in ihm auf. Das war Gotteslästerung pur! Diese falsche Glaubensauslegung besudelte das Ansehen Gottes, und stürzte nun schon seit Jahrhunderten die Menschen in unendliches Leid. Der Gedanke, sich von seinen Sünden loskaufen zu können und danach weitermachen zu können, als ob nichts geschehen wäre, wird unzähligen Menschen einen Platz in der Hölle beschert haben. So viele unnötige Qualen! So viel unnötiges Leid!

---

56 „Bis Gott sich erbarmte und ich, der ich Tag und Nacht nachgedacht hatte, den Zusammenhang der Worte begriff, nämlich: der Gerechte wird aus Glauben leben. Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes zu verstehen, durch die der Gerechte als durch ein Geschenk Gottes lebt, nämlich aus Glauben heraus. Und dass dies der Sinn sei: dass durch das Evangelium Gerechtigkeit Gottes offenbart werde, nämlich eine passive, durch die Gott uns in seiner Barmherzigkeit durch Glauben rechtfertigt, wie geschrieben steht: der Gerechte soll aus Glauben leben. Hier spürte ich, dass ich völlig neu geboren sei und dass ich durch die geöffneten Pforten in das Paradies selbst eingetreten sei, und da erschien mir von nun ab die Schrift in einem ganz anderen Licht. Ich eilte durch die Schrift hindurch, wie es mein Gedächtnis hergab, und verglich in anderen Wörtern die Analogie, dass nämlich das Werk Gottes das ist, das Gott in uns tut, die Kraft Gottes, durch die er uns mächtig macht, die Weisheit Gottes, durch die er uns weise macht, die Stärke Gottes, das Heil Gottes, die Ehre Gottes. Und so sehr ich die Vokabel Gerechtigkeit Gottes gehasst hatte, so viel mehr nun hob ich dieses süße Wort in meiner Liebe empor, so dass jene Stelle bei Paulus mir zur Pforte des Paradieses wurde.“ (Luther, Vorrede zum Band 1 der Gesamtausgabe seiner lateinischen Werke, Wittenberg 1545)

Erneut ging er zum Fenster. Im Innenhof des Schwarzen Klosters betete ein Bruder ganz in sich versunken unter einer alten Eiche. Wie hatte er nur Gottes Gerechtigkeit anzweifeln können? Wie sehr hatte er seinen Gott manches Mal gehasst für seine Härte und seine Strafen[57]. Er dachte an seine Ängste, die ihn all die Jahre begleitet hatten. Wie oft hatte er entrüstet seinen Gott angeschrien? Waren Erbsünde und die zehn Gebote ihm nicht genug? Reichte das nicht aus? Mussten wir elenden Sünder noch mehr drangsaliert werden? Furcht vor Gottes Zorn, Furcht vor Gottes Strafe, Furcht vor Gottes Gerechtigkeit, dazu das Fegefeuer! Das alles war grundsätzlich verkehrt. Es war ein völlig falsches und verwirrendes Gottverständnis. Paulus Brief lieferte ihm den Schlüssel zu Gott. Martin war elektrisiert. Er dachte an die Nächte, in denen er wach gelegen hatte und mit seinem Gott gehadert hatte. Tobend war er oftmals durch seine Zelle gelaufen[58]. Und nun?

Da stand es schwarz auf weiß! Gerechtigkeit erlangt man aus dem Glauben heraus. Gott war nicht zornig, strafend oder brutal. Gott war die Liebe und im Glauben an Gott würde ihm und jedem anderen Menschen auch Gerechtigkeit widerfahren. Gott akzeptierte ihn so wie er war! Gott liebte ihn bedingungslos! Er würde nichts leisten müssen, um Gottes Gnade zu erlangen. Das hatte sein Sohn Jesus Christus für ihn und für alle Menschen der Welt am Kreuz erledigt. Jesus Christus hatte sie bis ans Ende aller Zeiten erlöst. Das einzige was er zu tun hatte, war zu glauben. Glauben an Gott Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Und das tat er. Das Glücksgefühl, das durch seinen Körper strömte, wollte gar

---

57 „Denn ich glaubte nicht an Christus, sondern hielt ihn für nichts anderes als für einen strengen, schrecklichen Richter.“ Luther in einer Predigt 1537.

58 „… Ich liebte nicht nur nicht - nein, ich hasste den gerechten Gott, der die Sünder straft … So tobte ich in meinem wilden und verwirrten Gewissen …“ (Luther, Vorrede zum Band 1 der Gesamtausgabe seiner lateinischen Werke, Wittenberg 1545)

nicht enden. Die Bibel erschien ihm auf einmal in einem ganz neuen Licht. Alles musste auf den Prüfstand. Er würde sich sofort seiner neuen Aufgabe widmen und das Wort Gottes mit Hilfe seiner Neuentdeckung untersuchen. Wie sehr hatte er den Begriff „Gottes Gerechtigkeit“ immer gehasst. Wenn er jetzt darüber nachdachte und ihn aussprach, hörte es sich an wie eine Liebeserklärung. Er war sich sicher, dass seine Entdeckung zu einem völlig neuen Gottverständnis führen würde.

Martin sackte auf seinem Stuhl zusammen und ließ die Arme und Beine hängen. Sein Magen knurrte. Er bekam auf einmal einen riesigen Hunger. Aus seiner Aufgeregtheit wurden Ruhe und Müdigkeit. Aber seine Entdeckung musste er unbedingt jemandem mitteilen. Er raffte sich auf und ging in die Bibliothek.

Seine Pläne bekamen leider sehr schnell einen großen Dämpfer. Anstatt mit aller Kraft loslegen zu können, musste er sich leider erstmal zurücknehmen. Das Jahr 1515 sollte für ihn körperlich kein gutes Jahr werden. Er wurde krank und konnte seiner Arbeit nicht nachkommen[59]. Seine Brüder hatten wohl Recht gehabt, dass er sich all die Jahre zu viel zugemutet hatte. Doch das war ihm gänzlich egal. Dann dauerte es halt noch ein bisschen, bis er seine Erkenntnisse hinausschreien konnte.

[59] „Im Jahr 1515 klagt Luther über allgemeine Erschöpfungszustände.“ (H. J. Neumann: Luthers Leiden, 1995) Wo die wohl herkamen? Sein Turmerlebnis hat ihn in die Heilungsphase geschossen. Schade, dass man aus diesem Jahr nichts Genaueres über Luthers Krankheitssymptomatik weiß.

Der Thesenanschlag

Nach seiner Genesung begann Martin behutsam seine Entdeckung vorzustellen. Zuerst führte er im Orden Gespräche. Die Augustinermönche stimmten ihm in vielerlei Dingen zu. Ihn zu widerlegen, gelang niemandem. Daraufhin fing er an, seine Erkenntnisse in der Universität zu verbreiten, indem er sie teilweise in seine Vorlesungen einbaute. Die Folge war, dass seine ohnehin schon gut besuchten Vorlesungen immer voller wurden. Seine Ansichten sprachen sich herum und er bekam von allen Seiten Zuspruch. Insbesondere Dekan Dr. Karlstadt[60], der Martin zum Doktor promoviert hatte, war sehr angetan von seinen Ideen.

Die jungen Studenten lagen ihrem Doktor zu Füßen. Vorbei war das langweilige theoretische Theologie-Geschwafel. Kraft- und humorvoll brachte Martin ihnen seine Sicht der Dinge näher. Dieser fast ausnahmslose Zuspruch bestärkte ihn in seiner Meinung, dass das aktuelle theologische Weltbild falsch war und auf die Müllhalde der Geschichte gehörte.

Er fasste seine Gedanken in insgesamt 95 Thesen zusammen und schickte sie zur wissenschaftlichen Disputation dem Mainzer Erzbischof. Gespannt wartete er auf eine Antwort. Er war sich hundertprozentig sicher, dass der führende Klerus des Reiches ihm zustimmen würde. Die Sache war seiner Meinung nach zu eindeutig. Selbst ein Blinder müsste erkennen, dass man Gottes Gnade nur durch den Glauben erlangen konnte. Doch es tat sich – nichts!

Es war Sonntag und Martin war auf dem Rückweg von der Stadtkirche ins Schwarze Kloster. Bisher hatte er es immer tunlichst vermieden, in seine Predigten sein neues theologisches Weltbild einzubauen. Insbesondere die Ordensführung wollte erst die wissenschaftliche Disputation abwarten. Einfach so dem Volk Neuar-

60 Karlstadt, geboren als Andreas Bodenstein, Reformator 1485-1541

tiges zu predigen, konnte schnell als Ketzerei ausgelegt werden und ihm und den Augustinern mächtigen Ärger einbringen. Also hielt sich Martin in seinen Messen erst einmal zurück.

Die Schlosskirche war wieder einmal nur zu drei Vierteln gefüllt gewesen. In den letzten Monaten kamen immer weniger Gläubige. Und die, die da waren, kamen größtenteils nur wegen ihm. Er wusste das. Sie mochten seine Art. Martin sprach wie einer von ihnen. Dadurch gab es eine gewisse Verbundenheit. Trotzdem verließ er etwas enttäuscht die Kirche.

Er wollte gerade die Straße überqueren, als er aus dem Augenwinkel heraus einen bekannten Bauern seiner Gemeinde wahrnahm.

„Guten Morgen, Bauer Fröchtling."

„Ah, Bruder Martin, guten Morgen. Schön, euch mal wieder zu sehen."

„Gleichfalls. Obwohl wir uns ja schon längst hätten öfter sehen können. Du und deine Familie waren lange nicht mehr in der heiligen Messe."

„Ja, das stimmt. Vielleicht passt es bald mal wieder."

„Bald? Die heilige Messe ist wichtig, um den Glauben an Gott zu bezeugen."

„Da habt ihr Recht. Ich werde mir eure Worte zu Herzen nehmen."

Martin ließ nicht locker.

„Geht es dir gut? Wollen wir ein paar Schritte gemeinsam gehen?"

„Gerne, ich wollte aber in die andere Richtung. Ich bin auf dem Weg nach Hause. Meine Frau und meine Kinder werden mich schon vermissen. Ich war nämlich ein paar Tage in Halberstadt."

„In Halberstadt? Was hast du denn da gemacht? Hast du dir eine neue Kuh zugelegt?"

„Doktor Luther, für eine neue Kuh würde ich doch nicht nach Halberstadt fahren. Nein, Johann Tetzel war dort. Ich habe mich

und meine Familie von allen Sünden befreit. Hast du noch nicht von ihm gehört?“

Natürlich hatte Martin schon von Tetzel gehört. Papst Leo X hatte, um den weiteren Bau des Petersdoms zu finanzieren, den Petersablass eingeführt. Tetzel war letztes Jahr vom Bistum Meißen zum Subkommissar für eben diesen Ablasshandel ernannt wurden. Anstatt den Gottesdienst zu besuchen und Gottes Wahrhaftigkeit zu spüren, reiste dieser fehlgeleitete Mensch sinnlos durch die Gegend und verplemperte völlig nutzlos sein sauer verdientes Geld. Erneut wurde ihm bewusst, wie die Menschheit durch diese falsche Art der Buße ins Unglück gestürzt wurde. Martin wurde wütend und ließ seinen Frust an dem Bauern aus.

„Das Geld hättest du dir schenken können. Es schützt dich nicht vor gerechter Strafe, vor der Hölle oder vor dem Fegefeuer. Im Gegenteil! Dieser Weg zu glauben, man könnte sich die Gnade Gottes erkaufen, führt direkt in die Hölle. Tue Buße! Und zwar schnell. Nur der Glaube an Gott kann dich retten.“

Dann ließ er den verdutzten Mann stehen und ging wutentbrannt in sein Kloster zurück. So konnte es nicht weitergehen.

Er ging in das Turmzimmer und setzte ein weiteres Schreiben an den Erzbischof auf. Hierbei benutzte er das Beispiel des Bauern, um darzulegen, welche Auswirkungen diese falsche Buße auf jeden einzelnen Menschen haben würde. Er beendete das Schreiben mit einem eindringlichen Appell.

„Die Schuld wird nicht beglichen durch Geld! Das Wiegen in falscher Sicherheit führt die Menschen, egal ob König oder Bettler, direkt dem Teufel zu! Bereitet dieser Gotteslästerung ein Ende!“

Martin las den Brief noch einmal durch. Er war zufrieden. Jetzt würde es klappen. Schließlich war sein Erzbischof nicht nur der apostolische Administrator des von Tetzel heimgesuchten Bistums Halberstadt. Das war noch sein geringster Titel. Er war, wie sein Bruder Joachim, einer der sieben Kurfürsten, die den römisch-deutschen Kaiser wählten. Albrecht von Brandenburg war als Erzbischof von Mainz automatisch Erzkanzler und somit der höchste

geistige Würdenträger im Reich. Da spielte es fast keine Rolle, dass er nebenbei noch der Erzbischof von Magdeburg war. Albrecht entstammte außerdem einer der angesehensten katholischen Familien des deutschen Hochadels, den Hohenzollern.

„Wenn nicht er, wer dann?“, murmelte Martin.

Dem Brief fügte er noch eine Abschrift seines ersten Schreibens bei. Wahrscheinlich hatte Albrecht es nicht erhalten und deshalb noch nicht geantwortet. Irgendein dussliger Untergebener wird es verschludert haben. Albrecht wusste sicherlich noch gar nichts von Martins Entdeckung über die Gnade Gottes.

Da irrte sich Martin jedoch. Denn Albrecht hatte Martins Brief sehr wohl erhalten. Was Martin allerdings nicht wusste, waren zweierlei Dinge. Zum einen, dass die Einnahmen aus dem Petersablass nur zur Hälfte für den Weiterbau des Petersdoms benutzt wurden. Die andere Hälfte teilten sich Albrecht von Brandenburg und die jeweiligen Ablassprediger. Und zwar aus gutem Grund. Albrecht brauchte nämlich dringend Geld, um seine horrenden Schulden beim Bankhaus Fugger zu bezahlen. Diese stammten aus Simonie-Krediten[61]. Der größte Anteil dieser Schulden rührte daher, dass er eine nicht unerhebliche Gebühr an Papst Leo dafür hatte bezahlen müssen, dass dieser bei Albrechts Ämteranhäufung ein Auge zugedrückt und Albrecht die diesbezüglichen Vorschriften erlassen hatte. Nur so hatte Albrecht den reichsten deutschen Bischofssitz von Mainz bekommen können. Das Geld für die Gebühr hatte er sich selbstverständlich auch bei Fugger geliehen. Seine Schulden häuften sich bei dem christlichen Bankhaus über Zins und Zinseszins immer weiter an.

Zum anderen wusste Martin nicht, dass Tetzel mittlerweile von Albrecht zum Generalsubkommissar ernannt worden war und er und weitere Ablassprediger in seinem Auftrag durch die Städte und Dörfer zogen. Diese Ablassprediger waren niemals alleine unterwegs. Jedem dieser Ablassprediger standen Vertreter des

61 Simonie ist der Kauf/Verkauf von kirchlichen Ämtern.

Bankhauses Fugger zur Seite, um die Einkünfte zu kontrollieren und um Albrechts aufgelaufene Schuld bei Fugger zu tilgen. Denn wenn es um sein Geld ging, kannte Fugger keine Gnade und kein Vertrauen[62]. Das hatte er im Fall Peraudi eindrucksvoll bewiesen.

Natürlich arbeiteten Tetzel und seine Helfershelfer im Namen Gottes und waren in ständiger Sorge um das Seelenheil ihrer Mitmenschen. Albrecht wusste um die Stärken eines guten Ablasspredigers wie Johann Tetzel. Er brauchte sie, um seine Einkünfte zu steigern oder theologisch ausgedrückt, um den einfachen Menschen die Hölle oder das Fegefeuer zu ersparen.

Martins ersten Brief hatte Albrecht nicht einmal zu Ende gelesen. Er langweilte ihn zutiefst. Als nun der zweite kam, las er ihn wenigstens bis zum Schluss. Er zuckte nur kurz die Schultern. Dann warf er die Blätter ins Feuer, und schenkte sich ein Glas Wein ein.

„Gnade nicht erkaufen. Was für ein Humbug!“

Es war Herbst geworden. Martin hatte vom Erzbischof immer noch keine Antwort auf seinen wissenschaftlichen Disputationsvorschlag erhalten. Seine Ungeduld wuchs von Tag zu Tag und seine Hoffnung auf eine schnelle Disputation seiner Thesen im Gelehrtenkreis schwand. Er konnte kaum noch an sich halten und hatte mehrfach sehr emotional mit seinem Beichtvater von Staupitz über die unhaltbare Situation diskutiert. Er fühlte sich verantwortlich für jeden weiteren fehlgeleiteten Christen. Von Staupitz stand voll auf Martins Seite. Er war davon überzeugt, dass eine neue Theologie, beruhend auf Martins Erkenntnissen, her müsse. Er mahnte jedoch zu mehr Besonnenheit und Ruhe.

Martin verstand das alles nicht. Warum bekam er von Albrecht von Brandenburg, dem höchsten Vertreter des Papstes im Reich,

---

62 „Man müsste wirklich dem Fugger und dergleichen Gesellschaft einen Zaum ins Maul legen“. (Luther in seinem Aufsatz von 1520 „An den christlichen Adel deutscher Nation“.)

keine Antwort auf sein dringendes theologisches Anliegen? Warum predigte Tetzel gerade in den Gebieten des Papstvertreters? Er musste doch nach Lesen seiner Briefe erkennen, dass das falscher Aberglaube war. Und so brodelte der Kessel in Martin weiter. Wieso war er nur all die Jahre vor seiner Entdeckung so leidenschaftslos und ruhig gewesen? Er dachte an die vielen Selbstgespräche in seiner Zelle, die Zweifel, seine Angst vor Gottes Strafgericht. Er hatte damals oft an Hieronymus Tod gedacht. Doch jetzt war er wie neugeboren. Sein altes Temperament war wieder da. Und er spürte: Wenn es so weiterging, musste er bald Dampf ablassen.

Tetzel hatte mittlerweile Halberstadt verlassen und wirkte in Magdeburg. Er kam der Wittenberger Gegend immer näher. Das hatte auch zunehmend stärkere Auswirkungen auf Martins Gemeinde. Immer mehr Gemeindemitglieder blieben der Kirche und den Beichtstühlen fern. Sie reisten stattdessen lieber zu Tetzel, um sich von ihren Sünden loszukaufen. Martins Ungeduld wandelte sich in Wut und Zorn. Fast das ganze Jahr 1517 hatte er damit zugebracht, auf eine Antwort seiner vorgesetzten Instanz zu warten. Er hatte sich dabei exakt an die dafür vorgesehenen Vorschriften einer wissenschaftlichen Disputation gehalten. Und was war passiert? Nichts! Die Kurie wollte es offensichtlich nicht anders. Er hatte sich im Stillen eine letzte Frist gesetzt. Würde er vor den Hochfesten Allerheiligen und Allerseelen nichts aus Mainz gehört haben, würde er handeln. Er würde diese heiligen Feiertage nicht weiter besudeln lassen.

Die folgenden Tage zogen sich aus Martins Sicht endlos hin. Er war hin- und hergerissen zwischen Bangen, Warten und Tatendrang. Die Stunde der Wahrheit rückte immer näher und der Tag des 31.10.1517 brach an.

Er hatte zwiespältige Gefühle, doch er konnte nicht anders. Er war sich sicher, dass das, was er vorhatte, richtig war. Er nahm

sich mehrere Papierbögen und schrieb seine 95 Thesen drauf. Dann steckte er sie in Briefumschläge und schickte sie an verschiedene Bischöfe. Doch das war ihm nicht genug! Was hatten die ärmsten Seelen davon, wenn unter dem mittleren Klerus erstmal endlos über seine Thesen diskutiert werden würde? Es war eh schon zu viel Zeit verflossen. Hatte er vor ein paar Tagen noch Zweifel gehabt, so waren diese von den Ablasszetteln Tetzels, die er zu Gesicht bekommen hatte, hinweggefegt worden.

Das Volk hatte genauso ein Anrecht darauf, die Wahrheit zu erfahren, wie die höchsten Würdenträger. Sie waren schließlich alle Geschöpfe Gottes. Vielleicht war er ein bisschen verrückt, aber er sah es als eine Pflicht gegenüber Gott an. Denn der hatte ihm die Augen geöffnet. Es wäre Gotteslästerung, wenn er diese Offenbarung nicht allen Gläubigen zugänglich machen würde. Er nahm sich noch zwei große Papierbögen und schrieb bis zum frühen Nachmittag seine 95 Thesen ganz bewusst groß und in deutscher Sprache darauf. Dann machte er sich auf und ging energischen Schrittes zum anderen Ende der Stadt. Sein Ziel war die Schlosskirche.

Die Stadt platzte aus allen Nähten. Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte Wittenberg in den letzten dreißig Jahren zu einer Residenzstadt ausgebaut. Wittenberg war der geistige und geistliche Mittelpunkt des Kurlandes Sachsen geworden. Eine zentrale Rolle dabei hatte die Kirche im Nordflügel des vom Kurfürsten erbauten Schlosses gespielt. Bedeutende Maler wie Albrecht Dürer oder Lukas Cranach der Ältere hatte er beauftragt, die Schlosskirche mit Bildern prunkvoll auszustatten. Noch dazu hatte Friedrich in ganz Europa Reliquien von Heiligen sammeln lassen. Diese Sammlung war mittlerweile eine der größten in der gesamten christlichen Welt und lagerte in eben jener Wittenberger Schlosskirche. Europaweit bekannt war seine Sammlung als Wittenberger Heiltum. Sie hatte der Schlosskirche bei ihrer Weihe 1503 ein besonderes Ablassprivileg eingebracht, welches der aufstrebenden

Stadt regelmäßig gute Einnahmen sicherte. An zwei Tagen im Jahr gab es daher Ablassfeste mit der sogenannten Wittenberger Heiltumszeigung. Die eine war im Sommer zu Johannis mit Bauernturnier und Markt, die andere an Allerheiligen, also morgen.

In den Gassen und Straßen tummelten sich Bürger, Bauern, Studenten, Mönche und allerlei Volk aus der nahen und weiteren Umgebung. Gab es einen besseren Zeitpunkt, um mehr Menschen auf seine neuen Ideen aufmerksam zu machen? Gab es einen besseren Zeitpunkt, als auf die Abscheulichkeit des Ablasswesens hinzuweisen? Natürlich nicht! Und es gab auch keinen geeigneteren Ort als die von Martin für sein Vorhaben ausgewählte Schlosskirche mit der kostbaren Reliquiensammlung.

Jeden, dem der streitbare Mönch unterwegs begegnete, forderte er auf, ihm zu folgen. Das fing bei seinen Augustiner-Brüdern im schwarzen Kloster an und hörte beim armseligen Bettler vor der Schlosskirche auf. Das große Holzportal der Kirche, an dem allerlei Papier angeheftet war, diente den Studenten von jeher dem Informationsaustausch. Schließlich war sie seit 1507 ihre Universitätskirche. Hinter dieser Tür war morgen das Wittenberger Heiltum gegen Ablass zu bewundern.

Die Gruppe hinter Martin war immer größer geworden. Am Portal der Kirche angekommen, riss Martin sämtliches Papier von der Tür ab und schmiss die Zettel achtlos auf den Boden.

„Was machst du da, Bruder Martin? Hör auf damit!“

Doch der Mönch ließ sich nicht beirren.

„Diesen Nachrichtenaustausch braucht ihr erstmal nicht mehr. Das einzige, was ihr in Zukunft brauchen werdet, steht auf diesen Papieren.“

Martin war sehr erregt und aufgebracht. Einen, der ihn festhalten wollte, stieß er grob zur Seite.

„Wage das nicht noch einmal! Oder du wirst in der Hölle schmoren. Das verspreche ich dir!“

Er heftete seine Thesen an die Tür und ging ein paar Schritte zurück. Die übergroßen Buchstaben waren für alle gut zu lesen.

Dann stieg er auf einen Vorsprung der Schlosskirche und drehte sich um. Er blickte auf eine unruhige, brodelnde Menge, die immer mehr Zuwachs bekam. Erste erstaunte Rufe waren zu hören.

„Das ist in Deutsch geschrieben!“

„Ich kann nicht lesen. Lies es doch einmal vor.“

„Um was geht es denn?“

Auch ein paar empörte Äußerungen waren zu hören. Doch egal. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

„Hört mich an, was ich euch zu sagen haben. Ruhe! Ruhe!“

Doch Martins Worte verhallten. Seine ersten Thesen machten die Runde.

„Der Papst kann nur Strafen erlassen, die er selbst auferlegt hat. Was soll das bedeuten?“

„Ruhe! Lasst mich reden.“

Martins Ansinnen war zwecklos. Sie redeten einfach weiter.

„Ablassprediger irren, wenn sie sagen, dass jeder Mensch durch Ablasskauf frei von Strafe wird. Willst du damit sagen, dass wir trotz Ablass alle im Fegefeuer landen werden?“

„Nein, hört doch erstmal zu.“

„Ablässe sind unwirksam?“, fragte jemand ängstlich.

Martin hatte die Schnauze voll von dem Durcheinander. Er nahm beide Hände an den Mund und brüllte so laut er konnte: „Der Teufel ist in der Stadt. Ich habe ihn gesehen!“

Es folgten unzählige ängstliche Bekreuzigungen. Endlich wurden die Leute etwas leiser.

„Ihr habt ihn in den Händen getragen und werdet ihn morgen wieder in den Händen tragen. Ablasszettel sind schändliche Gotteslästerungen. Sie sind Werke des Teufels!“ Martins Worten folgte absolute Stille. Jeder hing gebannt an seinen Lippen. „Euer Glaube, euch von euren Sünden freikaufen zu können, wird euch auf direktem Wege in die ewige Verdammnis führen. Kein Geld der Welt kann aufrichtige Buße ersetzen oder die Gnade Gottes erkaufen. Glaubt ihr allen Ernstes, dass Gott, der Schöpfer des

Himmels und der Erde, eure paar Kröten notwendig hat und sich dadurch in seiner unendlichen Gerechtigkeit beeinflussen lässt?“

Die Leute schauten sich ungläubig an. Was erzählte dieser Mönch da? Hatten sie sich verhört?

„Natürlich nicht! Gott ist gnädig und wird euch vergeben, aber das setzt eure ehrliche Reue voraus. Nur wer wahrhaftig bereut, kann auf Vergebung hoffen! Vergebung kann kein Ablassbrief der Welt versprechen! Die Ablassbriefe wiegen euch in falscher Sicherheit! Anstatt einem Bedürftigen zu helfen, gebt ihr euer Geld für Ablässe aus. Was hat das mit Nächstenliebe zu tun?“

Martin wollte kurz innehalten, doch seine Zuhörer waren zu gespannt für eine Unterbrechung.

„Sprich weiter!“, kam es sofort von mehreren Seiten.

„Nichts! Es hat nichts mit Nächstenliebe zu tun! Es handelt euch sogar den Zorn Gottes ein, da ihr damit gegen das zweite Gebot verstoßt. Vergebung der Sünden gegen Geld ist ein Irrtum! Diese Gedanken sind Teufelswerk. Es sind Gedanken, die der Teufel den Menschen eingeflüstert hat, um sie fehlzuleiten. Mach euch frei von diesem wahnsinnigen Aberglauben. Er besudelt Gottes Ansehen. Gott Vater hat seinen Sohn für uns geopfert, weil er ein Gott der Liebe und Versöhnung ist. Er wird euch eure schlimmsten Fehltritte verzeihen und euch vor dem Fegefeuer retten, wenn ihr nur anfangt, an ihn zu glauben.“

Martins Stimme wurde etwas leiser. Sie bekam einen traurigen melancholischen Klang, wobei seine Augen in die Ferne schauten.

„Seid aufrichtig und ehrlich zu euch, zu euren Mitmenschen und zu unserem Herrn Jesu Christi. Nur aus dem Glauben an Gott kann ewiges Leben entstehen. Nur durch den Glauben an Gott kann Gnade erlangt werden. Er hasst euch nicht. Ihr seid sein Werk. Er ist die Liebe! Er ist die Barmherzigkeit! Kehrt um. Es geht um euer aller Seelenheil.“

Die letzten Worte hatte Martin sanft und mitfühlend ausgesprochen, doch jeder hatte sie vernommen. Martin stieg von dem Vorsprung herab und schob sich durch die schweigende Menge. Eine

Aufbruchstimmung.

unheimliche Kraft durchströmte ihn und je mehr sie ihn anstarrten, desto größer wurde das Gefühl. Jemand hielt ihn fest und sprach ihn von der Seite an.

„Bruder Martin, ist es denn dafür nicht längst zu spät?“

Martin sah in das sorgenvolle Gesicht von Bauer Fröchtling. Aufmunternd lächelte er den Fragenden an.

„Selbst wenn morgen die Welt untergehen sollte, so pflanzte ich noch heute ein Apfelbäumchen. Es tut mir leid, dass ich dich neulich so angeschnauzt habe."

Fröchlings Gefühle gingen daraufhin mit ihm durch. Er fühlte sich eins mit diesem Menschen. Und nicht nur er. Auch um ihn herum wurde die Stimmung zauberhaft. Man sah begeisterte, freudige Gesichter. Es war wie vor einem Aufbruch zu einer gemeinsamen großen Reise. Der Bauer kramte seine Ablasszettel aus der Tasche, zerriss sie und schmiss die Fetzen in die Luft.

„Wider die teuflischen Machenschaften!", rief er laut aus.

Für diese Tat erntete er massenhaft ungläubige Blicke. Doch auch Karlstadt, der Dekan der Universität, zog einen Ablasszettel hervor.

„So ist es recht. Wider das teuflische Ablasswesen!"

Auch er zerriss seinen Zettel in tausende Stücke. Die nächsten fingen an, in ihren Taschen zu kramen und holten ihre Zettel hervor. Am Ende lagen sich Bauern und Mönche, Bürger und Fremde, Studenten und Handwerker freudetrunken in den Armen und zu ihren Füßen lagen die zerrissenen Ablassbriefe, die vom Wind langsam aus der Stadt hinausgeweht wurden. Martins Thesen vertrieben die Angst vor der Hölle.

Es war schon spät, als Bauer Fröchtling sich auf den Heimweg machte. Vorher schaute er nochmal beim Bäcker vorbei. Eigentlich wollte er ja von seinem Ersparten morgen einen Ablass für seine tote Mutter kaufen. Doch das Geld war ja nun über. Er entschied sich daher, seiner Frau eine Freude zu machen und ihr einen teuren Kuchen beim Bäcker zu kaufen. Enttäuscht musste er feststellen, dass der Kuchen bereits ausverkauft war.

„Hast du gar keinen leckeren Mohnkuchen mehr?"

„Ich weiß gar nicht, was los ist heute. Der letzte Mohnkuchen ist vor zwei Stunden über den Tisch gegangen."

„Mit dem Rest sieht es ja auch nicht viel besser aus."

„Tut mir leid! Auf so einen Ansturm war ich nicht vorbereitet."

„Dann probiere ich es halt woanders."

Der Bäcker rieb sich die Hände. So gute Geschäfte hatte er schon lange nicht mehr gemacht. Von den Einnahmen würde er seiner Familie einen lange gehegten Wunsch erfüllen. Fröchtling verließ das Geschäft und hielt nach einem anderen Mitbringsel Ausschau. Irgendetwas Schönes würde er schon finden.

Martin lag in seiner Zelle und starrte am Ende des Tages müde und glücklich an die Decke. Er hatte keine Ahnung, was seine Aktion heute losgetreten hatte. Es war ihm auch egal. Für ihn gab es nur eine Wahrheit und das war die Heilige Schrift.

Der Anschlag seiner 95 Thesen entwickelte sich für die Kirche nicht nur zu einem theologischen Problem, sondern zunehmend auch zu einem wirtschaftlichen. Dadurch, dass die Leute keine Ablässe mehr kauften, ging der Kurie eine ihrer Haupteinnahmequellen verloren. Die Bistümer im Deutschen Reich konnten immer weniger Geld nach Rom abführen. Der sächsische Adel reagierte erstmal zurückhaltend auf die sich ändernde Situation. Mit Genugtuung bemerkten sie, dass der Geldabfluss in die Taschen des Klerus gestoppt wurde. Die Leute gaben ihr Geld nun für einheimische Handwerker und deren Waren aus. Das Geld blieb im Lande und sorgte für einen kleinen Wirtschaftsaufschwung, von dem auch die Fürsten profitierten. Eines war dem Adel klar! Der Papst würde sich diese Erniedrigung nicht gefallen lassen. Zumal er im Moment viel Geld für den Bau des Petersdoms brauchte. Und so wartete man in Sachsen gespannt auf das, was da kommen würde. Den Anfang machte der brandenburgische Landesherr. Noch vor Weihnachten beschwerte er sich beim Papst über Luthers ketzerisches Verhalten.

Ruhe vor dem Sturm

Zu Beginn des Jahres 1518 wurden Martins Thesen in den wie Pilze aus dem Boden schießenden Druckerstuben massenhaft vervielfältigt. Sie verbreiteten sich dank der Erfindung von Johannes Gutenberg[63] wie ein Lauffeuer im Land. Jetzt war der Stein ins Rollen gekommen und es gab kein Zurück mehr.

Nachdem Wittenberg voll und ganz hinter ihm stand, wandte er sich seiner ehemaligen Universitätsstadt Erfurt zu. Große Hoffnungen setzte er hier in die Führung seines alten Klosters. Immerhin hatte er den jetzigen Prior Johannes Lange höchstpersönlich zum Chef des Erfurter Augustinerklosters gemacht. Auch versuchte er seinen ehemaligen Lehrer Trutfetter zu überzeugen. Dies gelang ihm zwar nicht voll, dafür bekam er jedoch von Johannes Lange die gewünschte Unterstützung.

Johannes Lange war durch und durch Humanist und hatte somit insbesondere zu den Studenten der humanistischen Bewegung einen guten Draht. Hier fielen Luthers Reformbemühungen auf fruchtbaren Boden. Sie schafften es sogar, einen Kontakt zwischen dem berühmten humanistischen Vordenker Erasmus[64] von Rotter-

---

63 Johannes Gutenberg (1400-1468) ist der Erfinder des modernen Buchdrucks. Seine Erfindung der beweglichen Metallbuchstaben und der Druckerpresse revolutionierte die Buch- und Schriftenproduktion, da man nun schneller, billiger und in großen Mengen drucken konnte. Vorher musste man Bücher oder Texte abschreiben. Ohne diese bahnbrechende Erfindung wären Luthers Thesen wohl ungehört verhallt.

64 Luther sagte später, nachdem ihre Ansichten auseinander gegangen waren, über Erasmus: „Wer den Erasmus zerdrückt, der würget eine Wanze, und diese stinkt noch tot mehr als lebendig." Ein typisch lutherischer Verhaltenszug, wie wir es noch sehen werden.

dam und Martin herzustellen. Luther korrespondierte mit ihm und freute sich ungemein, ihn auf seiner Seite zu wissen.

Im April konnte Martin bei einer wissenschaftlichen Disputation an der Universität Heidelberg glänzen. Somit kannte man ihn nun auch im Südwesten Deutschlands persönlich. Alles in allem nahmen seine Reformbemühungen mächtig Fahrt auf.

Der Papst verfolgte argwöhnisch die Lage in Deutschland. Niemals war irgendetwas Gutes für seine Kirche aus diesem Land gekommen. Und jetzt dieser widerliche dumme Mönch, der das Volk gegen ihn aufwiegelte und es wagte, ihm seine Unfehlbarkeit abzusprechen. Er wusste aus der christlichen Geschichte nur zu gut um die Eigenart der deutschen Stämme. Immer wieder entwickelten sie neue Ideen, die Welt zu verbessern. Ihr Erfindungs- und Einfallsreichtum war wirklich beeindruckend. Dreifelderwirtschaft, Spinnrad, Schwarzpulver, Kupferstecherkunst oder das drehbare Steuerruder für Schiffe, es gab kein Gebiet, auf dem sie es nicht geschafft hätten, sich das Leben angenehmer und einfacher zu gestalten. Auf materiellem Gebiet war dies dem Papst ziemlich egal.

Gefährlich wurde es immer dann, wenn die Deutschen von einer neuen geistigen Lehre überzeugt waren. Dann war es nur schwer oder gar unmöglich, sie von dieser Lehre abzubringen. Sie verfolgten diese neue Weltanschauung meist bis in den bitteren Untergang. Die Ideen dieses Mönches konnten daher sehr schnell zu einem Problem für seine Kirche werden. Das war dem Papst bewusst.

Um dem vorzubeugen, leitete er im Sommer des gleichen Jahres einen Ketzerprozeß gegen Luther ein. Große Hoffnung setzte er aber auch auf die Deutschen selber. Am liebsten bekämpften sich diese ungehobelten Bauern nämlich gegenseitig. Am Ende würden sie sich für ihre Überzeugung wieder selbst zerfleischen. Dann hatte man erst einmal Ruhe. Solange, bis sie einer neuen Ideologie verfielen, um einmal mehr die Welt zu retten. Hatte man das erst-

mal begriffen, war es gar nicht so schwer, diese Eigenart für sich auszunutzen und sie und ihre ungeheure Schaffenskraft für seine eigenen Interessen zu benutzen. Politisch waren sie gutgläubige Einfaltspinsel, denen man alles verkaufen konnte[65].

Es war der Beginn des Jahres 1519 und Martin befand sich mit Philipp Schwartzerdt[66], genannt Melanchthon, in einer Kutsche in den Straßen von Altenburg, wo der sächsische Kurfürst zurzeit residierte. Spalatin[67], der schlaue Hofkaplan ihres Landesherrn, hatte Luther kontaktiert und um ein Gespräch gebeten. Der Hofkaplan war der Beichtvater des Kurfürsten und zu so etwas wie seiner rechten Hand aufgestiegen. Auf dem Augsburger Reichstag hatte er sogar an der Seite des Kurfürsten gesessen.

Es war bitterkalt und die Pferde mussten mächtig kämpfen, um das Gefährt durch den frisch gefallenen Schnee zu ziehen.

„Ach Philipp, bin ich froh, dass ich dich habe. Wie gut, dass unser Kurfürst dieses Jahr den Lehrstuhl für griechische Sprache gestiftet hat. Und wie gut, dass er diesen mit dir besetzt hat. Was würde ich nur ohne dich machen?“

Melanchthon fühlte sich geschmeichelt. Er war nur 1,50m groß und von schmächtiger Gestalt.

---

65 „Es gibt kein gutmütigeres, aber auch kein leichtgläubigeres Volk als das deutsche. Zwiespalt brauchte ich unter ihnen nie zu säen. Ich brauchte nur meine Netze auszuspannen, dann liefen sie wie ein scheues Wild hinein. Untereinander haben sie sich gewürgt, und sie meinten ihre Pflicht zu tun. Törichter ist kein anderes Volk auf Erden. Keine Lüge kann grob genug ersonnen werden: die Deutschen glauben sie. Um eine Parole, die man ihnen gab, verfolgten sie ihre Landsleute mit größerer Erbitterung als ihre wirklichen Feinde.“ (Napoleon I.)

66 Melanchthon (1497-1560) war der engste Vertraute Luthers und bekam den Beinamen „Lehrer Deutschlands“.

67 Spalatin (1484-1545), geboren als Georg Burkhardt, war die rechte Hand von Friedrich dem Weisen.

„Nun üpertreip mal nicht, Martin. “

Bei seiner Ankunft in Wittenberg hatte man noch gelacht über diesen kleinen Mann mit seinem Sprachfehler. Er konnte das b nicht korrekt aussprechen, so dass daraus immer ein p wurde. Doch schon nach seiner gewaltigen Antrittsrede lachte keiner mehr. Die Worte waren das Entscheidende. Und diese verstand Melanchthon wie kein zweiter, gepaart mit seinem enormen Wissen, einzusetzen. Was war da schon ein Sprachfehler! Außerdem lagen die beiden so ziemlich auf der gleichen Wellenlänge.

„Doch, so ist es! Ohne dich würde ich wohl jetzt nicht so ruhig zum Kurfürsten fahren.“

„Der Kurfürst steht klar auf deiner Seite! Das kannst du mir glaupen.“

„Dass du dir immer so sicher bist.“

„Was meinst du denn, warum aus dem richterlichen Verhör in Rom, so wie es der Papst ja im Sommer angeordnet hatte, ein väterliches Verhör auf dem Augspurger Reichstag geworden ist?“

„Weil Gott mir geholfen hat.“

„Sicher hat er dir geholfen. Und zwar in Form unseres pfiffigen Landesherrn Friedrich. Er ist ein kluger politischer Kopf. Kaiser Maximilian führt bei seinen Reisen schon seit längerer Zeit einen Sarg mit sich. Er hat angeordnet, dass seinem Leichnam die Haare geschoren und die Zähne ausgeprochen werden. Nach weiteren Geißelungen soll sein Körper mit Kalk und Asche in einen Sack eingenäht werden.“

Martin unterbrach verbittert Melanchthons Ausführung.

„Ein weiteres verlorenes Geschöpf Gottes, das glaubt durch Werke Gottes Gnade zu erlangen!“

„Richtig. Man erzählt sich, er wäre schwer krank und liegt im Sterpen[68]. Das heißt, es gibt pald einen neuen Kaiser. Und der Kaiser wird nun mal von den siepen Kurfürsten gewählt.“

„Und?“

---

68 Kaiser Maximilian starb am 12.01.1519.

„Mensch Martin!“

„Tut mir leid. Politik interessiert mich nun mal nicht die Bohne.“

Melanchthon fuhr fort: „Unser Friedrich wird dem Papst Hoffnungen gemacht haben, seine Stimme einem ihm genehmen Kaiser zu geben, wenn deine Ketzerverhandlung nicht in Rom stattfinden würde. Was sonst soll denn Papst Leo umgestimmt haben? Die Neubesetzung des Kaisers ist um Längen wichtiger als ein einfacher Mönch mit neuen Ideen. Vielleicht hatte der Kurfürst sogar angedeutet, du würdest vor Cajetan[69] widerrufen.“

„Das hätte ich sogar gemacht, wenn er mich mit der Bibel widerlegt hätte. Schließlich hatte er drei Tage dazu Zeit. Ich finde es unglaublich, dass ich, der das Wort Gottes als einziger richtig auslege, als Ketzer bei Nacht und Nebel aus Augsburg fliehen musste.“

„Und wo bist du untergekommen?“

„Beim Grafen Albrecht von Mansfeld. Das weißt du doch.“

„Der wiederum gut mit unserem Kurfürsten kann. Die Mansfelder zählen zu den ältesten deutschen Adelsgeschlechtern. Langsam könntest du ein bisschen mehr Vertrauen in unsere weltliche Obrigkeit bekommen. Du hast mächtige Freunde.“

Martin zog sich die Decke höher. Den gesamten September vor dem Verhör hatte er fürchterliche Magenschmerzen gehabt. Aber auch diese Teufelsanfeindungen hatten ihn nicht abhalten können, in Augsburg vor Cajetan zu erscheinen und seine Standpunkte erstmalig vor hohen Vertretern des Reiches zu verteidigen. Melanchthon brachte die Sprache erneut auf das Thema.

„Sei froh, dass die Verhandlung in Augspurg war. Hätte der Kurfürst nicht eingegriffen und eine Verhandlung in Deutschland

---

69 Cajetan war der päpstliche Legat, der Luther im Rahmen des Ketzerprozesses auf dem Reichstag in Augsburg im Oktober 1518 verhörte.

durchgesetzt, hätte dich die Inquisition in Rom als Ketzer hingerichtet."

Martin dachte nach.

„Dann habe ich ihm mein Leben zu verdanken?"

„Auf jeden Fall hast du vor ihm nichts zu pefürchten. Er ist deinen Ansichten sehr zugetan, sonst hätte er sich nicht für dich eingesetzt. Und außerdem hätte Spalatin dich nicht sopald nach dem Reichstag hierher eingeladen, um mit dir zu sprechen. Es muss etwas Wichtiges im Gange sein."

Die Kutsche brachte sie zu der Unterkunft von Spalatin, die die nächsten zwei Nächte auch die ihre sein sollte. Der Hofkaplan war auch der Verwalter der Wittenberger Universitätsbibliothek und hatte wie Martin in Erfurt und Wittenberg studiert. Er war den beiden Reformern daher nicht unbekannt. Die beiden Neuankömmlinge wurden schon erwartet. Wie überrascht waren sie, als außer Spalatin auch der päpstliche Nuntius[70] Karl von Miltitz und der kurfürstliche Rat Fabian von Feilitzsch anwesend waren.

Wie sich herausstellte, hatte der Nuntius das Treffen[71] angeregt. Der Papstvertreter wollte die Zusammenkunft nutzen, um zweierlei Aufgaben im Sinne seiner Kirche zu erledigen. Erstens wollte er den Kurfürsten für den päpstlichen Kandidaten zur Kaiserwahl gewinnen und zweitens Luther friedlich zum Widerruf bewegen. Der Nuntius hatte die bedenkliche Stimmung im Reich zu spüren bekommen. Der Druck wurde größer. Er hatte daher die wohl größte Auszeichnung des Papstes für den Kurfürsten mit im Gepäck. Es war die Goldene Rose, die nur einmal im Jahr angefertigt wurde. Nur wenigen Persönlichkeiten war es bisher vorbehalten gewesen, dieses prachtvolle Schmuckstück zu tragen. Die Rosenzweige enthielten sechs Blüten, die sechs verschiedene Düfte und

---

70 Der Apostolische Nuntius ist der ständige Vertreter des Vatikans bei der Regierung eines Staates.

71 Das Treffen fand am 03. Januar 1519 statt.

Öle enthielten. Sie symbolisierten Jesus Christus und dessen Auferstehung. Kurfürst Friedrich nahm das Kunstwerk dankend entgegen. Zum Entsetzen des Nuntius hielt er sich in der Kaisernachfolge jedoch bedeckt. Er wollte nicht über den Tod eines noch Lebenden spekulieren. Eine Woche später wären sie sicher schlauer gewesen, denn am 12.01.1519 starb Kaiser Maximilian. Seinen speziellen Wünschen zum Umgang mit seinem Leichnam kam die Kirche selbstverständlich nach.

Am nächsten Tag führte Karl von Miltitz lange Gespräche mit dem Augustinermönch, wobei Spalatin zusammen mit dem Rat die Position des Vermittlers einnahm. Auch das Gespräch mit dem Mönch verlief nicht zur Zufriedenheit des Nuntius. Politik und Geldsachen schienen diesen Luther überhaupt nicht zu interessierten. Sie waren ihm gänzlich egal. Ihm ging es nur um sein theologisches Weltbild und die Heilige Schrift.

Ganz unverrichteter Dinge musste der Papstvertreter aber nicht abreisen, denn es wurde auf Anraten Spalatins ein kleiner Kompromiss gefunden. Der Ketzerprozeß gegen Martin wurde ausgesetzt und Martin verpflichtete sich im Gegenzug, erstmal die Füße still zu halten. Der Friede sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, denn die Geschichte, die Martin losgetreten hatte, ging unweigerlich weiter. Sie sollte sich noch lange hinziehen und erst über einhundert Jahre später, nach Millionen von toten Deutschen, mit dem Westfälischen Frieden zu Münster und Osnabrück enden.

Das Volk begehrte auf und der Hass auf alles, was mit Rom zu tun hatte, wurde zunehmend größer. Basierend auf Martins Thesen entwickelten sich allerlei unterschiedliche Strömungen. In Leipzig wurde daher eine große Disputation mit hohen Vertretern der Kirche anberaumt. Endlich bekam Martin die Chance, auf Augenhöhe mit hohen Klerikern der Papstseite zu diskutieren. Das Streitgespräch war auf drei Wochen, vom 27.06.-16.07.1519, angesetzt worden. Von katholischer Seite waren Johannes Eck und Herzog Georg von Sachsen die wichtigsten Teilnehmer.

Eck war ein gefürchteter Rhetoriker und galt als einer der intellektuellsten Theologieprofessoren im ganzen Reich. Er pflegte enge Kontakte zum Bankhaus Fugger und war ein unbeugsamer Verfechter des Zinssystems. Man nannte ihn daher auch den Fuggerknecht. Herzog Georg war ein Vetter von Kurfürst Friedrich. Er stand den Reformplänen Luthers, im völligen Gegensatz zu seinem Verwandten, absolut ablehnend gegenüber. Er blieb durch und durch katholisch.

Von ihrer, der evangelischen Seite aus standen Martin Karlstadt und Melanchthon zur Seite. Außerdem waren zahlreiche Reformunterstützer vor Ort. Den neuen Begriff „evangelisch“ hatte Martin eingeführt, da sich seine neue Glaubensausrichtung auf Paulus Galaterbrief bezog und dieser nun mal in den Evangelien zu finden war.

Die Pleißenburg am Rande der Stadt war in den folgenden drei Wochen Schauplatz eines der heftigsten Klärungsgespräche des Mittelalters. Ein Grund für die harte Auseinandersetzung war, dass ganz zu Beginn der Disputation, am 28.06.1519, der Habsburger Karl in Frankfurt am Main zum römisch deutschen Kaiser gewählt wurde. Die Kaiserwahl war gelaufen und die katholische Seite hatte somit keinen Grund mehr, auf irgendjemanden Rücksicht zu nehmen. Kaiser Karl nannte sich fortan König der Römer, erwählter römischer Kaiser, immer Augustus! Für die Wahl hatte Fugger über 850.000 Gulden an die Kurfürsten transferiert und der junge König stand zu Beginn seiner Amtszeit erstmal mit über 600.000 Gulden bei Fugger in der Kreide[72].

Karlstadt bekam die neue Gangart seiner Gegner gleich in den ersten Tagen zu spüren. Sie gingen sofort auf Konfrontationskurs. Vorbei war es mit der abwartenden Art, wie sie von Miltitz noch

[72] Die Zahlen sind Wikipedia entnommen.

im Januar angewandt hatte. Jetzt zeigte die Kurie ihr wirkliches Gesicht.

Martin war entsetzt, dass die katholischen Vertreter so sehr auf ihren Standpunkten beharrten. Er konnte es nicht fassen, wie man so beschränkt und uneinsichtig sein konnte. Dazu dieser Fettsack von Eck mit seinem althergebrachten Herumgeschwafel. Konservativer und festgefahrener ging es wirklich nicht. Und wie es bisher immer mit ihm war, so kam es auch jetzt. Er konnte nicht an sich halten und je mehr die Katholiken auf ihren Standpunkten beharrten, desto pampiger und angriffslustiger wurde er, der einfache Mönch aus Wittenberg. Wenn sie nicht auf eine Einigung aus waren, bitte, auf stur schalten konnte er auch. Alles kam jetzt auf den Tisch. Als er dann zum Ende der Disputation auch noch behauptete, dass nicht alle Thesen des berühmt-berüchtigten Jan Hus falsch wären, sondern teilweise sogar christlich und gottgefällig, war das Maß voll. Herzog Georg stand fluchend von seinem Stuhl auf und verließ unter großer Unruhe den Saal.

Die letzte Woche neigte sich dem Ende zu und Martin war zusammen mit Melanchthon auf dem Weg in ihre Herberge. Sie unterhielten sich über den bisherigen Verlauf der Disputation.

„Musstest du den dicken Eck so verhöhnen[73]?“

„Musste ich.“

„Aber hättest du Hus[74] nicht besser unerwähnt gelassen?“

---

73 Beschreibung Luthers während der Leipziger Disputation durch Petrus Mosellanus: „… Zum Vorwurf aber machen ihm die meisten, dass er in der Polemik wenig Maß hält und bissiger ist, als sich für einen Theologen ziemt.“

74 Hus, geb. um 1370, kämpfte u. a. gegen die Geldgier und Habsucht der Kirche. Etwas, was die Kirche nie verzeiht. Er wurde unter Zusage des freien Geleits nach Konstanz gelockt und dort am 06.07.1415 zusammen mit seinen Schriften verbrannt. Daraufhin baute man ihn zum schlimmsten Ketzer aller Zeiten auf. Wer etwas Positives über Hus äußerte, riskierte sein Leben.

„Ich war verärgert. Außerdem ist es die Wahrheit. Viele seiner Forderungen decken sich mit den meinen und …“

Martin wurde unterbrochen.

„Entschuldigung, Bruder Martin?“

„Ja?“

Ein Priester trat an Martin heran.

„Mein Name ist Thomas Müntzer[75].“ Der Mann verneigte sich kurz. „Ich möchte euch meine Hochachtung aussprechen. Ihr seid für mich der wagemutigste Mann auf dieser Welt. Das, was ihr heute gebracht habt und wie ihr diesen Ungläubigen die Stirn geboten habt, wird man nie vergessen.“

„Danke Thomas. Wo kommst du her?“

„Geboren bin ich in Stollberg im Harz, zurzeit bin ich Beichtvater der Zisterzienserinnen in Weißenfels.“

„Danke für deine Unterstützung. Wir können jeden Mann gebrauchen. Erzähl auch in Weißenfels von unserer Denkweise.“

„Das habe ich bereits.“ Müntzer druckste ein bisschen herum. „Darf ich offen mit euch sein?“

„Natürlich. Sprich! Und sag du zu mir.“

„Oh, gerne. Also Martin, das heute hier war das Ende der einheitlichen Kirche in Deutschland.“

„Gott möge das verhüten. Ich möchte alles, aber nur keine Spaltung.“

„Ich weiß, aber sei darauf vorbereitet. Sie wird kommen.“

„Wie kommst du darauf?“

„Eure Standpunkte sind unvereinbar. Du sagst, der Papst ist nicht die höchste Autorität in Glaubensfragen, sondern die Schrift. Du greifst wie seinerzeit Jan Hus den Materialismus der Kirche an. Du zweifelst die Richtigkeit der Entscheidungen von Konzilen an und bezichtigst sie des Irrtums.“

„Und? Ist das nicht recht?“

---

[75] Thomas Müntzer (1489-1525) war der Anführer der Bauern in den Thüringer Bauernkriegen.

„Doch natürlich ist es recht, denn nur Gottes Wort ist die Wahrheit. Aber die Kirche wird das niemals anerkennen. Du hast doch auch Kirchengeschichte studiert. Kritik am Papst war, ist und bleibt für sie immer und ewig Irrlehre und Häresie. Die Kirche akzeptiert nur bedingungslosen Gehorsam. Katholisch heißt nicht umsonst allumfassend. Und wer sich dagegen wehrt, wird niedergemacht. Viele sprechen daher bereits von einer eigenen evangelischen Kirche für Deutschland."

„Nein, nein, nein, da verstehen mich viele völlig falsch. Ich will keine neue Kirche schaffen, sondern die alte reformieren. Das kann doch nicht so schwer sein."

Müntzer irritierte diese Aussage. Er fand sie ein bisschen weltfremd.

„Hast du Angst?", fragte er Luther.

„Ich habe nur vor einer Sache Angst. Und das ist, meinem Gott gegenüberzutreten und ihm gestehen zu müssen, nicht genug an ihn geglaubt zu haben."

„Ich wünsche euch Kraft für alles, was da noch kommen mag. Der Sturm fängt gerade an, euch entgegen zu pusten. Ab jetzt wird es kein Miteinander zwischen Anhängern der Protestbewegung und Katholiken mehr geben. Für eine Versöhnung ist es zu spät. Diese Leipziger Disputation hat die Gräben nur noch mehr vertieft, anstatt sie zuzuschütten. Pass auf dich auf!"

Sie waren kurz stehen geblieben. Martin sah Thomas in die Augen.

„Ich danke dir für die Sorgen, die du dir um mich machst. Aber das brauchst du nicht. Mit Stürmen kenne ich mich aus. Schlimmer als der, den ich einst überlebt habe, kann es nicht werden."

Martin dachte mit Grauen an das damalige Unwetter und seinen Sturz zurück. Er war nie ganz darüber hinweggekommen.

„Können wir brieflich in Kontakt bleiben?", bat Thomas.

„Sehr gern. Willst du nicht noch auf ein Bier mit uns gehen?"

Thomas staunte. Der berühmteste Mönch dieser Zeit lud ihn zum Bier ein. Vielleicht hatte er einen neuen Freund gewonnen.

Der Abend wurde jedoch nicht sehr lang. Martin klagte über Hörgeräusche und Schwindel und ging früh zu Bett. Thomas fand das zwar schade, aber es war auch nicht so wichtig. Für ihn stand fest, dass er diese Männer zukünftig auf jeden Fall unterstützen würde. Der Wurzelzwerg mit seinem Sprachfehler war ihm allerdings unsympathisch.

Der Ausgang der Disputation von Leipzig war nur schwer zu beurteilen. Beide Seiten sahen sich als Sieger. Fest stand, dass diese drei Wochen den endgültigen Bruch zwischen Rom und Luther bedeuteten. Ein Vertragen kam nicht mehr in Frage. Wobei Vertragen für den Papst nur Widerruf und völlige Unterwerfung bedeutete. Da dies nicht geschah, wurde Anfang des Jahres 1520 der Ketzerprozess gegen Luther wieder aufgenommen. Großen Anteil daran hatte Johannes Eck. Der hatte Martin seine Ausführungen über Jan Hus nicht verziehen. Luther widmete Eck daraufhin anonym eine Schmähschrift, die sich ebenso schnell verbreitete, wie die Leipziger Disputationsakten ein halbes Jahr zuvor.

Mitte des Jahres 1520 drohte der Papst Luther mit einer Bulle[76] den Kirchenbann an. Luther wurde eine letzte Frist von sechzig Tagen gesetzt, seine Lehren zu widerrufen. Der Aufschrei, insbesondere unter den Erfurter Studenten, war groß. Wütend überfielen sie die Erfurter Druckerstube, wo die Bulle gedruckt worden war und warfen die gesamte Auflage in die Gera. Der Rektor der Universität, Justus Jonas, tolerierte dieses Vorgehen seiner Studenten und stellte sich damit auf die Seite Luthers. In den Rittern Ulrich von Hutten, dem ersten Reichsritter, Sylvester von Schaumburg und Franz von Sickingen bekam Luther weitere einflussreiche Unterstützer. Er und seine Anhänger standen fortan unter dem Schutz von Teilen der Reichsritterschaft.

---

[76] Eine Bulle war eine Urkunde, die einen wichtigen Rechtsakt des Papstes verkündete.

Luther konnte somit unbeirrt seinen Weg weitergehen. Er verfasste in diesem Jahr, gestützt auf die Bibel, mehrere wichtige Schriften. Mit der ersten Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ versuchte er, die Gunst weiterer Fürsten zu gewinnen. Dies tat er nicht ohne Grund, denn der Großteil des hohen Klerus stand weiterhin treu und gehorsam auf der Seite ihres Papstes. Roms Meinung war für sie maßgeblich, denn Rom war für sie die höchste Autorität überhaupt. Der Stellvertreter Gottes auf Erden bestimmte, was falsch und was richtig war. Martin sah die Bischöfe als willenlose Versager, die nicht in der Lage waren, Reformen durchzuführen. Das Recht, einen Priester einzusetzen, sprach er dem Papst daher nicht nur aus theologischen Gründen ab. Jede Gemeinde sollte zukünftig ihren Priester selber wählen können. Weiterhin forderte er die Abschaffung des Kirchenstaats und die Aufhebung des Heiratsverbots für Geistliche. Die Ärmsten der Armen sollten auch nicht mehr betteln müssen, sondern wie jeder andere Mensch auch, seine Grundbedürfnisse selber decken können. Dass er sich für eine Beschränkung des Zinses aussprach, brachte ihm weitere Sympathien im Volk ein. Beim Adel kam diese Schrift sehr gut an. Endlich hatte jemand ihnen eine theologische Antwort an die Hand gegeben, mit dem man diesem maßlosen Ungeheuer Rom die Stirn bieten konnte.

In seiner zweiten wichtigen Schrift widmete er sich den Sakramenten. Er reduzierte sie auf Taufe, Abendmahl und Buße. Mehr hatte Jesus auch nicht vorgenommen, argumentierte er. Nur Jesus Worte, also die Heilige Schrift, konnten Heil bringen und die Sakramente dieses nur unterstützen, aber nicht ändern. Damit hatte er ein weiteres Feuer angefacht, welches dem Papst unkontrolliert entgegenlief.

Den größten Einfluss sollte jedoch seine dritte Schrift in diesem Jahr bekommen. Sie war seine Antwort an den Papst auf dessen Bannandrohungsbulle. Er nannte sie „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Luther schrieb, dass ein Christ durch den Glauben

an Gott in allen Dingen ein freier Herr ist und niemandem untertan. Gleichzeitig ist der Christ aber auch durch die Liebe ein dienstbarer Knecht in allen Dingen und jedermann untertan. Damit sprach er sich ganz offen gegen die bisherige heilige Ordnung aus, wonach jeder Mensch seinen Platz von der Kirche zugewiesen bekam. Nicht nur Thomas Müntzer war völlig aus dem Häuschen. Auch das Volk wollte nun die Freiheit, die dem Adel und dem Klerus selbstverständlich zustand.

Die Bannandrohungsbulle ließ Martin völlig kalt. Es gab nur eine Wahrheit und das war die Bibel. Er ließ die Frist verstreichen und nachdem seine letzte Schrift des Jahres beim Papst ungehört verhallte, verbrannte er an einem kalten Dezembertag die Bulle zusammen mit verschiedenen anderen kirchlichen Rechtsbüchern öffentlich in Wittenberg. Martin hielt während des Feuers eine deftige Rede. Unter dem Beifall der Wittenberger Bürger bezeichnete er den Papst sogar als Antichrist. Abschließend pflanzte er eine Eiche, wobei er die Asche der katholischen Schriften als Dünger benutzte. Einen Baum pflanzen war immer eine gute Idee, wenn man etwas Neuem Kraft geben wollte. Und so hatten diese Schriften wenigstens noch etwas Nützliches. Die Wittenberger jubelten und grölten. Sie waren begeistert von Martins derben Sprüchen gegen die alte Welt. Thomas Müntzer hatte leider Recht behalten. Martin hatte das mittlerweile auch eingesehen. Er hatte sich nun auch innerlich von der katholischen Kirche verabschiedet und war fest davon überzeugt, seinen Glauben dann halt in einer eigenen Kirche ausleben zu wollen. Die antirömische Bewegung mit Martin an ihrer Spitze bekam immer größeren Zulauf.

Worms

Die Antwort des Papstes auf die Verbrennung der Bulle ließ nicht lange auf sich warten. Schon am dritten Januar machte er seine Androhung wahr, und der Bann wurde über Martin verhängt. Er war somit aus der Kirche ausgeschlossen und ihm drohte die Reichsacht, die weltliche Rechtlosigkeit. Mit der Reichsacht belegte Menschen waren vogelfrei. Kurfürst Friedrich konnte vor Verhängung der Acht eine erneute Anhörung Luthers, diesmal auf dem Reichstag in Worms, durchsetzen. Martin wurde vom Kaiser selbstverständlich freies Geleit zugesichert. Die Gefahr für Martins Leben schien erst einmal gebannt. Doch sie war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Der Reichstag hatte bereits am 27. Januar begonnen. Alle geistlichen und weltlichen Größen des Reiches, der Kurfürstenrat, der Reichsfürstenrat und der Städterat waren gekommen. Jeder der Teilnehmer hatte zahlreiche Begleiter dabei. Und natürlich waren auch Kaiser Karl, der Nachfolger Maximilians, und sein Gefolge vor Ort. Er hatte die Zusammenkunft einberufen. Es war sein erster Reichstag und er wünschte sich, dass die Geschichte ihn einmal als etwas ganz Besonderes in Erinnerung behalten würde.

Je länger der Reichstag dauerte, desto mehr nahm die Spannung in der Stadt zu. Die Stimmung wurde immer aufgeheizter. Die Druckereien verdienten sich an Flugblättern eine goldene Nase. Kein Tag verging, an dem nicht neue Schriften und Aufrufe gegen den Papst und seine Kirche erschienen. Die Bevölkerung war eindeutig für die Reformationsbewegung. Gerüchte machten im Wormser Umland die Runde, dass die Reichsritterschaft auftauchen würde, um den päpstlichen Nuntius zu töten, da er Maßnahmen gegen die Ketzerei Luthers gefordert hatte. Die anderen Themen des Reichstages gerieten mehr und mehr in den Hintergrund. Alle warteten eigentlich nur auf die Ankunft des Wittenberger Mönches. Kam er oder kam er nicht?

Martin machte sich, begleitet von ein paar Rittern, am zweiten April auf die über 500 km lange Reise nach Worms. Sein Gewissen ließ ihm gar keine andere Wahl und für ihn war sofort klar gewesen, dass er sich dem Kaiser stellen würde. Von Naumburg über Weimar kam er nach Erfurt. Seine Reise glich einem Triumphzug. Überall, wo er hinkam, wurde er begeistert empfangen. Er wurde überschüttet mit Danksagungen, Gedichten und Liedern. In jeder größeren Stadt hielt er Predigten, in denen er seine Reformvorschläge verteidigte. Die Menschen liebten ihn für seine klaren Worte. Sie kamen bei Bürgermeistern genauso gut an wie bei den einfachen Bauern. Die Reformation entwickelte sich zu einer für das Papsttum gefährlichen Volksbewegung.

Den schönsten Empfang bereiteten ihm die Studenten seiner alten Stadt Erfurt. Was für ein Unterschied zu der Ankunft Peraudis vor nicht einmal 20 Jahren! Die Stadt hatte sich zwar nicht so rausgeputzt wie damals, aber sie wirkte herzlich, ehrlich und voller Hoffnung. Seine Erfurter Studentenzeit hatte Martin stark beeinflusst. Mit gemischten Gefühlen dachte er an die schlimme Geschichte von damals zurück. Würde Gott ihm seinen Totschlag verzeihen? Natürlich! Er würde nicht in der Hölle landen! Gott war gütig und gerecht, wenn man nur bedingungslos an ihn glaubte. So stand es in dem Buch der Bücher geschrieben. Und Martin glaubte an Gott.

Der Rektor der Universität ließ es sich nicht nehmen, Martin ab Erfurt auf seiner Reise nach Worms zu begleiten. Martin nahm die Unterstützung dankbar an. Justus Jonas[77] humanistische Grundeinstellung gefiel ihm, da sie fast täglich zu fruchtbaren Gesprächen zwischen den beiden führte. Insbesondere die von Jonas an der Universität in Gang gebrachten Reformen wurden immer wieder Thema ihrer Unterhaltungen. Jonas hatte das alte Pfründenwesen abgeschafft und ein festes Gehalt für die Lektoren durchgesetzt.

---

77 Justus Jonas (1493-1555), lutherischer Theologe und Reformator, war u.a. Mitbegründer der Wittenberger Bewegung.

Andere Universitäten waren diesem Beispiel gefolgt. Wo man im Reich auch hinschaute, tat sich etwas und Aufbruchstimmung machte sich breit.

Über Eisenach und Frankfurt näherten sie sich Worms. Wie in den Städten zuvor, sprach sich ihr Kommen schnell herum. Je näher sie der Nibelungenstadt kamen, desto mehr Bürger waren auf den Beinen. Keiner wollte es sich nehmen lassen, mal einen Blick auf den mutigen Wittenberger Mönch zu werfen.

Die Gruppe um Martin hatte gerade bei leichtem Nieselregen den mächtigen Rhein überquert. Sie verließen die Fähre und ritten auf der Straße in Richtung des östlichen Stadttores, vor dem eine Menschentraube den Reformator schon ungeduldig erwartete. Justus Jonas sah Martin von der Seite her an. Die Reise hatte ihm offenbar zugesetzt.

„Bist du stolz?“, wollte Jonas wissen.

„Ich, warum?“, kam es gequält zurück.

„Naja, überall, wo wir hinkommen, gibt es Menschenansammlungen wie diese. Nur deinetwegen. Die Leute wollen dich, den starken Reformator, sehen. Selbst das schlechte Wetter hält sie nicht ab.“

„Und was bekommen sie zu Gesicht? Einen schwächlichen, kranken Mann. Ich bin so kaputt. Wenigstens sind die Bauchschmerzen weg.“

„Sieh zu, dass du wieder in Gang kommst. Du wirst morgen und übermorgen all` deine Kräfte brauchen.“

„Gott wird mir helfen, diese erneuten Anfeindungen des Teufels rechtzeitig zu überstehen. Das kenne ich schon. Ähnlich ging es mir auf der Reise nach Augsburg, als ich vor Cajetan erscheinen musste. Damals hatte ich ebenfalls fürchterliche Magenschmerzen Und nun dieser Angriff des Satans auf dem Weg zum Kaiser. Es scheint fast so, als wolle er mich davon abhalten, Gottes wahres Werk zu verkünden. Aber da hat er sich geschnitten. Er wird mich

nicht abhalten können[78]. Im Gegenteil! Dieser erneute Versuch zeigt mir, dass ich mich auf dem richtigen Weg befinde."

„Hast du denn jetzt noch Schmerzen?"

„Im Moment geht es. Der Aderlass in Eisenach[79] war erfolgreich, aber er schwächt natürlich auch. Das ist ja bekannt. Dazu die lange Reise, die Überfahrt und der blöde Nieselregen. Das war wohl alles zuviel für mich. Im Moment ist mir nur ein bisschen schwindelig. Ich habe das öfter bei Regenwetter. Regen mag ich nicht. Ich kann es nicht erklären."

„Muss ich mir Sorgen machen?"

„Musst du nicht. Ich muss nur durch, dann verschwindet auch der Teufel aus meinem Leib. So war es bei Cajetan und so wird es mit dem Kaiser sein. Solche Leute regen mich auf. Ich könnte kotzen, wenn diese Ignoranten wie Cajetan meine Schriften falsch auslegen. Sie wollen sie offenbar nicht verstehen. Sie wollen sie nur schlecht reden. Aber sie werden es nicht schaffen, denn Gott ist auf meiner Seite. Ich sage die Wahrheit!"

Justus war beeindruckt von Martin. Nichts schien ihn ins Wanken bringen zu können.

„Du übernachtest im Kloster deines Ordens?"

„Das werde ich. Auch eine Predigt in ihrer Kirche ist vorgesehen."

„Übertreib` es nicht! Hör auf deinen Körper. Wenn er Erholung braucht, musst du sie ihm gewähren."

---

78 Luther an Spalatin über das Verhör vor Cajetan: „Wir kamen sehr ermattet in Augsburg an, und ich war durch den Weg fast alle geworden, denn ich hatte mir, ich weiß nicht was für ein schweres Magenleiden zugezogen; aber ich bin wieder hergestellt." (H. J. Neumann: Luthers Leiden, 1995) Luther hatte also einen Revierärgerkonflikt erlitten.

79 Luther überfiel in Eisenach eine „gählige und heftige Kranheit", die durch Aderlass behoben wird. Er trifft völlig ermattet und geschwächt in Worms ein. (H. J. Neumann: Luthers Leiden, 1995)

„Da mach dir mal keinen Kopf. Trotzdem danke für deine Sorge, Justus.“

Sie ritten durch das Stadttor und begeisterter Jubel erscholl. „Hurra!“ und „Bravo!“ Rufe wechselten sich ab. Die Bevölkerung bewunderte auch in diesem Teil Deutschlands den Wittenberger Mönch. Es gehörte schon eine Menge Mut dazu, sich dem Kaiser zu stellen. Doch würde er ihm auch die Stirn bieten oder würde er widerrufen? Justus Jonas war sich da ziemlich sicher. Für ihn gab es nur die Frage des Wie. Also erkundigte er sich bei Martin.

„Wie ist eigentlich dein Plan für die Anhörung?“

„Weißt du, Justus, ich habe nie einen Plan. Ich nehme es, wie es kommt. Und meine Anliegen nehmen meist einen Ausgang, den ich gar nicht wollte. Es scheint mich wie ein Fluch zu verfolgen.“

Justus stutzte.

„Wie? Du hast keinen Plan?“

„Nein, keinen konkreten!“

„Jetzt bin ich aber baff! Und was meinst du mit deinen Anliegen, die falsch ausgehen? Wolltest du etwa gar keine Reformation?“, fragte Jonas ungläubig.

„Doch natürlich. Die Reformen sind unbedingt notwendig. Was ich aber auf keinen Fall wollte oder immer noch nicht will, ist eine Spaltung der Kirche.“

„Das ist aber doch nicht deine Schuld.“

„Natürlich nicht, zumindest nicht alleine. Aber einen Großteil daran trage ich schon.“ Martin zog die Mundwinkel zur Seite und hob seine Schultern an. „Willst du ein weiteres Beispiel hören?“

„Gerne.“

„Meine drei großen Schriftstücke im letzten Jahr! Es bilden sich Strömungen im Volk heraus, die mich völlig falsch verstehen und die mein Werk ins genaue Gegenteil verkehren.“

„Diese Richtungen werden sich aber nicht durchsetzen!“

„Hoffentlich! Es gibt da noch andere Dinge, weitaus schlimmere, die ich begangen habe, obwohl ich das Gegenteil beabsichtigt habe.“

Ein trauriger Schatten legte sich über Martins Gesicht, der Justus Jonas nicht verborgen blieb. Verbarg sich hinter diesem großen Mann ein schicksalhaftes Geheimnis? Viele große Persönlichkeiten hatten ein einschneidendes Erlebnis gehabt. Das wusste er.

„Möchtest du beichten?“

„Das habe ich schon. Und lange Jahre gelitten habe ich auch schon. Das kannst du mir glauben. Hätte mir in dieser Zeit von Staupitz nicht zur Seite gestanden, ich wäre wohl verrückt geworden.“ Martin schnaufte hörbar aus. „Aber das ist lange her und ausgestanden! Genau wie diese Geschichte hier hoffentlich bald vorbei sein wird.“

Unter großem Beifall und Hallo war Martin ins Augustinerkloster eingezogen. Am folgenden Vormittag hielt er in der überfüllten Kirche seines Ordens einen Gottesdienst, der nicht ganz nach dem Geschmack der Zuhörer war. Martin wetterte zwar wie gewohnt gegen Papst Leo und prangerte die heuchlerische Werkheiligkeit an, doch er wirkte dabei schwach und gebrechlich.

Am Abend erschien er wie geplant im Wormser Dom vor dem Kaiser. Er sah sich in seinem Zustand außer Stande, diesen Leuten Paroli zu bieten und bat daher um einen Aufschub von einem Tag. Die Bitte wurde ihm gewährt, da man von Martins Behandlung in Eisenach und der beschwerlichen Fahrt wusste. Ein Aderlass war halt kein Zuckerschlecken und brauchte Erholung. Die Anhörung sollte tags darauf im Rathaus der Stadt Worms stattfinden. Martins Bitte um Aufschub wurde von vielen als ein Zeichen des Einknickens gewertet.

Als Martin morgens erwachte, ging es ihm schon viel besser. Im Laufe des Tages wurde er wieder ganz der Alte. Gespannt fieberte er dem Abend entgegen. Wie immer hatte er sich nur grob vorbereitet. Das, was er brauchte, hatte er eh im Kopf. Er wollte einfach

bei der Wahrheit bleiben. Wenn sie ihn widerlegen konnten, war er selbstverständlich bereit für einen Widerruf.

Auf seinem Weg in das Rathaus bekam er von allen Seiten Unterstützung.

„Viel Erfolg, Bruder Martin."

„Gott mit euch."

„Gott segne dich."

Dies und ähnliche Aufmunterungen waren zu vernehmen. Vor dem Rathaus gab es ein großes Gedränge. Es schien, als hätte sich die ganze Stadt samt ihrer Besucher um das Rathaus versammelt. Soldaten sicherten die Eingänge zum Gebäude und geleiteten Martin ins Innere. Auch hier sah man dasselbe Bild. Das Rathaus war voller Menschen, die neugierige Blicke auf den Augustinermönch warfen. Martin wurde sich langsam bewusst, dass er eine Berühmtheit war. Je näher er dem Saal kam, desto vornehmer wurden die Persönlichkeiten. Der Saal selber war mit Fackeln hell erleuchtet und die ganze Prominenz des Reiches hatte sich darin versammelt. Fahnen hingen von den Wänden, unter denen auf Bänken die Reichsstände saßen. Bis auf die Vertreter der Bettelorden hatten alle ihre feinste Kleidung und prachtvollsten Hüte angelegt. Am Ende des Saals saß der Kaiser auf seinem Thron, neben ihm der Päpstliche Nuntius. In der Mitte des Saals stand ein Tisch mit allerlei Schriften. Hinter diesen befand sich der Vorsteher des Gerichts, dessen Aufgabe es war, die Anhörung zu leiten.

Martin schaute sich die Leute nicht an. Den Kopf gesenkt ging er an den für ihn vorgesehenen Platz vor dem Tisch und blieb dort demütig stehen. Der Chefbüttel, wie das gemeine Volk den Vorsteher nannte, zeigte den Leuten den Hammer[80] und es kehrte Ruhe ein.

---

[80] Der Donnerstag (Thors Tag) war der Tag der Urteilsverkündung. Thors Hammer wird ein Rechtssymbol gewesen sein. Daher kommt der Spruch „den Hammer zeigen" im Sinne von jemanden zurechtweisen. Die Städte Hamburg, Hameln, Hamm, etc.

„Seid ihr Martin Luther?“

Martin hob langsam den Kopf und sah seinem Gegenüber fest in die Augen.

„Der bin ich.“

„Sind dies eure Schriften?“

Bei seinen Worten deutete er mit dem Hammer auf den Tisch.

„Sie sind es!“

„Diese Schriften wurden von Papst Leo als Ketzerwerk und deren Verfasser als Ketzer verurteilt. Diese Werke sind schlimmste Häresie! Du hast zugegeben, dass du der Verfasser dieser Schriften bist. Somit bist du ein Ketzer. Ich frage dich: Widerrufst du?“

Martin dachte kurz nach, bevor er sich äußerte.

„Sagt mir doch bitte einmal, was genau an meinen Schriften Ketzerwerk ist und was nicht. Ich bin ja bereit, meinen Irrtum einzusehen, wenn ihr mir mit der Bibel beweist, dass diese Bücher oder Teile ihres Inhalts Teufelswerk sind.“

Der Chefbüttel räusperte sich und sah Martin scharf an.

„Es geht hier nicht darum zu erörtern, ob diese Schriften Ketzerwerk sind oder nicht. Das hat der Papst in seiner Unfehlbarkeit schon längst festgestellt. Sonst hätte er sie ja auch nicht verdammt. Es geht hier nur darum, ob du deinen Fehler eingestehen und widerrufen willst oder nicht.“

Martin schwieg. Die Frage bedeutete für ihn nichts anderes als die Wahl zwischen Scheiterhaufen oder Leben. Er startete einen weiteren Vermittlungsversuch.

„Aber in der Geschichte der Kirche haben sich nicht nur die Konzilien sehr oft widersprochen, sondern auch der Papst. Denkt nur …“

Ein empörter Aufschrei ging durch die Reihen der Papisten.

---

werden alte germanische Gerichtsorte gewesen sein. Wer mehr darüber wissen möchte, lese von Rainer Schulz „Die wahre Bedeutung der deutschen Ortsnamen“.

Der für Gerechtigkeit stehende Hammer.

„Wie kannst du Lump es wagen! Du wirst brennen!“, entfuhr es einem katholischen Fürstbischof.

Unruhe kam auf. Der Päpstliche Nuntius hatte sich erhoben und ging drohend ein paar Schritte auf Martin zu. Es wurde noch lauter. Der Vorsteher schlug fest mit dem Hammer auf den Tisch und rief den Saal zur Ordnung. Endlich kehrte wieder Ruhe ein.

„Ich frage dich ein letztes Mal. Wir haben hier Wichtigeres zu tun, als uns mit den Einfällen eines einfachen Mönches zu beschäftigen. Glaubst du wirklich, dass alle Autoritäten der Kirche, egal ob Papst, Kardinal, Bischof oder Priester sich irren? Glaubst du, der einfache Mönch aus einem Kloster, Gott und die Bibel besser verstehen, erklären und auslegen zu können als diese heiligen Männer Gottes mit ihrem unendlichen christlichen Wissen? Alle Größen der Kirche, die an den besten Universitäten der Welt studiert haben, sollen sich irren?“

Die Frage war eigentlich nur rhetorisch gedacht, doch Martin griff sie schnell auf, um sich wieder ins Gespräch einzumischen.

„An Universitäten wurden nie große Entdeckungen gemacht. Dort wurde und wird immer nur bestehendes Wissen gelehrt und weitergegeben. Deswegen sind Fehler, wenn sie sich einmal eingeschlichen haben, auch so schwer auszumerzen. Entdeckungen und Weiterentwicklungen geschehen in der Regel durch einzelne Personen.“

„Schweig! Es reicht!“, riss jetzt der Nuntius das Gespräch an sich. „Deine Worte sind absolut töricht und lächerlich!“ Er schob den Büttel an die Seite und plusterte sich hochmütig vor Martin auf. „Also, auf eine einfache Frage gehört eine einfache Antwort. Das dürfte für einen so hochgebildeten Gelehrten, wie du einer bist, kein Problem sein, oder? Zumal, wenn jemand wie du aus dem berühmten Dorf Mansfeld stammt! Das ist sicher der Nabel der Welt!“

Die Papisten fingen an zu lachen.

„Also! Widerrufst du oder widerrufst du nicht? Antworte einfach mit Ja oder Nein.“

Martin blickte stumm auf den kalten Steinboden. Was sollte er tun? Wenn er nicht widerrief, fällte er hier gerade sein eigenes Todesurteil. Ein weiteres Mal, wie schon so oft zuvor, wurde er von den hohen Vertretern der Kirche enttäuscht. Sie wollten seine Entdeckung einfach nicht zur Kenntnis nehmen. Stattdessen verhöhnten sie ihn auch noch. Diese verbohrte Ungerechtigkeit machte ihn wütend. Er hob den Kopf und sah erst den Kaiser und dann den Nuntius scharf an. Dann fing er leise an zu reden.

„Nun gut, wenn ihr eine einfache Antwort haben wollt, will ich sie euch geben!“ Seine Stimme wurde etwas lauter. „Wenn ihr nicht in der Lage seid, mich durch die Schrift oder mittels eures Verstandes zu widerlegen, sondern meint, mich, einen freien Christenmenschen, nur aufgrund eurer Macht und Stellung zwingen zu können, dann habt ihr euch geirrt.“

Das war starker Tobak. Die Folge war, dass der Geräuschpegel unter den Reichsständen sofort stark zunahm.

„Genauso wie der Papst und die Konzilien sich schon mehrmals in der Geschichte der Kirche geirrt haben.“ Um nun noch von allen gehört zu werden, musste Martin fast schreien. „Ich kann und werde nichts widerrufen. Ich will es auch gar nicht, denn das hieße Gottes Wort zu missachten! Gott helfe mir! Amen[81].“

---

81 „Da Eure kaiserliche Majestät und Eure Herrlichkeiten eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche ohne Hörner und Zähne geben diesermaßen: Wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt werde – denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es am Tag ist, dass sie des Öfteren geirrt und sich selbst widersprochen haben -, so bin ich durch die Stellen der Heiligen Schrift, die ich angeführt habe, überwunden in meinem Gewissen und gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil wider des Gewissen zu handeln weder sicher noch heilsam ist. Gott helf’ mir! Amen.“ Luthers Worte vor dem Reichstag in Worms.

Ein tosender Lärm brach daraufhin aus. Alles schrie durcheinander. Jubel und Empörung wechselten sich ab. Martin verharrte währenddessen auf seinem Platz. Er schien wie angewurzelt. Wieder einmal war ihm nicht sogleich bewusst, was er angerichtet hatte. Ein Mann näherte sich ihm von der Seite. Es war Spalatin, die rechte Hand des Kurfürsten. Martin sah Spalatin hilflos an.

„Hier stehe ich nun, ich kann nicht anders!“, kam es fast entschuldigend aus seinem Mund.

„Komm mit. Wir müssen reden.“

Spalatin zog Martin am Arm mit sich fort. Mit der Bewegung war auch seine kurzzeitige Lethargie verschwunden. Die vielen jubelnden Gesichter taten ihm gut. Und je mehr er sich dem Ausgang näherte, desto mehr wurden es.

„Er ist standhaft geblieben!“

„Luther hat nicht widerrufen!“

„Kein Widerruf!“

So und ähnlich pflanzten sich die Sätze in Windeseile aus dem Inneren des Rathauses nach draußen fort.

Auch Martins Spannung löste sich. Ohrenbetäubender Lärm schlug ihm entgegen, als er das Rathaus verließ. Wildfremde Menschen schlugen ihm ungläubig und bewundernd auf die Schulter.

„Hurra! Bravo! Nieder mit den Papisten!“

Martin wurde von der Euphorie fortgerissen. Er stimmte in den Jubel ein und brüllte seine Erleichterung hinaus: „Ich bin hindurch. Ich bin hindurch!“

Er, der Mönch aus dem Augustinerorden, hatte dem Kaiser die Stirn geboten. Spalatin sah ein, dass eine Unterredung mit Martin im Moment unmöglich war und ging in den Saal zurück.

Derweil saß ihr sächsischer Landesherr noch im Rathaus. Er versuchte, Blickkontakt mit seinem jüngeren Bruder Herzog Johann aufzunehmen. Sie waren zufrieden mit dem Ausgang. Ihr Mönch hatte sie nicht enttäuscht. Sein albertinischer Vetter, der katholische Herzog Georg, kochte dagegen vor Wut. Das ließ Friedrich

aus seiner Selbstgefälligkeit wieder erwachen. Wo war Spalatin? Er musste dringend mit ihm sprechen. Er fand ihn draußen in einem der überfüllten Vorräume.

„Spalatin!“

„Mein Herr, unglaublich, hättet ihr erwartet, dass…“

„Später, komm! Wir müssen reden.“

Der Kurfürst zog seinen engsten Berater mit sich fort. Sie gingen eine Treppe empor, wo sie ein bisschen Ruhe hatten.

„Spalatin. Unser Mönch ist in Gefahr!“

„Aber er hat freies Geleit.“

„Nicht mehr lange. Du musst dir etwas einfallen lassen.“

„Beruhigt euch, mein Herr. Solange die unterstützenden Fürsten hier sind, hat er nichts zu befürchten.“

„Da hast du Recht. Sobald er aber Worms verlässt und die Reichsacht ausgesprochen ist, wird man ihm nach dem Leben trachten. Seinen Tod können wir uns nicht erlauben. Wir brauchen ihn, damit die Reformation weiterhin in geregelten Bahnen verläuft. Melanchthon wird das alleine nicht schaffen.“

Spalatin sah seinen Fürsten an. Ihm kam eine geniale Idee.

„Wie wäre es, wenn wir Luther töten würden?“

„Machst du Witze?“

„Natürlich nur vorübergehend. Wir ziehen ihn aus dem Verkehr und streuen Gerüchte über einen Angriff. Man hält ihn für tot und er ist in Sicherheit.“

Der Kurfürst lächelte freudig seinen vertrauten Geheimschreiber an.

„Eine Entführung? Du bist gut, Spalatin.“

Spalatin wollte etwas erwidern, doch der Kurfürst fuhr ihm über den Mund.

„Nein, sag nichts! Du bist gut! Du bist der Beste!“

Spalatin verbeugte sich dankend. Der Kurfürst sah seinen treuen Diener an.

„Und während unser Mönch in Sicherheit ist, redest du mal mit Melanchton. Ich habe ihm schließlich nicht umsonst die Stelle in

Wittenberg besorgt. Wie man sagt, hat er großen Einfluss auf Luther. Es wird Zeit, dass er mir etwas zurückgibt!“

Martin blieb noch bis zum 25. April in Worms. Er führte lange Gespräche und knüpfte ein paar Kontakte. Was sollte er jetzt tun? Es war ihm jetzt klar, dass es keine Rückkehr von seiner Exkommunikation geben würde. Die Reichsacht würde folgen. So war es immer schon gewesen. Er hatte keine Heimat mehr und wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Wovon sollte er leben? Wo sollte er seine nächste Mahlzeit herbekommen? Sein Leben war mit einem Mal abhängig von der Gnade anderer Menschen. Dieses und manch anderer unverdaulicher Ärger lagen ihm in den nächsten Tagen schwer im Magen. Ob das etwas mit seiner Stuhlverstopfung zu tun hatte, die ihn seit Neuestem plagte? Sicher nicht[82]! Der Kaiser hatte ihn zum Ketzer erklärt. Das war ein weitaus größeres Problem. Die Stuhlverstopfung war sicher nur eine weitere Anfeindung des Teufels.

[82] Luther am 10.06.1521 an Spalatin: „Wie noch nie in meinem Leben leide ich unter hartem Stuhlgang, so dass ich an meiner Heilung zweifle. Damit sucht der Herr mich heim, dass ich nicht ohne Kreuz lebe.“ Und: „noch hat mich das Übel, das mich schon in Worms plagte, nicht verlassen, ja, es ist eher stärker geworden: ich leide an zu harten Exkrementen.“ (H. J. Neumann: Luthers Leiden, 1995)

Revier

Die Reichsacht wurde am 08.05.1521 vom Kaiser über Martin verhängt. Das sogenannte Wormser Edikt verbot das Lesen und das Verbreiten seiner Schriften. Jeder Bürger war aufgefordert, Luther zu suchen und an Rom auszuliefern, damit er seiner gerechten Strafe zugeführt werden konnte.

Um dem vorzubeugen, hatte Spalatin seinen Plan, Luther verschwinden zu lassen, in die Tat umgesetzt. Er hatte noch vor dem Erlass des Ediktes einen Scheinüberfall auf Martin organisiert und ihn auf die Wartburg bei Eisenach entführt. Martin bekam von ihm eine neue Identität verpasst und hieß fortan Junker Jörg. In den folgenden Wochen ließ der Hofkaplan immer wieder Gerüchte streuen, Martin wäre vermutlich getötet worden. Durch diesen klugen Schachzug war sein Leben erst einmal gesichert.

Nur einzelne, absolut vertrauenswürdige Personen kannten Martins Aufenthalt auf der Wartburg. Martin wusste von Spalatin, dass er Melanchthon über seinen Verbleib informiert hatte. Und so machte er sich schon kurz nach seiner Ankunft daran, mit seinem wichtigsten Mitstreiter in Kontakt zu treten. Informationen, wie sich die Lage im Land entwickelte, bekam er nur über die Bewohner der Burg und durch Briefe Spalatins oder Melanchthons.

Martin saß in seinem freiwilligen Gefängnis auf der Wartburg. Er hatte sich, um unerkannt zu bleiben, einen Bart wachsen lassen, seine Frisur verändert und einen falschen Namen zugelegt. Die Einöde und Einsamkeit setzten ihm mächtig zu. Die einzige Abwechslung am Tag war, wenn ihm etwas zu Essen gebracht wurde. Es klopfte und eine weibliche Stimme ließ sich vernehmen.

„Junker Jörg?“

„Herein!“

Eine Magd erschien in der Tür.

„Euer Mittagessen.“

„Ah vielen Dank. Wie geht es euch?“, erkundigte sich Martin.

Er freute sich einfach, jemanden zu sehen. Die Magd stellte das Essen auf den Tisch und noch bevor sie antworten konnte, hakte Martin ungeduldig nach.

„Ihr seht sehr besorgt aus.“

„Ist ja auch kein Wunder. Habt ihr es denn noch gar nicht gehört, was in Erfurt los war?“

„Nein, erzähl` bitte.“

„Die Bauern haben beim letzten Markttag ihre Abgaben an den Erzbischof verweigert.“

„Was?“

„Nicht nur das. Eine Woche später haben sie sich mit Handwerkern, Bürgern und Lohnarbeitern zusammengerottet und alle geistlichen Einrichtungen und Häuser überfallen und geplündert.“

„Willst du mich veralbern?“

Martin wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Ich sage die Wahrheit. Sie haben sogar das erzbischöfliche Notariat eingenommen und sämtliche Zinsbriefe für nichtig erklärt. Sie berufen sich dabei auf die Worte des Ketzers Martin Luther. Ich habe Angst, dass es hier bei uns auch Unruhen geben könnte.“

Martin wurde aschfahl. Er musste sich setzen. Was er da gerade gehört hatte, traf ihn schwer.

„Ist euch nicht gut?“

„Doch, doch! Macht euch keine Sorgen um mich.“

Die Magd wollte den Raum verlassen, doch Martin hielt sie am Arm fest.

„Was wisst ihr noch zu berichten?“

„Das war es. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Aber warum berufen sie sich auf Luther?“

„Das weiß ich auch nicht.“

Die Magd verschwand und Martin blieb mutterseelenallein in seinem Zimmer zurück.

Konnte er den Worten der Frau glauben? Er musste wissen, was los war. Was sollte er tun? Am liebsten würde er sich sofort auf

den Weg nach Wittenberg machen, um die Sache zu klären. Doch das war zu gefährlich. Außerdem hatte er Spalatin versprochen, nur in Absprache mit ihm die Wartburg zu verlassen. Andererseits schien sein ganzes Werk auf dem Spiel zu stehen. Seine Reformation durfte auf gar keinen Fall aus dem Ruder laufen. Würde Melanchthon es allein schaffen? Offensichtlich nicht, denn das Erfurter Pfaffenstürmen[83] war ein erstes Anzeichen, dass das Volk seine Reformen und sein Werk missbrauchte. Was bildeten sich diese gewalttätigen Rotten überhaupt ein? Er brachte ihnen die Erlösung und sie? Sie hatten nichts Besseres im Sinn, als raffgierig und gewalttätig alles an sich zu reißen.

Martin war in der Zwickmühle und wusste nicht, was er machen sollte. Sollte er die Wartburg verlassen und eingreifen oder sein Wort halten und abwarten. Sofort schrieb er Briefe an Spalatin und Melanchthon. Er forderte Aufklärung und musste sie unbedingt persönlich sprechen. Unbedingt!

Die Warterei auf Antworten machte ihn fast wahnsinnig. Und wenn welche kamen, befriedigten ihn diese nicht. Untätig und hilflos konnte er nichts anderes tun als warten. Wie passend der Name der Burg doch für seinen Zustand war. Um Martins Psyche stand es in den folgenden Wochen nicht sehr gut. Er wurde immer wieder vom Teufel heimgesucht. Mal hörte er Gespenster, mal die Stimmen von Poltergeistern. Einmal hatte sogar ein großer schwarzer Hund auf seinem Bett gelegen, den er durch Beten eines Psalms vertreiben konnte[84].

---

83 Der Erfurter Pfaffensturm war vom 10.-13.06.1521.

84 So berichtet von Matthäus Ratzeberger, einem Freund Luthers und Melanchthons. Luther selbst berichtet von Haselnüssen, die an seinem Bett gerumpelt hätten.

Erster Exkurs Germanische Heilkunde

Martin Luther und die Wartburg

Luthers Wartburgaufenthalt muss ein einschneidendes Erlebnis für ihn gewesen sein. Er hat während dieser Zeit immer wieder optische und akustische Halluzinationen sowie Hämorrhoiden. Er hatte folglich mehrere Sinnvolle Biologische Sonderprogramme (SBS) laufen.

Die akustischen Halluzinationen, nämlich Stimmen und Geräusche hören, entstehen durch revierbezogene Hörkonflikte. Dr. Hamer spricht dann von der großen Hörkonstellation. Ein einzelner revierbezogener Hörkonflikt verursacht in der aktiven Phase den Tinnitus. Löst das Individuum den Hörkonflikt, verschwindet der Tinnitus und in der Heilungsphase kommt es zum Hörsturz. Sobald auch das zweite Ohr mit einem aktiven Konflikt belegt ist, befindet sich das Individuum in einer schizophrenen Hörkonstellation. Es hört ganz real Stimmen und Geräusche.

Luther muss, da er akustische Halluzinationen hatte, zwei revierbezogene Hörkonflikte erlitten haben.

Der Erste wird das Gewitterereignis bei Stotternheim gewesen sein. Ich vermute, dass er diesen Konflikt erstmals in Rom gelöst hat, da er zwei Wochen nach seiner Abreise aus Rom seinen ersten Hörsturz in Florenz (siehe Kapitel Romreise) erlitten hat. Dass das Gewitter der erste Hörkonflikt Luthers gewesen ist, lässt sich belegen. Luther beschreibt nämlich mehrfach in seinem Leben seine Hörstürze. Unbewusst beschreibt er dort sein Gewittererlebnis. Am 06.07.1525 empfindet er seinen Hörsturz „ähnlich dem Geräusch von Windmühlenflügeln, donnerähnlich“. Am 19.07.1530 schreibt er: „… es sei denn, dass ich seit etwa einem Monat an Donnern im Kopf,…, wenn nicht Satan mich so närret, leide.“ Mehrfach beschreibt er ein Klingen, Sausen und Brausen und Rauschen.

In der Lutherforschung ist es umstritten, ob das Gewittererlebnis stattgefunden hat oder ob es sich um eine Legende handelt. Er selbst liefert uns hier durch das Beschreiben seiner Organsymptome den Beweis, dass es Wirklichkeit war. Luther wird bei seinem Gewittererlebnis Schienen einprogrammiert bekommen haben, da ihn dieser Hörkonflikt für den Rest seines Lebens begleitete.

Der zweite Hörkonflikt ist auf der Wartburg zu suchen, da dort seine Halluzinationen erstmalig auftraten. An Luthers Halluzinationen kann man sehr schön das Thema Schienen erklären. In dem Moment, wo uns das Ereignis trifft, programmiert der Körper über seine Sinne alles ein, was er hört, fühlt, schmeckt, riecht, etc. Das sind die sogenannten Schienen, schulmedizinisch Allergien. Kommt das Individuum nun erneut mit einer Schiene in Kontakt, wird der Konflikt wieder aktiviert. Mutter Natur will uns warnen, nach dem Motto: „Pass auf! Da war was!“

Mit dem Verlassen der Wartburg verschwanden Luthers akustische Halluzinationen. Sie kamen nur noch einmal zurück. Und zwar 1530 bei seinem Zwangsaufenthalt auf der Feste Coburg. Erneut nahm in diesem Jahr die Reformation, diesmal auf dem Reichstag in Augsburg, ohne ihn seinen Gang. Erneut saß er auf einer Burg fest. Die Burg wird seine Schiene gewesen sein. Dieser Aufenthalt wird ein fürchterliches Rezidiv für ihn bedeutet haben. So geriet er erneut in die Hörkonstellation, und sein „Stimmen und Geräusche hören“ kehrte zurück. Luther berichtet über seinen Coburger Aufenthalt folgendes: „Da ich anno 1530 in Coburg war, plagte mich das Sausen und Klingen also, dass mir gleichsam ein Wind aus dem Kopfe ging, blies und sauste wie ein Hauptfluss.“ Diese Geräusche hörte er immer wiederkehrend während seines gesamten Aufenthalts. In den frühen Morgenstunden quälten ihn regelmäßig die Schreie von Dohlen. Als er im Oktober die Feste Coburg verlässt, verschwinden auch seine Hörphänomene wieder.

Luthers Hörstürze gingen auch immer mit Schwindelattacken einher. Dies ist ein Hinweis darauf, dass Luther während des Gewitters, vermutlich aufgrund eines Blitzschlages, auch gestürzt

sein muss, denn Schwindel ist ein Symptom des SBS „selber fallen oder jemanden fallen sehen“.

Luther hat auf der Wartburg offensichtlich noch weitere Konflikte bekommen. Er selber beschreibt seine Zeit auf der Wartburg als „Einöde“, „Wüstenei“ und „Einsamkeit“. Dies lässt vermuten, dass er zusätzlich einen Flüchtlingskonflikt erlitten hat. Dieser macht sich organisch an den Nierensammelrohren bemerkbar und führt zu Wassereinlagerungen. Kommt nun ein anderes Organ in die Heilung, führt der Flüchtlingskonflikt zu erheblichen Komplikationen. Luther hatte bis zu seinem Lebensende schwer unter diesem, von Doktor Hamer „Syndrom“ genanntes Programm zu leiden gehabt. Seine Krankheiten verlaufen nach dem Wartburg-Aufenthalt kompliziert und gefährlich. Ein eindeutiger Beleg für seinen Flüchtlingskonflikt ist dies jedoch nicht. Diesen Beleg finden wir erst ein paar Jahre später. Luther hat ab 1533 Gichtanfälle. Gicht setzt aber einen aktiven Flüchtlingskonflikt voraus. Also hat Luther zwingend einen aktiven Flüchtlingskonflikt gehabt.

Ein weiteres Indiz dafür ist sein verändertes Erscheinungsbild. Luther wird auf der Leipziger Disputation 1518 von Petrus Mosellanus wie folgt beschrieben: „Martinus ist nur mittelgroß, hager und von Sorgen ebenso wie vom vielen Studieren so ausgemergelt, dass man in der Nähe alle Knochen am Leibe zählen kann.“ Dieses Bild wird durch ein Portrait Luthers von Lukas Cranach dem Älteren um 1520 bestätigt. Nach seinem Wartburg-Aufenthalt kennt man Luther jedoch zunehmend als fülligen, dicklichen Mann mit Doppelkinn. Diese Gewichtszunahme wird er nicht nur durch gutes Essen, sondern auch durch die Wassereinlagerungen aufgrund des aktiven Flüchtlingskonflikts bekommen haben.

Gelöst hat er auf der Wartburg einen Identitätskonflikt. Er bekommt nämlich Hämorrhoiden. Der Inhalt des Konflikts bezieht sich darauf, dass man nicht weiß, welche Entscheidung man treffen soll.

xxx

Nachdem seine ersten Wochen auf der Wartburg vergangen waren, hatte sich Martin einige Male in die umliegenden Wälder getraut. Das hatte ein wenig Abwechslung in seinen durch Langeweile und Warterei geprägten Alltag gebracht. Der Herbst kam in großen Schritten näher.

Martin saß an seinem Schreibtisch und schaute aus dem Fenster. Er hatte angefangen, seinen alten Plan, das Neue Testament ins Deutsche zu übertragen, in die Tat umzusetzen. An sämtlichen Einrichtungen im Land wurde Latein gesprochen. Urkunden, Dokumente und Chroniken wurden in Latein verfasst. Fast jeder Deutsche, der etwas auf sich hielt, hatte seinen Geburtsnamen abgelegt und ihn gegen einen lateinischen eingetauscht.

Wie es ihn störte, dass Gottes Wort nicht von allen verstanden werden konnte! Aber das würde sich ändern! Dank seiner Übersetzung würde es bald jedem Menschen im Volk möglich sein, das Wort Gottes in seiner Muttersprache zu lesen. Jeder hätte dann die Gelegenheit, seine Erkenntnisse direkt anhand der Bibel zu überprüfen. Martin wollte unbedingt, dass alle Volksschichten seine Lehre verstehen und begreifen. Wenn schon die hohen Herren der Kirche die armen Seelen nicht retten wollten, dann würde er das halt übernehmen[85].

Es regnete. Am Sonntag hatten die Bewohner der angrenzenden Dörfer hier einen Totentanz gefeiert. Die Tänze waren allesamt düster. In eintönigen Schrittfolgen bewegte man sich im Kreis. Dazu wurden Bibelstellen über den Tod vorgelesen. Jeder Zweite hatte sich als Tod verkleidet. Man schnappte sich die nicht verkleideten Besucher, um sie symbolisch an ihre Vergänglichkeit zu erinnern. Getränke, Essen und weitere Aufführungen waren verbo-

---

85 Luthers Bibelübersetzung wurde die Vorlage für eine einheitliche deutsche Schriftsprache. Das darin benutzte Hochdeutsch setzte sich bei allen deutschen Stämmen durch. Ungewollt stoppte er damit die Romanisierung und Verdrängung der Deutschen Sprache und wurde zu ihrem Retter.

ten, um kein Unglück heraufzubeschwören. Das Fest war nicht gut besucht gewesen. Selbst die Totentänze zogen die Leute nicht mehr in ihren Bann. Was war es nur für eine sonderbare Zeit! Martin hatte vom Burgverwalter erfahren, dass hier vor 300 Jahren ein Sängerkrieg stattgefunden hatte. Es hatte im Volk während dieser Brakteatenzeit einen großen Abfall vom Glauben gegeben[86]. Die sich daraus ergebenen Ausschweifungen empfand die Kirche als reinste Gotteslästerei. Eine der schlimmsten Lästerungen für sie war der Sängerkrieg auf der Wartburg gewesen. Über Wochen hatten sich unzählige Dichter und Sänger hier versammelt und wetteiferten in den verschiedensten Teilgebieten um den Sieg. Es wurde getanzt, gefeiert und gelacht. Die Schönheit des Lebens stand an vorderster Stelle und man verachtete den Tod. Man wanderte durch die umliegenden Wälder der Wartburg, erfreute sich an der Natur und drückte das in Liedern und Gedichten aus. Es soll ein großes Vergnügen gewesen sein, wobei man der Heiligen Schrift keinerlei Beachtung schenkte. Anstatt auf Gottes Wort zu hören, gab man sich einfach der Natur hin.

Jetzt drohte zwar kein erneuter Abfall vom Glauben, aber über den rechten Glauben gab es große Meinungsverschiedenheiten. Die Nachrichten aus Wittenberg stimmten Martin teils zuversichtlich, doch überwiegend ärgerten sie ihn. Was ihn am meisten störte. war, dass alle Reformer in seinem Revier wilderten, ohne ihn zu fragen. Sie legten seine Schriften nach Gutdünken aus. Martin saß auf der Wartburg fest und hatte keine Möglichkeit, sich von ihnen abzugrenzen. Insbesondere sein alter Dekan Karlstadt, der ihn zum Doktor ernannt hatte, und die Zwickauer Propheten, denen Thomas Müntzer nahe stand, machten ihm Sorgen.

Martin schaute vom Fenster weg und las im Evangelium nach Lukas, das er gerade übersetzte. Wieder einmal hörte er die bekannten Geräusche. War da nicht auch ein Huschen an der Wand?

---

86 Siehe „Gesetze der Freiheit – Der Germanische Geist“

Mutter Natur bahnt sich ihren Weg.

Er nahm das Tintenfass und schleuderte es mit aller Gewalt nach dem Teufel.

„Verschwinde, weiche von mir, Satan! Du wirst mich nicht abhalten können!“, brüllte er los.

Das Tintenfass klatschte an die Wand und zerbrach in tausend Stücke. Zurück blieb ein großer zerlaufener Farbfleck[87]. Er hatte den Beelzebub vertrieben. Stolz schaute er die Wand an.

„Feigling! Schon haust du ab.“

Dann sah er wieder aus dem Fenster. Er hatte sich entschieden. Er würde nach Wittenberg reisen und sich selbst ein Bild machen.

Gesagt, getan. Und so machte er sich Anfang Dezember auf in seine geliebte Stadt. Heimlich verbrachte er ein paar Tage im Schwarzen Kloster, um Nachforschungen anzustellen. Endlich konnte er sich direkt mit den Reformatoren austauschen. Mit vielerlei Dingen war er einverstanden. Er befürwortete die aus seinen Schriften abgeleitete Priesterehe, die neue Sichtweise auf das Mönchsgelübde, die Abschaffung der Fastengebote, die Darreichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und eine Änderung des Gottesdienstes. Allerdings verlangte er mehr Zeit bei der Umsetzung. Das hatte natürlich auch den Hintergrund, dass er nicht wusste, wie lange er noch auf der Wartburg würde bleiben müssen. Etwas beruhigt kehrte er noch vor Weihnachten in seine öde Zelle zurück. Traurig feierte er hier das einsamste Weihnachtsfest seines Lebens.

Doch schon im Februar und März überschlugen sich die Ereignisse in und um Wittenberg. Karlstadt, der die Federführung in der Wittenberger Bewegung übernommen hatte, drängte immer schneller voran. Die Priesterkutte hatte er abgelegt und ließ sich fortan nicht

---

87 Den Tintenfleck konnte man Anfang des 20. Jahrhunderts auf der Wartburg noch als eine Art evangelische Reliquie bewundern.

mehr mit Doktor, sondern mit seinem Vornamen Andreas anreden. Am 19. Januar hatte er geheiratet und war dabei, eine Familie zu gründen. Er hatte die weihnachtlichen Gottesdienste in deutscher Sprache gehalten, wobei er ganz normale weltliche Kleidung trug. Die Teilnehmer seiner Gottesdienste durften den Kelch selbst in ihren Händen halten. Das war etwas Ungeheuerliches, da der Wein ja das tatsächliche Blut Christi war. Priester wurden damit praktisch überflüssig. Karlstadts Meinung nach war jeder Gläubige gleichzeitig auch Priester.

Das war für Martin ja noch alles im Rahmen des Erlaubten. Was für ihn aber das Fass zum Überlaufen brachte, waren die Reaktionen einiger Bürger auf Karlstadts Aufforderung, die Heiligenbilder abzuhängen und die Kirchenmusik abzuschaffen. Auf Grund dessen kam es zu gewalttätigen Übergriffen auf Kirchen und Klöster. Die Bilderstürmer, wie die Anhänger dieser Idee genannt wurden, zerstörten wertvolle Gemälde, kunstvolle Figuren und uralte Orgeln. In der Wittenberger Stadtkirche wurden die Kirchenfenster eingeworfen, da sie Heiligenbilder zeigten. Auch wurde Kirchenschmuck geraubt. Bei den Ausschreitungen wurden sogar Priester verletzt, die versucht hatten, das Zerstörungswerk zu verhindern. Und diese Bilderstürmer beriefen sich bei ihren Untaten auf Gott.

Unterstützung bekamen sie dabei von den „Zwickauer Propheten“, die im engen Kontakt mit Thomas Müntzer standen. Sie lehnten konsequent die Kindstaufe ab. Nach ihrer Auslegung des Evangeliums müsse man den Menschen belehren, bevor man ihn tauft. Weiterhin duldeten sie keinerlei Obrigkeit. Hierbei beriefen sie sich auf Martins Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Für sie gab es keine kirchliche und auch keine weltliche Autorität. Alle waren gleich und frei. Scharf griffen sie die Fürsten und den hohen Adel an. Die Situation in Wittenberg geriet mehr und mehr außer Kontrolle. Der ängstliche Melanchthon war nicht in der Lage, das Ruder herumzureißen. Aber dem Treiben musste ein Riegel vorgeschoben werden. Martin kehrte daher auf eigene

Faust im März 1522 nach Wittenberg zurück. In acht Predigten[88] an acht Tagen, beginnend mit dem ersten Sonntag der Passionszeit am neunten März, kanzelte er seine Widersacher ab.

Als Ersten knüpfte er sich Karlstadt vor, der die Reformation, ohne sich mit Martin oder seinen Vertrauten abzusprechen, in diese Situation gebracht hatte. Dabei ging er sehr geschickt vor. Er stand zu seinen Schriften und den daraus resultierenden Reformen, kritisierte jedoch die Geschwindigkeit und Rücksichtslosigkeit der Durchsetzung. Er machte Karlstadt schwere Vorwürfe, dass er selbstsüchtig diejenigen vergessen hatte, die noch nicht soweit waren wie er. Jedem Mensch müsse die Gelegenheit gegeben werden, sich auf die Reformen vorzubereiten, auch den Schwachen. Dazu gehöre es, besonnen vorzugehen und nicht wie ein Wolf in eine Schafsherde einzufallen. Karlstadt war damit argumentativ von ihm ausgehebelt worden und reformatorisch erstmal erledigt. Martin setzte sicherheitshalber noch ein Predigtverbot für Karlstadt durch und ließ seine Schriften durch die Universität beschlagnahmen. Dass Martin dabei mit Karlstadt genauso verfuhr, wie der Kaiser mit ihm, ignorierte er. Karlstadt verließ daraufhin völlig enttäuscht Wittenberg. Martin veranlasste später sogar Karlstadts Ausweisung[89] aus Sachsen, nachdem dieser 1523 wieder angefangen hatte zu predigen.

Seine nächsten Ausführungen beschäftigten sich mit der Erläuterung seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, die die Anhänger Karlstadts und der Zwickauer Propheten als Rechtfertigung für ihre gewalttätigen Übergriffe und für den Widerstand

---

88 Die Invokavit-Predigten Luthers vom März 1522 beendeten die Wittenberger Bewegung. Die Reformation lief wieder in gemäßigten Bahnen.

89 Luther bezichtigte Karlstadt der Aufrufung zu Gewalt. Als der friedliche Karlstadt dies widerlegen konnte, meinte Luther dazu knapp: „Karlstadt treibt Aufruhr mit der Zunge und mit der Feder.“ (Willhelm Zimmermann: Geschichte des großen Bauernkrieges, 1939) Karlstadt starb 1541 in Basel.

gegen die Obrigkeit missbraucht hatten. Martins Erklärung war recht einfach. Es gab natürlich zwei Reiche! Auf der einen Seite war das Reich Gottes. Hier hatte niemand Gewalt auszuüben, außer natürlich Gott selber. Es war das geistige Reich und niemand war mehr oder weniger frei als ein Anderer. Der Kardinal galt dort genauso viel wie der einfache gläubige Bauer. In Gottes- und Glaubensfragen schuldete niemand auch nur irgendjemandem Gehorsam. Im Glauben war jeder frei. Das galt aber selbstverständlich nicht für das weltliche Reich. Hier hatte Gott den Herrschern Gewalt gegeben, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Jeder gläubige Christ war seinem weltlichen Herrn zu Gehorsam verpflichtet und Widerstand gegen die Obrigkeit, also gegen die von Gott gegebene weltliche Ordnung, gehörte hart bestraft. Die Strafen mussten sich allerdings auf das Äußerliche wie Leib und Gut beschränken. Über das Innere, die Seele, dagegen konnte nur Gott bestimmen. Kein Fürst würde mit Gesetzen bestimmen können, wie man zu glauben hat. Martin konnte seine Ausführungen, dass zwischen Leib und Seele unterschieden werden müsse, anhand zahlreicher Zitate aus der Bibel belegen[90]. Auf die Kindstaufe ging er nur insofern ein, als er bemerkte, dass einem ungetauften Säugling die ewige Verdammnis drohe.

Die Stadt nahm seine Ausführungen dankbar auf und vertrieb die Zwickauer Propheten aus Wittenberg. In der Keimzelle der Reformation kehrte Ruhe ein und ihre Bemühungen bekamen wieder einen einigermaßen geordneten Gang.

Martins Neues Testament in deutscher Sprache wurde in Druck gegeben und ab September verkauft. Innerhalb kürzester Zeit war die Auflage vergriffen. Schnell wurde Nachschub produziert, der sich in ganz Deutschland bestens verkaufte. Martin legte damit den Grundstein für eine einheitliche deutsche Sprache. Gewollt hatte er aber eigentlich wieder einmal etwas ganz anderes.

---

90 Die Beschreibung Luthers über das Verhältnis von Gott und Welt / Kirche und Staat wird Zwei-Reiche-Lehre genannt.

Zweiter Exkurs Germanische Heilkunde

Luthers Konstellationen

Luther bekämpfte Reformatoren, die nicht seiner Meinung waren, bis aufs Äußerste, teilweise sogar härter als den Papst. Mit allen Andersdenkenden ging er hart ins Gericht. Wir konnten das schon bei Erasmus von Rotterdam und Karlstadt erfahren. Luther sagte über Erasmus: „Wer den Erasmus zerdrückt, der würget eine Wanze, und diese stinkt noch tot mehr als lebendig." Mit Zwingli, dem schweizerischen Reformator, stritt er sich erbittert darüber, ob der Leib und das Blut Christi beim Abendmahl real anwesend waren oder nicht. Luther sagte über Zwingli: „Zwingli ist heiligen Hasses wert."

Er überzog seine Gegner mit Schmähschriften, griff sie teils unsachlich und persönlich an. Seine Zornesausbrüche in Bezug auf diese Dinge wurden immer häufiger. Einigungsbemühungen lehnte er rücksichtslos ab. Immer wieder versuchte er, sein Revier gegen Andersdenkende abzugrenzen. Dieser Kampf bestimmte sein restliches Leben bis zu seinem Tod. Woher rührte dieses Verhalten?

Nach der vermeintlichen Tötung seines Freundes Hieronymus war Luthers Leben geprägt von der Furcht vor dem Fegefeuer und davor, in der Hölle zu landen. Der Blitzschlag von Stotternheim war diesbezüglich ein einschneidendes Erlebnis. Einzig Gottes Gnade war aus seiner Sicht in der Lage, ihm die Höllenqualen zu ersparen. So war der Gang ins Kloster nur eine logische Konsequenz. Zum einen, um einer möglichen Verhaftung zu entgehen und zum anderen, um seinen Gott gutmütig zu stimmen. Doch die Zweifel trieben ihn auch im Kloster weiterhin um. Wie ein Besessener suchte er in der Bibel nach der Antwort auf seine Frage, wie man Gnade vor Gott finden konnte. Im Paulusbrief fand er dann die Antwort und somit die Lösung für sein Problem. Auf dieser Erkenntnis aus dem Paulusbrief baute seine gesamte neue Theolo-

gie auf. Jede Abweichung davon musste er bekämpfen, da sie die Gefahr für ihn barg, falsch zu liegen und somit doch in der von ihm so gefürchteten Hölle zu landen. Jede Abweichung bedrohte sein Seelenheil, welches durch sein Revier, die Reformation, geschützt wurde.

Und so wundert es nicht, dass Luther immer wieder Nierensteine und Harnleiterkoliken begleiteten. Dies sind Symptome der Heilungsphase eines Reviermarkierungskonflikts. In der aktiven Phase kommt es zum Abbau des Plattenepithels in den Harnwegen, was eine verbesserte Urinabgabe ermöglicht. Das Revier kann dadurch besser markiert werden. In der Heilungsphase kommt es zum Wiederaufbau mit Einhergehen von Symptomen wie Schmerzen, Blutungen, Koliken und Nierensteinen.

Erstmals gelöst hatte Luther seinen Reviermarkierungskonflikt im März 1526. Zu diesem Zeitpunkt wird erstmalig von einer Harnleiterkolik berichtet. Seine ersten Nierensteine bekam er von März bis Juni 1536. Höhepunkt seines Nierensteinleidens war das Jahr 1537. Vom 19.02.37 an hatte er acht Tage lang Harnverhalt. Man probierte, ihn mit einem Katheter, einem Steinschneider und anderen Instrumenten von seinem Leiden zu befreien. Nichts half! Selbst der Leibarzt des Landgrafen Philipp von Hessen konnte ihm nicht helfen. Am 27. löste sich dann endlich der Stein von allein und der Urin musste mit elf Kannen (!) aufgefangen werden. Luthers größter Stein soll die Größe einer Bohne gehabt haben. Die Anerkennung einer von ihm verfassten Bekenntnisschrift auf einer Bundesversammlung im Februar 1537 wird ihm diese lebensbedrohliche Situation beschert haben. 43 führende Gelehrte hatten diese später als „Schmalkaldische Artikel“ bekannt gewordene Schrift unterzeichnet, also sein Revier bestätigt, und ihm somit die zwangsläufige Heilungsphase beschert.

Luther hat damit organisch belegbar drei Konflikte in seinen Revierbereichen gehabt: den Identitätskonflikt (Hämorrhoiden), den Revierärger (Magen) und die Reviermarkierung (Harnwege/Nierenbecken).

Nimmt man seine Mythomanie, also seine Fähigkeit, Leute sprachlich um den Finger zu wickeln mit hinzu, wird er auch einen Revierangstkonflikt (Bronchien) gehabt haben. Dieser wird sein erster Revierkonflikt gewesen sein und den wird sein jähzorniger Vater verursacht haben, der Luther einmal mit Stockschlägen und

Ein alter Grenzstein, der der Reviermarkierung diente.

Hieben sogar bis aufs Blut züchtigte. Dass man in Luthers Krankheitsakten nichts über eine Bronchitis erfährt, muss dem nicht widersprechen, da der erste Konflikt von den nachfolgenden sicher

überlagert wurde und daher von Luther nie gelöst werden konnte. Luther hatte also mindestens vier Revierkonflikte. Die Besonderheit bei den Revierkonflikten liegt darin, dass sie je nach Konstellation bestimmte Verhaltensauffälligkeiten auslösen.

Die bei Luther belegten Relais für Hämorrhoiden und Bronchien, bewirken die Konstellation Mythomanie/Mythodepression. Die belegten Relais für Hämorrhoiden und Magen führen zur bioaggressiven oder biodepressiven Konstellation. In diesen Revierkonflikten finden wir die Erklärung für Luthers manisch depressives Verhalten. Je nach Konfliktbetonung war er mal manisch, mal depressiv.

Luther war dank seiner mythomanischen Konstellation ein gottbegnadeter Redner und Schreiber, der die Menschen wunderbar unterhalten konnte. Gleichzeitig gibt es aber auch Berichte über ihn, dass er sich tagelang einschloss, niemanden zu sich ließ und Selbstgespräche führte, also mythodepressiv war.

In der bioaggressiven Konstellation finden wir die Erklärung für sein regelmäßiges Ausrasten und seinen Jähzorn, wenn ihm etwas nicht in den Kram passte. Teilweise trauten sich die Menschen in seiner Umgebung nicht mal mehr, ihm Briefe weiterzuleiten, da sie seine Zornesausbrüche fürchteten. Seine Mythomanie half ihm zusätzlich, seine Gegner mundtot zu machen.

Es ist nicht mit Worten zu würdigen, was Dr. Hamer da alles entdeckt hat. Dass er uns die Möglichkeit gibt, nach 500 Jahren in die Seele eines längst Verstorbenen zu blicken, ist ja nur ein kleiner Teilbereich seines Werkes. Er wird einmal als der größte Entdecker und Wohltäter der Menschheit in die Geschichte eingehen.

xxx

Tyrannei

Teile der Reichsritterschaft entfachten in den Jahren 1522/23 unter ihrem gewählten Anführer Franz von Sickingen den Pfaffenkrieg. Die Reichsritterschaft war aus dem niederen Adel hervorgegangen und verlor gegenüber dem hohen Adel und der Kirche zusehends an Macht. Die Familien der Reichsritter verarmten immer mehr und drohten in der Bedeutungslosigkeit zu verschwinden. Doch sie hatten einen Trumpf in der Hand, und das war ihr Status des fehdefähigen Freien. Die Fehde war ein Rechtsmittel, welches dem Geschädigten erlaubte, Rechtsstreitigkeiten direkt mit seinem Gegner zu klären.

Zwei Jahre zuvor hatte sich der wohl berühmteste Ritter und Dichter seiner Zeit, Ulrich von Hutten, mit Franz von Sickingen zusammengeschlossen. Den beiden schwebte ein geschlossener Aufstand des gesamten Volkes vor. Sie wollten die Loslösung von Rom und forderten eine eigene deutsche Kirche für das Reich. Von Hutten dichtete und schrieb nach ihrem Zusammenschluss nur noch in deutscher Sprache und forderte in seinen Schriften alle Deutschen, egal welchem Stand sie angehörten, zum Kampf gegen das Papsttum auf. Eines seiner bekanntesten Gedichte in dieser Zeit lautete wie folgt:

Einst schrieb ich alles in Latein;
Nicht jedem konnt’s verständlich sein.
Nun ruf’ ich dich, mein Vaterland,
In deutscher Sprache wohlbekannt.

Laßt mich doch nicht alleine sprechen!
Jetzt ist es Zeit um loszubrechen,
Gemeinsam für die Freiheit streben!
Was war das bisher für ein Leben.
Kein Mensch durft mehr die Wahrheit sagen!

Steh auf, mein Volk! Nicht lange zagen,
Die Lügenherrschaft zu vertreiben!
Nur Wahrheit soll fortan noch bleiben.
Gott schenk' dem Heil, der zu mir steht,
Damit sein Eifer nicht vergeht!

Manch Edler – hoff' ich – hat den Mut,
Manch Graf, manch Bauersmann, so gut
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Lebenslage übersatt –
Auf daß ich nicht alleine streite.

Wohlan, Gott ist auf uns'rer Seite!
Kein Deutscher bleibe still daheim!
„Ich hab's gewagt!" – das sei sein Reim.

Hutten und von Sickingen hofften ganz besonders, den gesamten niederen Adel sowie die Bürger der freien Städte für ihren Streit gewinnen zu können. Mehrmals forderten sie das Volk zum geschlossenen Kampf auf. Ihrem Aufruf wurde jedoch nur punktuell gefolgt, so dass die von ihnen erhoffte reichsweite Erhebung ausblieb. Viele der einfachen Adligen wollten erst einmal abwarten, wie sich die Sache entwickeln würde. Von Sickingen brauchte also einen großen militärischen Erfolg! Solange er den nicht vorweisen konnte, würde ihr Aufstand in den Kinderschuhen stecken bleiben. Er und seine Ritter entschieden sich daher zu einer Fehde gegen das Erzbistum Trier.

Bei einem Sieg wollten sie die geistlichen Ländereien verweltlichen und die verhassten Pfaffen über den Brenner jagen. Auch die Aufständischen beriefen sich hierbei auf die Lehren Martins. Aus ihrer Sicht war es Pflicht, gegen die römische Obrigkeit Widerstand zu leisten. Als Vorbild galt ihnen dabei ein Cheruskerfürst, der vor 1.500 Jahren schon einmal das römische Joch abgeworfen hatte. Ihm zu Ehren hatte von Hutten seine Schrift „Arminius"

veröffentlicht, die den längst vergessenen Widerstandskämpfer[91] im Volk populär werden ließ. Doch viele am Aufstand teilnehmende Familien des verarmten Ritteradels hatten weniger hehre Gedanken. Sie versprachen sich von dem Feldzug ganz einfach neue Güter und Einnahmequellen.

Der Versuch von Sickingens, Trier zu nehmen, scheiterte. Der harte Gegenschlag der Koalition im folgenden Jahr unter Kurfürst Richard von Greiffenklau, Kurfürst Ludwig dem Friedfertigen und Landgraf Philipp von Hessen beendete den Krieg, der als Pfaffenkrieg in die Geschichte einging. Der gerade einmal 18-jährige Landgraf Philipp machte bei der Niederschlagung das erste Mal militärisch auf sich aufmerksam. In den nächsten Jahren schloss er sich Luthers Lehre an und wurde zu einem wichtigen Vorkämpfer für die Durchsetzung seiner Theologie im Reich.

Den am Aufstand beteiligten Rittern und ihren Familien wurde der Garaus gemacht. Von Sickingen selbst erlag einer Verwundung, die er sich im Kampf zugezogen hatte. Von Hutten flüchtete in die Schweiz, wo er bald darauf starb. Anstatt der von ihnen angestrebten Vereinigung der deutschen Stämme kam es durch den Pfaffenkrieg zu weiterer Zersplitterung. Der Adel und das Bürgertum fanden nicht zueinander. Und das gemeine Volk, nämlich Bauern, Handwerker und Lohnarbeiter, war weiterhin außen vor.

Mönche und Nonnen verließen immer noch massenhaft ihre Klöster und Abteien. Sie nahmen sich Karlstadt zum Vorbild und gründeten Familien. Die herrenlosen Güter des Klerus verwahrlosten und drohten weiter zu verfallen. Doch nahmen sich die weltlichen Oberen im Land dieses Problems schnell an und teilten die nun herrenlosen Ländereien unter sich auf. Der Adel war verständlicherweise sehr zufrieden mit dem Gang der Reformation, profitier-

---

91 Siehe „Gesetze der Freiheit – Das Scheitern Roms an Germanien“

te er doch bisher reichlich davon. Speziell Kurfürst Friedrich der Weise konnte sich glücklich schätzen, die wichtigsten Reformatoren Melanchthon und Luther an seiner Seite zu wissen. Anders sah es dagegen bei den armen Leuten im Land aus.

Die Familie des Bauern Rodmann lebte seit ewigen Zeiten in der Allstedter Gegend. In den letzten Jahrzehnten war es ihr nicht so gut ergangen. Ehemals waren sie freie Bauern gewesen. Doch sie waren, durch die fortschreitende Verdrängung des in germanischer Tradition stehenden Deutschen Rechts durch das Römische Recht, zu Hörigen geworden. Die Kirche und der Adel förderten das Römische Recht, wo es ihnen Vorteile versprach.

Eines dieser neuen römischen Gesetze besagte, dass nur diejenigen Nachkommen frei waren, die eine freie Mutter hatten. War man zum Beispiel der Liebe eines freien Bauern und einer Leibeigenen oder Hörigen entsprungen, galt man als unfrei geboren. Dieses Schicksal hatte einen der Vorfahren des Bauern Rodmann ereilt, als dessen Vater sich aus Liebe eine Leibeigene zur Frau genommen hatte. Der unfreie Sohn der beiden musste nach dem Tod der Eltern sein Land einem Kloster in ihrer Nähe übereignen. Anschließend unterstellte er sich diesem. Das Kloster wurde damit zum Grundherrn der Rodmanns und sie arbeiteten fortan in dessen wirtschaftlicher Abhängigkeit. Seitdem waren die Rodmanns im rechtlichen Sinne Hörige. Aber das war immer noch besser als die Leibeigenschaft. Denn als Leibeigener unterlag man der totalen Verfügungsgewalt des Grundherrn. Als Höriger brauchte man wenigstens nur gutsbezogene Abgaben zu leisten, da man rechtlich als eine Einheit mit dem Land angesehen wurde. Man arbeitete weiterhin auf seinen angestammten Feldern und konnte sich auch noch Eigentum erwirtschaften. Doch es blieb nicht bei den gutsbezogenen Abgaben. Es dauerte nicht lange und es kamen personenbezogene Abgaben in Form von Frondiensten und ähnlichen Schindereien hinzu.

Gartenstimmung.

Die Hofstelle des hörigen Bauern Rodmann lag in der Nähe der Stadt Allstedt. Pastor der Gemeinde war der Reformator Thomas Müntzer. Bauer Rodmann stand noch vor Sonnenaufgang auf, um die Kuh das erste Mal am Tag zu melken. Als er das erledigt hatte, sah er die Sonne über seinem Garten aufgehen. Stolz blickte er auf die wunderschöne Anlage, deren Mitte von einem blühenden Kirschbaum gebildet wurde. Gott sei Dank! Es versprach, schönes Wetter zu werden. Das passte ihm wunderbar in den Kram, denn das schöne Wetter würde er nutzen, um bei seiner Feldarbeit voranzukommen.

Er weckte seine Kinder und bereitete seinen Arbeitstag vor. Er wollte sich gerade auf den Weg zu seinen Feldern machen, als er einen Reiter auf der Straße erblickte.

„Dieses Arschloch!“, entfuhr es ihm.

„Wer denn, Vater?“

Rodmann sagte nichts, sondern blickte nur hasserfüllt dem Reiter entgegen. Der Reiter war der Schultheiß[92] des Klosters. Er kam schnell näher und ritt lächelnd an den Bauern heran.

„Guten Morgen, Bauer Rodmann. Was für ein wunderschöner Tag zum Arbeiten!“

Der Bauer überhörte die Worte und kam gleich zur Sache.

„Wohin?“

„Zu den Bockswiesen.“

„Was? Bis ich da bin, ist eine Stunde vergangen. Und zurück benötige nochmal so lange. Das macht doch gar keinen Sinn. Das ist die reinste Zeitverschwendung.“

„Wenn euch der Frondienst für euren Herren so am Herzen liegt, dann müsst ihr euch halt mehr sputen“, gab der Schultheiß süffisant zurück.

---

92 Der Schultheiß war ein Beamter, der im Auftrag seiner Herren Abgaben einzog und sich um die Verpflichtungen der Untergebenen kümmerte.

„Und was ist mit meinen Feldern? Wer bewirtschaftet die?“, fragte er vorwurfsvoll.

„Hör` auf zu jammern. Das Kloster fordert lediglich einmal in zwei Wochen deinen Frondienst ein. Andere müssen viel mehr leisten als du und schaffen es trotzdem, ihre Felder in Schuss zu halten.“

Rodmann spuckte verbittert aus.

„Warum fordert der Abt diesen nicht im Winter ein? Wenn nichts zu tun ist, gönnt er mir diese freie Zeit. Da gibt er sich großzügig! Doch kaum kommt die Sonne hervor, fordert er sie zurück! Aus den einmal in zwei Wochen einen Tag Fronarbeit wird dann ganz schnell mehr! Das hat zur Folge, dass meine eigenen Flächen verfallen und ich gezwungen bin, sie bei Regen und Kälte zu erhalten“, widersprach der Bauer.

„Ich bin nicht zum Diskutieren hier.“

Der Schulheiß wollte sich umdrehen, doch Rodmann griff ihm ins Zaumzeug.

„Er verfügt über mich je nach Wetterlage. Das ist nicht recht[93]!“

„Vorsicht Höriger! Vorsicht! Oder ich werde dir zeigen, was Recht ist und was nicht.“

Dabei zog der Schultheiß drohend eine Peitsche hervor. Rodmann ließ das Pferd los und der Schultheiß ritt lachend davon. Verbittert und wütend drehte sich Rodmann zum Haus um, wo seine Kinder die Szenen stumm miterlebt hatten.

„Nun steht nicht da wie die Ölgötzen. Ihr repariert den Zaun an den Sauwiesen, den die Wildschweine zerstört haben. Wir können es uns nicht erlauben, dass die Viecher mir noch mehr Jungpflanzen kaputt suhlen. Los! Abmarsch!“, herrschte er sie an.

---

[93] Frondienste waren für Luther völlig in Ordnung. Das geht aus seiner Korrespondenz mit Heinrich Hildebrand von Einsiedel hervor. Er beruhigt das schlechte Gewissen des Uradligen in Bezug auf die Frondienste wie folgt: „denn der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sonst würde er zu mutwillig.“

Bis zum Sonnenuntergang hatte Rodmann auf den Wiesen des Klosters geackert. Völlig erschöpft erreichte er inmitten der Dunkelheit sein Gehöft. Seine Frau Marlies öffnete ihm die Tür und nahm ihren ausgepumpten Mann in die Arme. Dem fielen fast die Augen zu.

„Bevor du ins Bett gehst, nimm noch eine Kleinigkeit zu dir. Ich habe eine Überraschung für dich."

Sie gingen in die Küche. Der Geruch von gebratenem Fleisch stieg Rodmann in die Nase. Seine Kinder waren noch wach und saßen am reich gedeckten Tisch. Niemand hatte einen Bissen angerührt. Sie hatten extra auf ihn gewartet. Der Bauer kam aus dem Staunen nicht heraus. Ihm lief das Wasser im Mund zusammen. Fleisch! Er wollte erstmal nicht wissen, wo sie es her hatten. Es würde ja eh nichts ändern, da es ja bereits gebraten auf dem Tisch stand. Er sprach ein schnelles Tischgebet, und dann schlug sich die Familie die leeren Bäuche voll. Glücklich und zufrieden sprachen sie, nachdem jeder sich satt gegessen hatte, das Dankesgebet. Nun wurde es Zeit, über den Verlauf des heutigen Tages zu sprechen.

„Habt ihr den Zaun repariert?", fragte der Vater streng.

Seine Kinder schauten sich verstohlen an. Der Älteste, er war gerade sechszehn geworden, ergriff das Wort.

„Reg` dich bitte nicht auf. Es hat nicht geklappt, da uns etwas dazwischen gekommen ist. Dieses Wildschwein nämlich!"

Der Vater sah seinen Jungen ungeduldig an.

„Nun lass dir nicht alles aus der Nase ziehen. Erzähl schon, was passiert ist!"

Sein Sohn richtete sich auf dem Stuhl auf und nahm eine gerade Haltung ein.

„Also, wir waren gerade dabei, neue Pfähle in die Erde zu rammen, als eine Rotte Wildschweine aus dem Wald kam. Die hatten gar keine Angst vor uns und kamen immer näher."

„Die schlauen Viecher wissen ganz genau, wer ihnen nach dem Leben trachten darf und wer nicht. Die riechen das!", warf sein jüngstes Kind, seine Tochter Emma, ein.

„Warum dürfen wir eigentlich keine Schweine jagen, Vater?“, wollte sie wissen.

„Ja, wenn ich das so genau wüsste. Der Wald gehört dem Bischof und somit auch alles, was darin läuft und kreucht. Daraus leitet er sich das Recht ab, dass nur er diese Tiere schießen darf.“

„Aber das ist nicht gerecht. Der Bischof hat doch eh alles im Überfluss und wir nicht. Wir müssen sogar hungern.“

Der Vater schwieg. Auch er konnte diese Ungerechtigkeit nur schwer ertragen.

„Erzähl` weiter! Was passierte dann?“

„Wir hatten Angst, arbeiteten aber weiter. Vorsichtshalber legten wir unsere Speere bereit. Irgendetwas muss dem Eber dann nicht gepasst haben. Vielleicht ein Schlag auf den Pfahl, vielleicht aber auch, was ich eher vermute, Jonathans Gesicht.“ Dabei zeigte er auf seinen zwei Jahre jüngeren Bruder.

„Es könnte aber auch deine Nase gewesen sein“, kam es von Jonathan keck zurück.

„Ja, kann auch sein!“, lachte der Älteste. „Auf jeden Fall rastete der Eber aus und lief mit voller Geschwindigkeit auf Emma zu. Das hättest du sehen sollen. Sie konnte sich gerade noch auf den Pfahl retten. Dabei hat der Eber sie leicht am Bein erwischt. Los Emma! Zeig Vater deine Wunde!“

Die Angesprochene zog ihr Hosenbein hoch und eine lange Schramme auf dem Schienbein wurde sichtbar.

„Das ist Gott sei Dank nur ein Kratzer. Da hast du aber Glück gehabt, mein Mädchen“, kam es erleichtert von ihrem Vater.

„Oder der Eber! Ich könnte wetten, dass ihm seine Hauer ausgefallen wären, wenn sie mit meinen Knochen Bekanntschaft gemacht hätten.“

Emma grinste verschlagen bis hinter beide Ohren. Ihre Familie fing laut an zu lachen. Dann fuhr der Älteste mit seiner Erzählung fort.

„Der Keiler rammte den Pfahl um und kam kurz zum Stehen. Die Gunst der Stunde haben wir genutzt und ihm zwei Speere mit

voller Wucht in den Leib gestoßen. Einer muss ihm direkt ins Herz gefahren sein, denn danach fiel er sofort tot um."

„Das war meiner!", meinte Emma bestimmt.

„Deiner? Du hattest dich doch an den Pfahl geklammert und bist mit ihm zusammen wie ein Tonnenkäse umgekippt."

„Das stimmt, aber der Speer, der im Herzen steckte, war meiner. Also hat mein Speer ihn erledigt."

Bauer Rodmann hatte ungläubig zugehört. Er streichelte jedem einzelnen seiner Kinder stolz über den Kopf und breitete die Arme aus.

„Kommt mal alle her!" Zusammen mit seiner Frau nahmen sie ihre Kinder in den Arm. „Das, was ihr heute gemeistert habt, war ganz große Klasse. Merkt euch das für später. Egal, was kommt. Haltet zusammen. Wir sind eine Familie!" Die fünf drückten sich fest. „So, jetzt wird es Zeit fürs Bett. Morgen müssen wir endlich den Zaun wiederherstellen!"

„Meinst du, Vater? Ich glaube nicht, dass die Schweine so schnell wieder bei uns auftauchen werden. Sie werden sich sicher gemerkt haben, dass sie dort ihren Anführer verloren haben. Sie verbinden mit unserer Weide jetzt den Tod. Deswegen flüchten sie ja auch, sobald ihnen ein Mann mit einer Flinte über den Weg läuft. Weil der ihnen den Tod bringt. Wir könnten also erstmal etwas Wichtigeres erledigen."

Der Vater stutzte. Seine Tochter war wirklich schlau.

„Emma, Emma, was soll aus dir nur einmal werden? Aber jetzt ab ins Bett mit dir! Und ihr auch! Gute Nacht."

„Gute Nacht, Vater."

Jeder der Kinder gab seinen Eltern noch einen schnellen Kuss und verschwand dann im Schlafraum.

Der Bauer wollte sich ebenfalls aufmachen, wurde aber von seiner Frau zurückgehalten. Marlies wirkte unruhig.

„Meinst du, es könnte Ärger geben?", fragte sie besorgt.

„Ärger, wie kommst du darauf?"

„Naja, streng genommen ist es ja ein Schwein des Bischofs gewesen."

Rodmann dachte nach. Er bekam etwas Panik. Letztes Jahr hatte der Abt einen Landstreicher, der beim Krebsen in einem Bach erwischt wurde, enthaupten lassen. Der Rat der Stadt hatte sich erst geweigert, jemanden wegen eines Krebses den Kopf abschlagen zu lassen. Doch der Abt hatte sich damit nicht zufrieden gegeben und einen weiteren Prozess vor einem anderen Gericht angestrengt, bei dem dann das von ihm gewünschte Urteil heraussprang. Die wenigen Habseligkeiten des Landstreichers waren selbstverständlich an die Abtei gefallen, die diese für das Seelenheil des Unglücklichen verwenden sollte.

„Haben die Kinder das gesamte Schwein von der Weide geholt?"

„Nein, dafür war es ja viel zu schwer. Sie hatten nur die Keulen rausgeschnitten."

Erregt sprang der Bauer auf.

„Dann müssen wir es sofort morgen in aller Früh holen oder zumindest verschwinden lassen."

Sie besprachen noch kurz das weitere Vorgehen in diesem Fall und gingen dann ebenfalls zu Bett.

Als sie am nächsten Morgen die Reste des Schweins beseitigen wollten, kam es, wie es kommen musste. Sie wurden bei ihrer Arbeit von einem Forstknecht des Klosters überrascht. Der Abt klagte Bauer Rodmann daraufhin wegen Wilderei an. Bauer Rodmann wusste nur zu gut, was ihm nun drohte. Die Krebs-Geschichte von vor einem Jahr sagte genug über den Charakter ihres Gutsherrn aus. Auf der anderen Seite war es bei ihm aber etwas anderes gewesen als bei dem Landstreicher. Der Landstreicher hatte ja bewusst den Abt seines Eigentums beraubt. Bei der Tötung des Wildschweines handelte es sich dagegen um Notwehr. Es hätte sonst seiner Tochter allerschwerste Verletzungen zugeführt.

Wie hatten sich die Zeiten doch geändert! Die zunehmenden Beschränkungen und Abgaben verglich er immer mit einer Daumenschraube. Von Generation zu Generation wurde sie immer weiter angezogen. Seine Vorfahren hatten alle das Recht zur Jagd gehabt. Das machte ja auch Sinn, da die Bauern ihren Viehbestand vor Wölfen oder ihren Anbau vor Wildschaden zu schützen hatten. Dieses Recht war ihnen genommen worden, wie so vieles anderes auch. Nur den Besitzern der Wälder war es vorbehalten, Tiere zu jagen. Das Verbot beschränkte sich nicht nur auf die Jagd, sondern auch auf die Fischerei. Die Population der Wildtiere stieg dadurch logischerweise an. Doch die hohen Herren wussten für Abhilfe zu sorgen, indem sie aus der Not eine Tugend machten. Das Jagen und Angeln wurde zum geselligen Zeitvertreib. Man tötete die Tiere nicht mehr, um Nahrung zu beschaffen, sondern aus Lust an der Freude. Damit kein Unbefugter den Herren den Spaß nehmen konnte, stellten sie Forstbeamte und Forstknechte ein, die die Jagdreviere überwachten. Solch ein Forstknecht hatte die Familie Rodmann dummerweise genau in dem Moment erwischt, als sie das Schwein verschwinden lassen wollten.

Nachdem gegen Rodmann und seine Frau Anklage erhoben worden war, kerkerte man sie vorsichtshalber ein, um einer Flucht vorzubeugen. Wenn man sie schuldig sprechen würde, drohte den beiden im günstigsten Fall eine körperliche Verstümmelungsstrafe, im schlimmsten Fall der Tod.

Die alleingelassenen Kinder hatten Angst! Doch was sollten die Eltern machen? Die Gerichtsbarkeit war, seitdem sich Ende des 15. Jahrhunderts das Römische Recht durchgesetzt hatte, immer undurchsichtiger geworden. Die Entscheidungen fielen immer zu Gunsten der Grundherren und gegen die Bauern aus. Gegen das Urteil klagen, würde die Familie Rodmann nicht können, da ihnen dafür das nötige Geld fehlte. Selbst den unwahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, sie hätten genügend Geld für einen Widerspruch, würden sie diesen nur gewinnen, wenn sie mehr und länger zahlen könnten als der Abt. Das war natürlich eine Illusion. Man konnte

es drehen und wenden, wie man wollte. Sie waren dem kommenden Urteil hoffnungslos ausgeliefert. Die Kinder beteten jede freie Minute zu Gott, dass er sich erbarmen und den Eltern in der Not beistehen möge.

Nachdem Rodmann und seine Frau drei Tage im dunklen Kerker bei Wasser und Brot zugebracht hatten, wurden sie gefesselt dem Stadtrichter vorgeführt. Sie sahen erbärmlich aus und stanken nach allen möglichen Körperausdünstungen. Ihre Augen mussten sich erst wieder an das Tageslicht gewöhnen. Sie hielten sie daher halb geschlossen. Der Richter musterte angewidert die beiden Wilddiebe, bevor er die Verhandlung eröffnete. Er machte kurzen Prozess und nach einer kurzen Beratungspause fällte er sein Urteil über die beiden.

„Hiermit werden Bauer Ansgar Rodmann und seine Frau Marlies, geborene Treuetod, der gemeinschaftlichen Wilderei für schuldig befunden. Begründung:…“

Marlies stieß einen Schreckensschrei aus und fiel in Ohnmacht. Das interessierte den Richter jedoch nicht. Nur kurz unterbrach er seine Ausführungen. Dann verlas er stupide die Begründung seines Urteils weiter. Das Ende der Verhandlung rückte näher.

„Strafmaß: Marlies Rodmann werden die Augen ausgestochen und die Fingerglieder der rechten Hand abgetrennt! So wird sie niemals wieder fremdes Eigentum sehen, begehren und stehlen können. Möge die Strafe ihr helfen, nicht wieder in Versuchung zu geraten.“

Der Bauer sah auf seine am Boden liegende geliebte Frau. Wie gut, dass sie von alldem nichts mitbekam.

„Da ihr Mann, Ansgar Rodmann, eindeutig als der Anstifter zur Wilderei zu beurteilen ist, müssen wir ihn härter strafen. Und somit verurteile ich dich, Ansgar Rodmann, zum Tod durch Erhängen.“

Galgenstimmung.

Dem Bauer zog es den Boden unter den Füßen weg. Er hatte keine Kraft mehr. Er wollte brüllen, schreien: „Das ist nicht recht! Ich bin unschuldig!“ Doch jeglicher Lebenswille war in ihm erloschen. Die Büttel packten ihn und zerrten ihn hinaus. Er war gebrochen.

Die Urteilsvollstreckung erfolgte einen Tag später. Die Hinrichtung seines Gemeindemitglieds Rodmann traf den Allstedter Pastor Thomas Müntzer schwer. Sie war ein schwerer Schlag für ihn. Es machte ihn fast wahnsinnig, dass er nichts gegen diese Ungerechtigkeit unternehmen konnte. Ihm waren einfach die Hände gebunden. Wie alle anderen Schaulustigen auch, stand er einfach nur da und schaute zu. Ohnmächtig musste er mit ansehen, wie Rodmann der Strick um den Hals gelegt wurde und er am Galgen erhängt wurde.

Zwei Wochen später sah der Schultheiß des Klosters bei der Familie des erhängten Straftäters Rodmann vorbei. Sein Abt wollte wissen, wie sich die Lage bei seinen Hörigen nach dem Tod ihres Familienoberhaupts entwickelte. Er ging in das Haus hinein und traf auf Emma. Das einst so fröhliche und lebendige Gemüt des Mädchens war verschwunden. Mit Tränen in den Augen starrte sie den Eindringling hasserfüllt an. Der Schultheiß versuchte, die Wogen ein wenig zu glätten.

„Schau nicht so böse. Ich kann nichts für das Fehlverhalten deines Vaters. Ich bin hier im Auftrag eures Grundherrn, um euch zu helfen. Der Abt ist kein Unmensch und weiß um eure schwierige Situation.“ Der Schultheiß strich mit seiner Hand über einen Balken und roch an seinen Fingern. „Wo sind denn deine Brüder?“

„Auf dem Feld!“

„Und deine Mutter?“

Emma nickte kurz Richtung Bettenstube. Der Eintreiber ging hinein und verschaffte sich einen Überblick. Marlies Rodmann lag tot in ihrem Bett. Schnell bekreuzigte er sich. Ihr Körper war noch

warm. Er nahm ihr den Augenverband ab und sah in die zerstörten leeren Augenhöhlen. Sie hatten sich offensichtlich entzündet. Die verstümmelte Hand war schwarz und der dazugehörige Arm dick und geschwollen. Emma war ihm gefolgt und betrat den Raum.

„Du hättest den Verband öfter wechseln müssen“, meinte er vorwurfsvoll zu ihr. „Nun ist deine Mutter tot!“

Emmas Tränen versiegten. Das war zu viel. Sie ging hinaus und rutschte teilnahmslos an der Hauswand herunter. Der Schultheiß deckte die Leiche zu und ging Emma hinterher. Er würde das arme Mädchen ein wenig aufheitern müssen. Sicherlich machte sie sich Sorgen um die Zukunft.

„Die Abtei wird sich um dich und deine Brüder kümmern. Trauere nicht zu lange! Das Leben geht weiter und deine Brüder werden vielleicht als Landsknechte einmal ein gutes Leben führen können. Und wenn du dich ordentlich benimmst, kannst du es sogar bis zur Nonne schaffen. Da kannst du dann sogar das richtige Anlegen von Verbänden lernen. Vielleicht hilft dir das, über den Verlust deiner Mutter hinwegzukommen.“

Thomas Müntzer

Es gärte im Volk. Und wo man sich gegen die Ungerechtigkeiten wehrte, reagierte die Obrigkeit mit noch mehr Grausamkeiten und Repressalien. Im südwestdeutschen Raum hatte diese Menschenverachtung bereits vor Martins Thesen zur Bildung von Geheimbünden wie etwa den „Armen Konrad“ oder den „Bundschuh“ geführt, die dann auch tatsächlich den Aufstand gegen die Obrigkeit gewagt hatten. Trotz der gewaltsamen Niederschlagung dieser Bewegungen kamen die oberen deutschen Länder nicht zur Ruhe. Der Druck im Kessel stieg stetig an. Vermehrt wurden Forderungen nach politischen Erneuerungen laut. Vom Schwabenland über Franken breitete sich der Unmut nach Thüringen und Sachsen aus.

Martins Schriften ermutigten auch andere Geistliche, das Wort gegen die Kirche zu erheben. Einer, der dabei kein Blatt vor den Mund nahm, war Thomas Müntzer, Martins alter Bekannter, den er auf der Leipziger Disputation kennengelernt hatte. Sie hatten den Kontakt aufrecht gehalten und sich schätzen gelernt. Doch seit der Vertreibung Karlstadts und der Zwickauer Propheten aus Wittenberg hatte sich ihr Verhältnis zunehmend verschlechtert. Müntzer hatte so viel Hoffnung in Luthers Reformvorschläge gesetzt, war aber bitter enttäuscht von seinem Vorgehen in der Sache. Mit seinem Obrigkeitsdenken konnte er überhaupt nichts anfangen. Er fand es regelrecht abstoßend. Müntzer schlug daher seinen eigenen Weg ein.

Vor gut einem Jahr hatte er die Stelle als Pastor in Allstedt angetreten. Schon bald hatte er seine jetzige Frau Ottilie geheiratet und eine Familie gegründet. Ihr erstes Kind war bereits geboren und sie fühlten sich in Allstedt heimisch. Nach Antritt seiner Stelle hatte er den Ablauf der Gottesdienste geändert. Das Lateinische kam bei ihm nicht mehr vor. Er predigte nicht nur auf Deutsch wie Karlstadt, sondern hielt die gesamte Liturgie in deutscher Sprache und ließ sogar deutsche Lieder singen. Der Erfolg dieser Maßnah-

men war enorm. Die Kirche platzte bei seinen Gottesdiensten aus allen Nähten[94]. Seine Predigten sprachen sich herum und aus dem ganzen Umland kamen die Menschen zu ihm, um ihn reden zu hören. Und noch etwas sorgte dafür, dass sein Bekanntheitsgrad immer größer wurde. Er nahm sich hauptsächlich der alltäglichen Probleme der unteren Bevölkerungsschichten an. Er sprach den kleinen Leuten aus der Seele, wobei er auf nichts und niemanden Rücksicht nahm. Völlig furchtlos gab er das von sich, was er dachte und fühlte.

Es war Sonntag und Thomas war zusammen mit seiner Frau Ottilie auf dem Weg in die Stadtkirche. Er freute sich über die Menschenmassen. Eine bessere Bestätigung seiner Arbeit gab es für ihn nicht. Er war glücklich, dass es so viele gab, die ähnlich dachten wie er und dass er diese Leute auch erreichte.

„Was macht dein Hals?“, erkundigte sich seine Frau.

„Es wird nicht besser. Ich habe immer wieder dieses leichte Ziehen unter meinem Kehlkopf.“

„Und die Schmerzen?“

„Gleichbleibend. Es tut nicht sehr weh, aber es stört mich halt.“

„Das hast du jetzt schon fast zwei Wochen. Vielleicht solltest du doch einmal zum Arzt gehen. Ich mach mir ein bisschen Sorgen.“

„Vielleicht, mal schauen!“

Ein einfacher Steinmetz kam auf die beiden zu und unterbrach sie kurz vor dem Eingang zur Sakristei in ihrem Gespräch.

„Bruder Thomas?“

„Ja.“

„Habt ihr schon die Geschichte von Bauer Rodmann gehört?“

---

94 Hans Zeiß, Amtmann des Allstedter Schlosses, an den Kurfürsten dazu: „Täglich viel Volks zu uns zur Predigt kommt und sonderlich auf einen Sonntag mehr als 2000 frommes Volk vorhanden".

Natürlich hatte Thomas schon von der furchtbaren Begebenheit gehört. Wieder war ein Mitglied seiner Gemeinde Opfer der herrschenden Willkür geworden. Und wieder einmal waren ihm die Hände gebunden gewesen. Er hatte nichts für ihn machen können, außer der letzten Ölung vor der Hinrichtung. Manchmal fühlte er sich, als würde er in einem engen, schmalen Tunnel vor einem verschlossenen Gitter stehen. Er konnte zwar durch das Gitter hindurchsehen und wusste, dass es dahinter besser werden würde, aber er konnte den Schlüssel nicht finden, um das Tor aufzuschließen. Diese untätige Hilflosigkeit fraß ihn innerlich auf.

„Ja, sicher! Eine scheußliche Sache! Gerade für seine drei Kinder."

„Nun ist auch seine Frau gestorben!".

Thomas ballte die Fäuste. Gab es denn gar keine Gerechtigkeit mehr auf dieser Welt? Dann bekreuzigte er sich schnell. Der Steinmetz fuhr fort.

„Man sagt, die Frau sei gestorben, weil die Kinder sich nicht richtig um sie gekümmert hätten. Meinst du, die Kinder werden deswegen einmal in der Hölle landen?"

„Mach dir nicht so viele Gedanken über die Hölle und das Jenseits! Es weiß eh nur Gott allein, wo Rodmanns Kinder im Jenseits landen werden! Aber ich kann dir sagen, wo sie im Diesseits auf jeden Fall landen werden, nämlich beim Abt!"

Das Gehörte brachte den Pastor immer mehr in Wallung. Er wurde wütend. Der Steinmetz wollte in die Kirche, doch Thomas hielt ihn zurück. Er war noch nicht fertig.

„Und ich kann dir auch sagen als was, nämlich als seine Leibeigenen. Waisenkinder von Hörigen werden gesetzlich automatisch zu Leibeigenen des Grundherrn. Ist das nicht schön? Jetzt hat er auf einen Schlag nicht nur drei neue Sklaven für seine Schandtat bekommen, sondern seine Abtei erbt auch noch das restliche Eigentum der Familie."

Thomas lachte verbittert und musste sich zusammennehmen, um nicht kräftig auszuspucken.

Felsenstimmung.

„Das ist nicht recht. Das kann nicht Gottes Wille sein“, empörte sich der Steinmetz. Doch der Einwand ließ Thomas Ausdrucksweise nur noch sarkastischer werden.

„Wie kannst du nur so etwas sagen? Der arme Abt hat es schwerer als du denkst. Versetz dich doch mal in seine Lage. Jetzt wird er erstmal drei hungrige Mäuler mehr stopfen müssen.“

Innerlich bebend ging er in die Sakristei hinein und ließ hinter sich die Tür krachend ins Schloss fallen.

Die verbleibenden zehn Minuten bis zum Beginn des Gottesdienstes verbrachte er schweigend auf einem Stuhl. Den Blick richtete er dabei anklagend gegen eine unruhig flackernde Kerze. Tausende Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Dann wurde es Zeit für den Beginn des Gottesdienstes. Der nahm seinen gewohnten Gang. Trotzdem brachte die Routine Thomas keine Beruhigung. Diese neuerliche Ungerechtigkeit, dieser Mord an den Rodmanns, die sichere Versklavung ihrer Kinder brachte ihn zu sehr auf.

Die Predigt stand an. Er ging die Stufen zur Kanzel hinauf und schaute von oben auf die vielen Besucher seiner Messe herab. Alle Volksschichten waren vorhanden. Er sah ein paar niedrige Adlige, die besser gestellten Bürger und die Ratsherren sowie Händler und Handwerker. Auch ehemalige Mönche und Nonnen waren anwesend. Der Großteil der Besucher aber waren wieder einmal die armen Arbeiter und Bauern mit ihren Familien. Er sah in die ausgemergelten und blassen Gesichter der Kinder. So konnte es nicht weitergehen! Wenn Gott nicht für Gerechtigkeit sorgte, dann musste halt das Volk selber für Gerechtigkeit sorgen. Er ergriff das Wort.

„Liebe Brüder und Schwestern, hört mich an! Hört, was ich euch zu sagen habe! Ich wollte heute eigentlich über Gottes Liebe zu euch sprechen. Doch es muss hinten anstehen. Es gibt Wichtigeres! Und das ist die zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit der Herren.“ Thomas gab sich keine Mühe, seine Stimme zu beherrschen. „Ihr armen Bauern, Hörigen, Arbeiter, Handwerker und

einfachen Bürger! Was müsst ihr alles geben, um der Obrigkeit ihr schönes Leben zu ermöglichen? Ich will es euch einmal aufzählen. Stirbt ein Familienmitglied, ist es euer bestes Gewand! Zur Fastenzeit ist es das Fastnachtshuhn! Brennholz gibt es nur gegen eine Abgabe! Wollt ihr etwas zimmern, nur gegen eine Abgabe! Braucht ihr Gras für euer Vieh, wird das Grasgeld fällig! Treibt ihr euer Vieh auf die Weide, kostet es Weidegeld! Heiratet ihr, wird das beste Schwein fällig! Dazu die vielen Frondienste, die natürlich nur bei schönem Wetter in Anspruch genommen werden!" Jede der einzelnen Belastungen hatte er laut ausgerufen. „Ach so, wenn ich etwas vergessen sollte, könnt ihr mich gerne unterbrechen und ergänzen", meinte er belustigt, was auch unter seinen Zuhörern für Schmunzeln sorgte.

„Und? Ist das nicht schon genug an Maßlosigkeit? Natürlich nicht. Hinzu kommen noch die unzähligen Steuern! Wo soll ich anfangen? Bei der neu durch den Kurfürst eingeführten Tranksteuer? Oder bei einer der unzähligen Verbrauchssteuern? Beim Schirmgeld? Beim Zinspfennig? Beim Zehnt?" Thomas wurde immer unbeherrschter. „Wollen die hohen Herren Krieg führen, nehmen sie euch eure Söhne oder sie legen die Kosten für ihre mordenden Landsknechte und Söldner auf euch um. Mit eurem Geld bezahlen sie ihre tödlichen Abenteuer! Führen sie keinen Krieg, brauchen sie Geld, um den Landfrieden zu sichern. Mal erfinden sie neue Zölle oder sie erhöhen die alten. So pressen sie aus euch den letzten Tropfen Schweiß heraus! Und wenn euer Schweiß nicht mehr reicht, müsst ihr euch verschulden, damit die hohen Herren auch ja nicht auf eine ihrer liebgewonnenen Gewohnheiten verzichten müssen. Die Folgen der Verschuldung sind wiederum einseitig zu euren Lasten ausgelegt. Denn Schulden bedeuten Abgaben in Form von Zins und Zinseszins. Wer von euch ist nicht verschuldet? Wer von euch hat nicht schon Land verloren, da er Wucherzinsen von 20% zu zahlen hatte? Und wer durfte anschließend sein eigenes Land pachten? Dieser schändliche Land-

raub wird hinterher noch als Großmut und Barmherzigkeit verkauft!“

Thomas stand kurz still und sammelte sich, um ein wenig herunterzukommen.

„Schaut euch dagegen die Geistlichkeit an! Warum müssen sie keine Steuern und Lasten tragen? Sind sie besser als ihr? Sie sagen, die Heilige Schrift verbiete es ihnen Steuern zu zahlen. Ich sage, das ist eine Lüge! Jeder ist vor Gott gleich und jeder hat die gleichen Lasten zu tragen, auch der Klerus. Schaut euch mal ihre Zehntscheunen an. Sie sind voll bis unters Dach, während ihr Hunger leiden müsst. Das ist nicht recht! Es ist sogar Gotteslästerung!“

Die Leute in der übervollen Kirche lauschten erregt und gebannt den Worten dieses Pfarrers. So hatten sie noch nie jemanden reden hören. Jeder seiner Sätze war eine Anklage gegen die bestehende Ordnung und jeder Satz hatte die Wirkung eines Geschosses, das darauf abgefeuert wurde.

„Da sie keine Steuern zahlen, können sie natürlich ihre Waren günstiger anbieten als ihr. Ihre Waren werden ihnen aus den Händen gerissen und ihr bleibt auf euren sitzen, sodass ihr noch betteln müsst, damit euch ein feiner Herr ein paar eurer Sachen weit unter Wert abkauft. Und am Ende dieses Weges steht die totale Abhängigkeit oder gar Leibeigenschaft. Gott will aber keine Sklaven! Er will freie Menschen, die nach seinen freien Worten leben! Jesus selber spricht: „Ich bin gekommen, um die Gefangenen in die Freiheit zu führen.“ Er, Gottes Sohn, will die Befreiung! Wie kann es daher gottgefällig sein, dass ein Mensch einen anderen Menschen versklavt? Wie kann es gottgefällig sein, dass der Abt einem Leibeigenen vorschreibt, wen er zu heiraten hat? Wie kann es gottgefällig sein, dass ein Fürst einem Bauern verbieten kann, von einem Dorf ins nächste zu ziehen? Überlegt selber und ihr werdet erkennen, wer Gottes Namen lästert. Es sind die, die euch ausbeuten und die Luft zum Atmen nehmen!“

Unter den reichen Patriziern der Stadt machte sich Unruhe breit und erste Unmutsbekundungen waren zu hören. Aber Thomas war nun in Fahrt und ließ sich nicht mehr aufhalten.

„Wer von euch hat nicht schon einmal unter dem Druck des schlechten Gewissens im Beichtstuhl Dinge preisgegeben, die für einen anderen belastend sein könnten? Ihr glaubt an das Beichtgeheimnis? Da kann ich nur lachen. Ich sage euch, der Papst benutzt es, um an Informationen zu kommen, mit deren Hilfe er euch weiter auspressen kann. Die Katholiken zeigen euch alte Urkunden, die ihnen ihre Rechte sichern. Doch wer sagt euch, dass diese echt sind? Ihr traut diesen heiligen Männern solche Schlechtigkeiten nicht zu? Macht die Augen auf! Das sechste Gebot heißt „Du sollst nicht töten!“ Und was machen sie? Sie lassen Bauer Rodmann hängen, weil seine Kinder im Kampf um ihr Leben ein Schwein getötet haben[95]. Menschen, die andere Menschen umbringen lassen, nur weil sie ein Tier getötet haben, ist alles zuzutrauen. Sie sind zu jeder Schlechtigkeit bereit. Und nichts ist für sie einfacher als in ihren Schreibstuben Urkunden zu fälschen[96].

Thomas wurde laut unterbrochen.

„Es reicht!“, kam es von einem Ratsherrn.

Die Folge dieses Zwischenrufs waren wüste Drohungen von anderen Messeteilnehmern in seine Richtung.

„Keinen Streit in der Kirche! Lasst mich ausreden. Ich bin gleich am Ende.“

Die Lage beruhigte sich wieder und Thomas fuhr fort, sich seinen ganzen Frust von der Seele zu reden.

---

95 Wer sich mit der Geschichte des Mittelalters beschäftigt, wird immer wieder auf solche Tyranneien stoßen. Sie waren eher die Regel als die Ausnahme.

96 Mittlerweile gibt auch die etablierte Geschichtsforschung zu, dass der Großteil der mittelalterlichen Urkunden, Dokumente etc. in den klösterlichen Schreibstuben gefälscht worden ist. Der Erste, der das publik machte, war in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts Wilhelm Kammeier.

„Und das passiert in einem Land, das seit Urzeiten im Besitz eurer Familien war. Land, das zu Zeiten eurer Vorväter frei war und allen gehörte. Jeder durfte fischen, jagen, weiden wie er wollte. Gott hat dieses Land frei geschaffen und es soll wieder frei werden. Um das zu verhindern und um ihr Unrechtssystem zu sichern, werden immer neue Einrichtungen geschaffen, die euch kontrollieren. Der Förster kontrolliert euch im Wald, der Zöllner an der Stadtgrenze, der nächste eure Waren. Und wer bezahlt diese niederen Beamten, diese Büttel der Oberen? Auch ihr! Im schlimmsten Fall bezahlt ihr den verrohten Landsknecht, der euch seinen Spieß in den Bauch rammt, auf dass ihr elendig krepieren müsst. Es ist der Wahnsinn! Ihr bezahlt mittels der Abgaben ihren Lohn und als Dank dafür, mischen sie sich in euer Leben ein und sorgen dafür, dass auch die dümmste Vorschrift eingehalten wird. Und wenn ihr gegen eine dieser ungerechten Vorschriften verstoßt, dann zeigen diese Leute, die auf eure Kosten leben, euch selbstverständlich bei ihrem Herrn an, der euch dann gnadenlos vor Gericht zerrt. Und was könnt ihr dann tun? Gar nichts! Ihr könnt euch nicht mal zur Wehr setzen, weil ihr gar nicht die Mittel dazu habt. Hilflos seid ihr dieser Willkür immer und ewig bis an euer Lebensende ausgesetzt! Sei es die Verwandlung der Strafen in ewige Abgaben oder sei es, dass euch die Finger abgehackt werden oder sei es der Ausschluss vom Abendmahl. Am Anfang ist es die willkürliche Belastung eures Lebens und am Ende ist es die Willkür ihrer Strafen! Und dann wundern sich die feinen Herren scheinheilig, wo nur all die Unzufriedenheit und der Hass herkommen? Da kann man doch nur noch lachen, wenn diese Unmenschlichkeit nicht so unendlich traurig wäre.“ Thomas war am Ende seiner Wutrede angekommen. Er holte ein letztes Mal Luft. „Es ist die Pflicht eines jeden guten Christen, egal ob König oder Bauer, Gottes Wort zu gehorchen und es umzusetzen. Wer dem nicht nachkommt, ist unwiederbringlich verloren! Ich sage euch, dieser Lug und Betrug gegen die göttliche Ordnung muss aufhören. Und wenn die Obrigkeit dieses nicht erkennt und weiterhin Gottes Gewalt missbraucht, dann muss

das Volk dagegen Widerstand leisten und selbst die Gewalt in die Hand nehmen! Diese Gotteslästerung muss ein Ende haben. Amen!“

Thomas war sich sicher, das Richtige im Sinne Gottes getan zu haben. Er bekreuzigte sich und verließ die Kanzel. Noch bevor er den Gottesdienst beendete, verließen einige Grundherren demonstrativ die Kirche. Die Verbleibenden ließen es sich nicht nehmen, diesen Auszug mit Applaus und Schmährufen zu begleiten. Sie hatten lange genug gelitten und freuten sich, dass endlich einmal jemand der Obrigkeit die Leviten gelesen hatte.

Auf dem Weg nach Hause wurde er von drei reichen Ratsherrn abgefangen und mit ernster Miene angesprochen.

„Pfarrer Müntzer? Einen Moment bitte.“

„Was gibt es?“

„Eure Predigt! Ihr pauschalisiert, schert alles über einen Kamm und hetzt dadurch die Leute auf. Was meint ihr, was in der Kirche für eine hasserfüllte Stimmung unter den Leuten war? Es hätte nicht mehr viel gebraucht und die Leute wären losgerannt und hätten jemanden erschlagen. Ihr seid zu radikal in euren Ansichten.“

Thomas schüttelte verständnislos den Kopf.

„Ist das euer Ernst? Ihr lasst einer Frau die Augen ausstechen, weil sie ihren Hunger gestillt hat. Und mich nennt ihr radikal? Mich, der niemals im Leben jemanden etwas zu Leide getan hat? Das ist eine völlige Verdrehung der Tatsachen! Außerdem pauschalisiere ich nicht!“

„Doch natürlich, ihr sprecht immer von der grausamen Obrigkeit. Dabei lasst ihr außer Acht, dass es auch gutmütige Herren gibt. Denkt z. B. an die Heilige Elisabeth, die ihren Reichtum den Armen gespendet hat. Diese gutmütige Frau wird von euch mitbesudelt, nur weil ihr alles in einen Topf werft!“

„Ach herrje, wie schlau du daherreden kannst. Ich will dir deinen Denkfehler an einem einfachen Beispiel erklären. Stell dir vor, ich lerne einen Abt kennen, weiß aber aus den Erfahrungen meiner

Eltern, Freunde und Bekannten, dass neun von zehn Äbten klauen. Statistisch gesehen kann man daher sagen, die Äbte klauen. Das heißt aber nicht, dass es keine Äbte gibt, die nicht klauen. Und wie blöd muss ich denn sein, um auf die Erfahrungen meiner Freunde im Umgang mit dieser Gruppe zu verzichten. Ich habe also in diesem Fall berechtigte Vorurteile gegenüber Äbten. Es ist doch klar, dass ich mich erstmal misstrauisch und vorsichtig ihnen gegenüber verhalte. Alles andere wäre eine Dummheit von mir. Das heißt nicht, dass ich nicht bereit bin, offen mit einem Abt zu reden. Die Bringschuld liegt dann aber erstmal beim Abt. Er muss beweisen, dass er doch nicht so ein Lump wie der Rest seiner Bande ist. Er muss mich eines Besseren belehren! Von daher sind Vereinfachungen und Vorurteile in Reden völlig in Ordnung. Sie dienen dazu, etwas zu verdeutlichen und darzustellen. Meine Pauschalisierungen sind Erläuterungen, die sich auf eine Gruppe beziehen. Ihr bezieht euch auf einzelne Personen wie die Heilige Elisabeth. Darin steckt euer Denkfehler, damit versucht ihr mich moralisch abzuwerten. Es ist ein weiterer, die Tatsachen verdrehender Schwindel, der den armen Leuten Sand in die Augen streuen soll. Kein Mensch hat etwas gegen einen gutmütigen Abt. Ihr stellt es nun aber so dar, als würde ich auch die gutmütigen verurteilen. Das habe ich aber nie gesagt. Ich sprach von der Gruppe. Nicht meine Pauschalisierungen verursachen den Hass, sondern die Obrigkeit, weil sie lügt, verdreht und den Hals nicht vollkriegen kann! Ihre Gesetze sind unrecht!“

„Es sind aber nun mal die bestehenden Gesetze, an die sich zurzeit noch jeder zu halten hat. Und es ist ja nun nicht so, dass wir uns gegen Reformen stellen. Wir selber sind evangelisch und sehen ja, dass es so nicht mehr weitergehen kann! Soweit ich …“

Thomas unterbrach den Ratsherrn abrupt in seinen Ausführungen.

„Haltet ihr mich für verrückt?“

„Wie kommt ihr darauf?“

„Ich denke, nur ein Verrückter kann glauben, dass diejenigen, die diese Zustände verursacht haben - und das sind nun mal nicht nur die geistlichen Herrscher, sondern auch die weltlichen wie ihr - für eine ehrliche Besserung der Zustände sorgen werden."

Der in seiner Rede unterbrochene Ratsherr sah Thomas feindselig an. Er startete einen erneuten Versuch.

„Das ist das nächste Problem! Wir stimmen euch ja in einigen Dingen zu und sind bereit für Reformen. Dafür brauchen wir Unterstützung und Zeit, die ihr uns nicht zugesteht. Es geht halt nicht von heute auf morgen. Das sieht ja selbst Doktor Luther so. Eure Art, die Dinge zu vereinfachen und Sprüche zu klopfen, dieser hetzerische Populismus, ist falsch. Das können wir nicht so stehen lassen. Ihr verblendet das Volk! Wir verlangen, dass ihr damit aufhört oder wir werden eure Absetzung befürworten."

Thomas schaute die drei Patrizier verständnislos an.

„Was daran erfordert Zeit, damit aufzuhören, Menschen zu quälen? Die Gewalt gehört dem Volk und nicht ein paar reichen Säcken. Leckt mich am Arsch, ihr Idioten!"

Er drehte sich um und ließ die drei einfach stehen. Die Ratsherren wollten das nicht so hinnehmen und liefen ihm hinterher.

„Es ist ja nicht nur das. Ihr widersprecht eindeutig Doktor Luther. Habt ihr denn seine Schrift „Von weltlicher Obrigkeit und wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" [97] nicht gelesen?"

„Doch, natürlich habe ich dieses Machwerk gelesen. Euer Doktor Luther unterscheidet sich durch nichts von den Papisten!"

Das war zu viel des Guten für die Männer. Kopfschüttelnd ließen sie Thomas laufen.

„Du hast sie doch nicht alle! Setzt Luther mit den Katholiken gleich." „Spinner!", rief einer hinter ihm her.

Der „Spinner" traf Thomas. Er machte auf den Hacken kehrt und schnauzte die Ratsherren wütend an.

---

97 Diese Lutherschrift erschien Anfang des Jahres 1523.

„Spinner? Der Papst beansprucht für sich das alleinige Recht, Gottes Wort auszulegen. Er hält sich für unfehlbar. Wer sich seiner Meinung nicht unterwirft, wird bekämpft! Was macht der feine Herr aus Wittenberg denn anders als der Papst? Ist er nicht genauso autoritär? Bekämpft er nicht jeden, der anders denkt als er? Wo bleibt denn da die Freiheit eines Christenmenschen? Was hat er denn mit Karlstadt gemacht?“

Die Angeschnauzten zuckten wie unwissende Schulbuben mit den Schultern.

„Er hat ihn verfolgen lassen und seine Schriften verboten! Nur weil er in einigen Punkten nicht hundertprozentig auf Luthers Linie war. Was hat er mit Karlstadts Neuerungen gemacht? Er hat sie als vorschnell und unbarmherzig verteufelt, da er angeblich dabei den einfachen Mann vergessen hatte. Der einfache Mann müsse laut Luther den neuen evangelischen Glauben langsam verinnerlichen und nicht damit überfahren werden. Was ist das für eine Unsinnsargumentation? Mit diesem Argument kann ich jede Neuerung abwürgen und auf unbestimmte Zeit verschieben. Bis heute gibt es in Wittenberg, der Stadt, in der der große Reformator wirkt, keine neue Gottesdienstordnung, da der große Reformator Luther die von Karlstadt zurückgenommen hat[98].“

Die Worte „großer Reformator“ betonte Thomas dabei besonders.

„Hat er sich nicht gerade erst mit dem großen Erasmus von Rotterdam überworfen? Alles, was er bei den Katholiken anprangert, nimmt er für sich in Anspruch! Er beschlagnahmt, er vernichtet Schriften und lässt Anhänger anderer Meinungen vertreiben. Oder hat er Martin Reinhard nicht aus Jena vertreiben lassen, nur

[98] Erst 1526 führte Luther in Wittenberg seine eigene deutsche Messeordnung ein.

weil dieser das Wort für Karlstadt ergriffen hat[99]? Habe ich das geträumt? Dann sein bescheuertes intellektuelles Geschwätz von der Zweireichlehre, was kein normaler Mensch verstehen kann. Als ob es für den gemeinen Mann einen Unterschied macht, ob er von einem geistigen oder einem weltlichen Herren unterdrückt und ausgebeutet wird. Die geistige Seele ist christlich frei, aber der körperliche Leib weltlichem Zwang unterworfen. Was für ein feiger Unsinn! Was würde das für das Volk ändern? Natürlich nichts! Alles würde beim Alten bleiben. Warum wohl ist er so hoch angesehen bei den herrschenden Fürsten[100]?“

Die drei Ratsherren wollten etwas erwidern, kamen aber nicht dazu. Thomas hatte sich in einen Rausch geredet und blies sie einfach weg.

„Weil er und sein bornierter Stubenhocker Melanchthon ihren Willen ausführen. Etwas Besseres als Luther kann den weltlichen Herren doch gar nicht passieren. Die Klöster werden verlassen und die Güter verfallen. Ihr könnt mir glauben, dass die feinen Herren da sicher schon ein Auge drauf geworfen haben. Und zwar nicht für den armen, gemeinen Mann, sondern natürlich für sich selbst. Ihre Raffgier kennt keine Grenzen. Sie unterscheiden sich in ihrem Wesen durch nichts von dem der Papisten. Warum glaubt ihr, haben unsere hohen Adelsfamilien immer ein zweites Ass im Ärmel?“

Die drei schauten sich fragend an. Das war alles viel zu viel und viel zu schnell für sie. Was wollte Müntzer denn jetzt schon wieder?

---

99 Luther dazu: „Gegen ihre Schalkheit und Täuschung halte ich, wegen des Heiles der Seelen, mir alles für erlaubt.“ (Wilhelm Zimmermann. Geschichte des großen Bauernkrieges)

100 Müntzer 1524 in einem Brief an Luther: „Darum heuchelst du den Fürsten. … Das Volk wird frei werden, und der Gott will allein Herr darüber sein.“ (Zimmermann: Geschichte des Großen Bauernkrieges)

„Ihr wisst nicht, was ich meine, oder? Und solche politischen Einfaltspinsel wie ihr sollt die Stadt gegenüber Klerus und Adel vertreten. Es ist so bitter. Ich erkläre es euch. Nehmt den streng katholischen Ernst von Mansfeld, der alle Reformationsversuche auf seinen Ländereien bisher im Keim erstickt hat. Sein Bruder Graf Albrecht dagegen ist überzeugter Lutheranhänger."

„Und? Sie sind sich halt uneins!"

„Haha, dass ich nicht lache. Nehmt unseren Kurfürsten Friedrich den Weisen und seinen vermutlichen Nachfolger, seinen Bruder Johann. Sie haben von Anfang an Luthers Potenzial erkannt und ihn unterstützt und beschützt. Sie gehören der ernestinischen Linie des Wettiner Adelsgeschlechts an. Richtig?"

„Richtig!"

„Und sein albertinischer Cousin Herzog Georg ist streng katholisch geblieben."

„Es sind nun einmal unterschiedliche Familien …"

Thomas unterbrach den Sprecher. „Nein, ihr Dummköpfe! Es ist eine Familie, es sind die Wettiner!"

„Ja, aber deswegen müssen sie noch lange nicht denselben Glauben haben."

Der Pfarrer lachte genervt.

„Ihr Depperten. Seid ihr wirklich so naiv? Es ist Taktik! Sie spielen ein doppeltes Spiel. Und am Ende bleibt ihre Familie in jedem Fall auf der Gewinnerseite! Sie können nicht verlieren! Allerdings haben sie einen Fehler begangen."

„Und der wäre?"

„Sie haben die Rechnung ohne Gott und ohne dessen Volk gemacht. Es wird ihnen die Gewalt nehmen und dem gotteslästernden Treiben ein Ende bereiten. Wir brauchen eine Volkskirche und ich werde den Menschen den Weg dorthin aufzeigen. Unser Herr Doktor aus Wittenberg scheint dazu ja nicht in der Lage zu sein."

„Warum disputiert ihr dann nicht mit Doktor Luther darüber? Wie man hört, soll er nicht abgeneigt sein, euch diesbezüglich in seiner Stadt zu empfangen."

Eine typische Kirchenkanzel aus der Zeit.

„Weil ich keine Lust habe, mich vor einem einseitigen Publikum über theoretische Glaubensfragen zu streiten. Es wäre sinnlose Zeitverschwendung! Genau wie dieses Gespräch hier mit euch. Auf Wiedersehen!“

Damit drehte sich Thomas endgültig um und ließ die verwirrten Ratsherren zurück.

„Was hältst du davon?“, meinte der eine.

„Er übertreibt. Er ist halt, wie Doktor Luther schon richtig sagt, ein Schwärmer.“

„Das sehe ich genauso! Es wird schon seinen Grund haben, warum Luther angefangen hat, Müntzer zu bekämpfen. Neuerdings hat er ihn sogar als Satan und Geist von Allstedt bezeichnet!“

„Ich glaube, dem ist nichts hinzuzufügen. Wir sollten ihn im Auge behalten und uns vor ihm in Acht nehmen.“

Thomas nahm in den folgenden Wochen weitere Schritte in Angriff. Immer mehr Menschen schlossen sich seiner Lehre an. Neben den theoretischen Erläuterungen seiner Bibelauslegung in der Stadtkirche versuchte er den Widerstand auch in die praktische Tat umzusetzen. Mit ausgewählten Vertrauten hatte er einen Bund gegründet, der stetig größer wurde. Mittlerweile zählte dieser Allstedter Bund 700 Mitglieder. Seine Predigten wurden vervielfältigt und fanden dankbare Abnehmer. Seine Art, die Messe zu halten, breitete sich zunehmend aus und fand überzeugte Nachahmer.

Der Gegensatz zwischen ihm und Luther wurde immer größer. Er wollte nicht wie Luther den Glauben diskutieren, sondern ihn im täglichen Leben praktizieren. Luther und Melanchthon waren für ihn weltfremde Buchstabengläubige. Thomas hatte die Hoffnung aufgegeben, Martin für eine gemeinsame Sache zu gewinnen und so bezog er offen Stellung gegen die Lutheraner. Im Wesentlichen war es im weltlichen Bereich die Ablehnung von Martins Obrigkeitslehre und im geistigen Bereich die Ablehnung seines theologischen Grundsatzes „Allein durch den Glauben“. Nur durch den Glauben ewiges Leben zu erlangen, wie Martin es postulierte,

war ihm zu einfach. Er wandte sich dagegen, indem er die Menschen aufforderte, gute Taten zu vollbringen.

Für Martin war Müntzer ein weiterer Gegner, der in seinem Revier herumwilderte. Dieser neuerliche Eindringling ging jedoch noch einen Schritt weiter als die bisherigen. Im Gegensatz zu Erasmus und Karlstadt versuchte Müntzer, die Gläubigen aggressiv vom rechten Weg abzubringen, indem er ihnen das Recht auf Gewalt zubilligte. Das war Martin zutiefst zuwider.

Aufgrund von Müntzers Predigten über seine Auffassung von Gewalt, kam es im Land mal mehr, mal weniger zu Ausschreitungen gegenüber Klöstern und kirchlichen Einrichtungen. Die Schuldscheine wurden vernichtet und die Zinsen abgeschafft. Man vertrieb die Priester und ersetzte sie durch eigene, die mit Argumenten der Bibel Änderungen im Sinne von Müntzer verlangten. Die über Jahrzehnte geschundenen Menschen plünderten in der Regel nur die vollen Speisekammern der geistlichen Obrigkeit, wobei man von Mord und Totschlag jedoch absah. Der gewalttätigste Akt geschah im Kloster Naundorf, wo sogar einmal eine Kapelle angezündet wurde.

Das Verhalten der Anhänger Müntzers forderte natürlich Widerstand gegen den Mann aus Stollberg heraus. Der katholische Ernst von Mansfeld verbot zum Beispiel seinen Untertanen die Teilnahme an Müntzers Gottesdiensten. Wer seiner Bewegung jedoch am meisten schadete, war sein altes Idol Martin. Er fing an, öffentlich gegen Thomas vorzugehen. So verfasste er einen Sendbrief an die sächsischen Fürsten, in welchen er sie aufforderte, gegen den Hetzer vorzugehen. Den, den er vor ein paar Jahren noch für seinen Mut bewundert hatte und mit dem er lange einer Meinung war, bezeichnete ihn heute als ein Werkzeug des Satans, den man aus dem Lande jagen müsse[101]. Der Bruch zwischen den beiden war damit endgültig vollzogen. Thomas Stellung wurde dadurch arg

---

101 Von Luther gefordert in der Schrift „Brief an die Fürsten zu Sachsen wider den aufrührerischen Geist“ vom 25.06.1524.

geschwächt, da Luther den Großteil des Adels und des Bürgertums hinter sich hatte. Diese hatten natürlich weiterhin großen Einfluss auf die öffentliche Meinung. Doch Thomas hatte insbesondere das Bürgertum noch nicht aufgegeben. Insgeheim hoffte er, auch den Adel noch auf seine Seite zu ziehen und dafür gab es einen guten Grund. Kurfürst Friedrich ging es nicht so gut, und es war absehbar, dass sein Bruder Johann sein Nachfolger werden würde. Im Streit mit Ernst von Mansfeld um das Messeverbot für seine Untertanen hatte dieser Johann um Hilfe angerufen. Johann nahm das Hilfeersuchen an, wollte sich aber erstmal selber ein Bild von der Situation in und um Allstedt machen. Er hatte sich daher zusammen mit seinem Sohn Johann Friedrich für den 13. Juli in Allstedt angekündigt, um den Worten des kühnen Predigers zu lauschen[102]. Thomas setzte große Hoffnungen in diese Begegnung, die im Allstedter Schloss stattfinden sollte. Nun lag es an ihm, die Fürsten von ihrem gotteswidrigen Verhalten zu überzeugen. Es war die einmalige Chance, seiner Bewegung Macht zu verleihen.

Der Tag rückte schnell näher und Thomas konnte ihr Kommen gar nicht abwarten. Gründlich hatte er sich vorbereitet. Jede seiner Forderungen konnte er mit Worten aus der Bibel belegen. Damit auch das gemeine Volk diese Stellen verstehen konnte, hatte er sie extra vorher ins Deutsche übersetzt. Doch all die Mühe war am Schluss vergebens gewesen. Und das, obwohl Thomas den Fürsten eine goldene Brücke gebaut hatte. Scharf hatte er die Missstände angegriffen und die Fürsten dazu aufgefordert, diese zu beseitigen. Er hatte ihnen sogar Absolution für ihre bisherigen Verbrechen und Sünden versprochen, sowie ewiges Seelenheil, wenn sie die Führung im Kampf für das gerechte Reich Gottes auf Erden übernehmen würden. Selbstverständlich hatte er dabei an seiner Obrigkeitsauffassung festgehalten und auch davon gesprochen, dass, wenn die Fürsten das Schwert nicht in die Hand nehmen wollten,

---

[102] Die von Müntzer an dem Tag gehaltene Predigt ist als Fürstenpredigt bekannt geworden.

es vom gemeinen Mann genommen würde. Dieser stünde nämlich genauso in der Pflicht, das Reich Gottes zu erschaffen, wie der hohe Herr.

Die Reaktionen der Fürsten waren ernüchternd. Sie verließen kommentarlos seinen Gottesdienst und trugen ihren Unmut dabei offen zur Schau. Anstatt wichtige Mitstreiter zu gewinnen, hatte sich Thomas noch mehr ins Abseits manövriert. Die Folgen der aus seiner Sicht lediglich ehrlichen und auffordernden Predigt bekam er schon sehr bald zu spüren.

Graf Mansfeld klagte ihn bald nach der Fürstenpredigt wegen aufrührerischer Umtriebe an. Im Rahmen der Ermittlungen kam man durch Verrat dem Allstedter Bund auf die Schliche. Auch Briefe von ihm waren aufgetaucht, in denen er den Empfängern das göttliche Recht einräumte, nötigenfalls auch mit Gewalt gegen die Feinde des Evangeliums vorzugehen. Schon am ersten August musste er sich dafür in Weimar vor Gericht verantworten. Doch rhetorisch geschickt konnte er sich nochmal aus der Umklammerung befreien. Als er wieder in Allstedt eintraf, hörte er davon, dass Herzog Georg vom Rat der Stadt seine Auslieferung verlangt hatte, da auch auf seinem Hoheitsgebiet belastende Briefe von Thomas aufgetaucht waren. Sollte der Rat diesem Ersuchen nachgeben, wusste er, was ihm bevorstand.

Zusammen mit Ottilie und ihrem neugeborenen Sohn war er auf dem Weg zu seinem womöglich letzten Gottesdienst in Allstedt. Vor dem Rathaus trafen sie auf seine drei alten Bekannten. Seit ihrem Streitgespräch vor Wochen hatte er die Ratsherren nicht mehr in seinem Gottesdienst gesehen. Die drei schlossen sich ihnen an und suchten das Gespräch.

„Guten Morgen, lieber Pfarrer."

„Oder sollen wir lieber sagen Guten Morgen lieber Bald-Nicht-Mehr- Pfarrer?", kam es selbstgefällig und spöttisch vom nächsten.

Thomas ignorierte ihre Überheblichkeit und blieb höflich.

„Was verschafft mir die Ehre? Habt ihr es euch anders überlegt?“

„Im Gegenteil. Wir wollten uns nur noch mal eine deiner Hetzreden anhören, solange wir es noch können. Denn wie man so hört, wirst du ja nicht mehr lange hier sein. Wir hatten es dir ja schon damals gesagt. Aber du warst ja schlauer.“

Thomas blieb stehen und ließ die drei alleine weiter gehen. Als die Ratsherren außer Hörweite waren, wandte er sich Ottilie zu.

„Hast du das gehört?“

„Natürlich, großkotzige Deppen! Der Rat ist sich anscheinend jetzt schon einig. Sie werden dich dem Scheusal Johann ausliefern. Ich habe es dir ja gesagt.“

Bei den Worten seiner Frau griff Thomas sich unbewusst an den Hals. Er hatte dort in den letzten Wochen einen kleinen Kropf entwickelt. So ein Kropf konnte schnell als ein Beweis für einen Pakt mit dem Teufel ausgelegt werden. Er war daher sorgfältig darauf bedacht, die Stelle immer mit einem Tuch oder Schal zu bedecken. Ottilie war die Bewegung ihres Mannes nicht entgangen. Sie wusste selbstverständlich Bescheid über das kleine Problem ihres Mannes.

„Tut er weh?“

„Nein, er tut überhaupt nicht weh.“

„Ist doch komisch, oder? Erst schmerzt und zieht es in dem Bereich und dann entwickelt sich genau an der Stelle ein schmerzloser Kropf.“ Ottilie dachte nach. „Angefangen hatten die Schmerzen nach der Hinrichtung von Bauer Rodmann.“

„Das stimmt.“

„Gekommen ist der Kropf nach der Gründung des Allstedter Bundes.“

Thomas sah seine Frau an. „Warum sagst du das? Meinst du, das hängt miteinander zusammen?“

„Das weiß ich nicht, aber es ist doch schon auffällig.“

„Mag sein, aber jetzt haben wir größere Probleme zu lösen. Ich muss ehrlich sagen, ich hatte nicht mit so einer schnellen Ent-

scheidung des Rates gerechnet“, lenkte Thomas das Gespräch wieder auf die Gefahr der Auslieferung an Herzog Georg.

„Mühlhausen oder das oberdeutsche Land?“, fragte Ottilie.

„Mühlhausen! Ich denke die Leute dort sind schon weiter und Heinrich Pfeiffer hat großen Rückhalt dort.“

„Gut, dann halt du deine Abschiedspredigt und ich packe schon mal unsere Sachen.“

Thomas küsste seine Frau und sein Kind kurz auf die Stirn. Dann trennten sie sich. Thomas ging in die Kirche und Ottilie zurück zu ihrem Haus, um die Flucht vorzubereiten[103].

Thomas ging nach der Kirche zügig nach Hause. Seine Frau hatte den Großteil der Arbeit schon erledigt. Als er hereinkam, war sie gerade dabei, verschiedenfarbige Tücher in einen Sack zu packen. Nach einer liebevollen Begrüßung brachte Thomas die Sprache auf diese Tücher.

„Meinst du nicht, dass wir den Platz besser nutzen könnten? Willst du die Tücher wirklich mitschleppen?“

„Die Tücher sind vielleicht wichtiger als alles andere! Daraus werde ich unsere Fahne nähen. Ich weiß jetzt nämlich, wie sie aussehen wird. Sie wird eine mächtige Symbolwirkung erzeugen. Ich werde sie in Mühlhausen fertigstellen.“

„Und wie soll sie aussehen?“

„Wie ein Regenbogen. Er verbindet unsere Erde mit dem Himmel, also uns mit Gott. Das ist ein wunderschönes Zeichen. Es ist bunt und freundlich. Außerdem werden wir jeder Farbe eine spezielle Eigenschaft unserer Bewegung zuordnen.“

Thomas war sehr angetan von der Idee seiner Frau.

„Und hast du schon eine Vorstellung, für was die einzelnen Farben stehen sollen?“

---

103 Müntzer floh in der Nacht vom 07. auf den 08.08.1524 aus Allstedt.

Der Regenbogen war das Symbol der Bauernbewegung.

„Das dürfte nicht so schwer sein. Rot würde ich für das erlittene Unrecht und die große Menge an vergossenem Blut wählen."

„Das ist gut! Orange?"

„Für unserer Lebensfreude und Tatkraft."

„Gelb?"

„Gelb verkörpert die glorreiche, sonnige Zukunft, auf die wir hinarbeiten."

„Bleiben noch Grün, Blau und Violett."

„Grün steht für Mutter Natur, zu der wir zurückkehren wollen. Blau für unsere himmlische Sehnsucht, die Welt zu verbessern und Violett für das ewige Betrachten und Hinterfragen von uns selbst."

Thomas drückte seine Frau.

„Das ist großartig. Das wird ein großes Zeichen mit unwiderstehlicher Anziehungskraft. Diese klaren Farben! Die Wirkung und Vielfalt der Farben kommt doch tatsächlich viel besser zum Ausdruck, wenn man sie miteinander verbindet. Alleine wirken sie doch recht langweilig."

„Da hast du Recht! Wenn man sie allerdings alle miteinander vermischt, zerstört man sie und ein tristes Grau kommt heraus[104]?"

„Und was versinnbildlicht Grau für dich?"

„Verfall und Eintönigkeit!"

„Dann lass uns lieber bei der Regenbogenfahne bleiben", lachte Thomas.

Sie packten ihre letzten Sachen zusammen und am Abend flüchteten sie aus der Stadt.

In Mühlhausen traf Thomas auf den ehemaligen Zisterziensermönch Heinrich Pfeiffer. Der Zisterzienserorden war streng katholisch und gegen sämtliche Reformationsbewegungen. Trotzdem hatte Pfeiffer den Mut gehabt, sich gegen seine Brüder zu stellen

---

104 Die Regenbogenfahne hat ihren Ursprung nicht in der Homosexuellenbewegung, sondern in der Freiheitsbewegung der deutschen Bauern.

und das Kloster zu verlassen. Heinrich Pfeiffer war für Mühlhausen das, was Thomas Müntzer für Allstedt gewesen war. Ihre Denkweise war nahezu identisch und auch Pfeiffer hatte großen Zulauf gehabt. Zusammen wollten die beiden Erneuerer ein Programm ausarbeiten, das die Forderungen der Bauern schriftlich festhielt. Das Programm sollte die Grundlage für Verhandlungen mit der Obrigkeit bilden.

Aber auch in Mühlhausen hörten die Angriffe gegen den Gründer des Allstedter Bundes nicht auf. Insbesondere waren es wieder die Lutheraner und das besser gestellte Bürgertum, die ihn bekämpften. Und so kam es, dass Thomas Aufenthalt auch in Mühlhausen nur von kurzer Dauer war. Er schaffte es noch, eine Schrift[105] drucken zu lassen, in der er auf die Angriffe Martins reagierte[106]. In aller Deutlichkeit hielt er Martin darin vor, aus der Papstkirche

---

105 Die Schrift „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit verkehrter Weise durch den Diebstahl der Heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat“ brachte Müntzer Ende August 1524 heraus.

106 Der wohl treffendste Satz daraus lautet: „Sieh zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sein unser Herrn und Fürsten, nehmen alle Kreaturen zum Eigentum: die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muss alles ihr sein. Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten: Du sollst nicht stehlen. Es dient aber ihnen nicht. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Ackermann, Handwerkmann und alles, das da lebt, schinden und schaben. So er sich dann vergreift am Allergeringesten, so muss er hängen. Da saget denn der Doktor Lügner: Amen. Die Herren machen das selber, dass ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun. Wie kann es die Länge gut werden? So ich das sage, muss ich aufrührerisch sein! Wohl hin!“

eine Fürstenkirche zu machen, in der sich für den gemeinen Mann außer dem Austausch der Obrigkeit nichts ändert. Er bezeichnete Martin als Papst von Wittenberg, der den Fürsten Kirchen und Klöster schenkte. Es war eine knallharte und scharfe Abrechnung mit Doktor Lügner, wie er Martin von nun an nur noch titulierte.

Fast zur gleichen Zeit wurde Karlstadt aus Kursachsen ausgewiesen. Karlstadt hatte in Orlamünde, nachdem man ihn dort zum Pfarrer gewählt hatte, wieder angefangen zu wirken. Sogar die Kindstaufe[107] hatte er abgeschafft. Seiner Meinung nach war die Kindstaufe überholt und autoritär, da man dem Menschen seiner Entscheidungsfreiheit, welchen Weg zu Gott er einschlagen wollte, einfach beraubte. Die Wittenberger fassten diese erneute Ungeheuerlichkeit als Unverschämtheit und Anmaßung auf. Wie konnte man einem Kind nur die Taufe verweigern! Das musste unterbunden werden[108].

Um das Problem zu lösen, hatte Martin eine seiner sommerlichen Visitationsreisen, von vielen wurden sie mittlerweile als Kontrollreisen bezeichnet, nach Orlamünde hin unternommen. Dabei war es zu einem riesigen Streit zwischen Karlstadt und ihm gekommen. In dessen Folge wollte Martin doch tatsächlich Karlstadt aus seiner eigenen Kirche rausschmeißen. Die Gemeindemitglieder stellten sich jedoch hinter den von ihnen gewählten Pfarrer und verhinderten die Umsetzung der Absicht. Unversöhnlich wie immer, wenn Leute nicht seiner Meinung waren, betrieb Martin in den folgenden Wochen die Absetzung und Ausweisung Karlstadts. Wie man hörte, wandte Karlstadt sich daraufhin den oberdeutschen

---

107 Eingeführt durch Karl den Großen im Rahmen des Religionskrieges gegen die Sachsen, siehe Band 2 Gesetze der Freiheit – Der Germanische Geist.

108 Melanchthon sprach sich mehrfach für die Tötung der Täufer aus, da ihre Auslegung der Taufe aus seiner Sicht eine Gotteslästerung darstellte.

Ländern zu. Er gewann dort viele Anhänger und lernte unter anderem den Schweizer Reformator Ullrich Zwingli kennen[109].

Thomas entschied sich nach seiner Ausweisung aus Mühlhausen den gleichen Weg wie Karlstadt zu gehen, und verbrachte die nächsten Monate in Oberschwaben. In dieser Zeit arbeitete er an weiteren Reformen. Er wollte einen totalen Neubau der Kirche. Eine Landeskirche, die unabhängig von überstaatlichen Interessen handelte. Er wollte eine tätige Volksreligion und keinen gelehrten Wust, der sich darüber stritt, wie viele Engel auf eine Nadelspitze passten. Er hatte dieses realitätsfremde Zerreden der wirklichen Probleme so satt. Dieser ganze theoretische Mist erstickte das christliche Leben. Für ihn war es daher klar, dass es nicht nur eine kirchliche Neuerung geben musste, sondern auch eine politische. Er feilte weiter an den schriftlichen Forderungen, die er mit Pfeiffer in Mühlhausen begonnen hatte, um die sozialen Missstände im Land zu beseitigen.

Thomas` Macht gründete sich allein auf Teile des Volkes. Im Gegensatz zu Luther, der sich des Rückhalts der Fürsten, Patrizier und weltlichen Herrscher gewiss sein konnte. Sie waren Luthers große Stütze. Es war also nur logisch, dass Martin von politischen Neuerungen die Finger ließ. Ihm ging es nur um Theologie und sein Seelenheil. „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“, sagte man dazu im Volksmund. Es war ein ungleicher Kampf, den Müntzer angefangen hatte. Insbesondere der sich ausbreitende Buchdruck in dieser Zeit war ein entscheidender Faktor, um Leute für sich zu gewinnen. Während Druckereien, die Thomas unterstützten, boy-

---

109 Im September 1524 wird Karlstadt auf Betreiben Luthers aus Kursachsen ausgewiesen. Auf Vermittlung Luthers konnte er 1525, nachdem er vor ihm zu Kreuze gekrochen war, nach Wittenberg zurückkehren, blieb jedoch von Predigt und Universität ausgeschlossen. Karlstadt starb 1541 in Basel. (Zimmermann: Geschichte des großen Bauernkrieges)

kottiert wurden und seine Schriften von den Fürsten verboten und beschlagnahmt wurden, beeinflussten Martins Ansichten dank Unterstützung von oben immer häufiger die Meinung der Menschen.

Thomas fasste seine Forderungen in Artikeln zusammen, die von den Bauern in den oberdeutschen Ländern begeistert aufgenommen wurden. Sie hatten endlich etwas in der Hand, über das sie mit der Obrigkeit verhandeln konnten. Es kam ein bisschen mehr Planung in ihre Unzufriedenheit. Auch fingen sie an, sich entsprechend ihrer Herkunft in militärischen Einheiten zu organisieren, die sie Haufen nannten. Viele waren im Falle erfolgloser Verhandlungen gewillt, ihren Forderungen mit Gewalt Nachdruck zu verleihen.

Heinrich Pfeiffer war nicht lange Zeit nach Thomas Müntzer aus Mühlhausen ausgewiesen worden. Er wollte sich dies jedoch nicht gefallen lassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnberg kehrte er schon im Dezember wieder in die Stadt zurück und organisierte einen gewaltsamen Widerstand. Nachdem die Patrizier ihn anfangs noch in die Vorstadt hatten zurückdrängen können, gelang es ihm schon bald, die Macht an sich zu reißen. Mühlhausen entwickelte sich unter seiner Führung zu einem Zentrum der Aufständischen. Von hier aus breitete sich der Aufruhr über ganz Thüringen aus.

Die Zwölf Artikel

Heinrich Pfeiffer hatte seit seiner Rückkehr nach Mühlhausen bereits einiges bewegt. Die Stadt hatte auf sein Betreiben hin die sogenannten Achtmänner zugelassen, welche die Interessen der unteren städtischen Schichten im Rat vertraten. Der Rat der Stadt hatte sich darauf einlassen müssen, da der Druck durch die Bevölkerung einfach zu groß geworden war.

Im Februar kehrte Thomas aus den oberdeutschen Landen zurück nach Mühlhausen, um die Aufständischen zu unterstützen. Er war gespannt, was Heinrich Pfeiffer zu seinen Ausarbeitungen der Zwölf Artikel sagen würde. Eine seiner ersten Anlaufstationen war daher die Unterkunft des Anführers des Mühlhausener Haufens. Groß war die Freude der beiden, den anderen unversehrt wiederzusehen.

Thomas hatte seine Arbeit kurz vorgestellt und Heinrich blätterte die Artikel einzeln durch. Er war begeistert.

„Das ist ja ganz großartig! Das müssen wir unbedingt im Ring vorstellen. Wobei ich bei einer Sache nicht sicher bin, ob wir sie brauchen."

Thomas war glücklich, dass endlich mal jemand seine politischen Gedanken zu schätzen wusste.

„Was meinst du mit Ring?", wollte er wissen.

„Es ist eine Art Versammlung aller unserer Mitstreiter, bei der wir uns austauschen und wichtige Entscheidungen treffen. Ich habe in alten Schriften gelesen, dass unsere Vorfahren es ebenso gehalten haben und darum diese Art der Entscheidungsfindung eingeführt. Im Ring hat jeder die gleichen Rechte und jeder kann seine Meinung frei und ohne Angst vor Repressalien äußern. Zwecks Vereinfachung haben die Bauern aus den jeweiligen Gauen sich Vertreter gewählt, die ihre Interessen vorbringen. Diese befinden sich im Inneren des Rings. Der Rest steht weiter außen. Das ver-

bietet den außen Stehenden jedoch nicht, im Ring das Wort zu ergreifen. Es vereinfacht halt nur den Austausch. Bisher klappt das ganz gut."

„Das hört sich klasse an." Thomas freute sich über die Fortschritte ihrer Bewegung. „Und in welchen Schriften hast du über den Ring gelesen? Das hört sich sehr vernünftig an."

Heinrich wurde ein bisschen verlegen.

„Versteh` mich bitte nicht falsch, Thomas, aber diese Schriften sind auch der Grund, warum ich den einen Artikel weglassen würde, besser gesagt, ihn für überflüssig halte."

Heinrich verzog sein Gesicht. Irgendwie schien ihm unwohl zu sein in seiner Haut.

„Nun schieß schon los", forderte ihn Thomas ungeduldig auf.

„Ja, ja, lass mich erstmal die richtigen Worte finden. Wie du weißt, bin ich ja Zisterziensermönch und aus dem Kloster geflohen."

„Ja, und der Zisterzienserorden ist streng katholisch und strikt gegen jede Art der Reformation. Hast du jetzt etwa Gewissensbisse?"

„Nein, darum geht es nicht! Ich weiß, dass im Scriptorium unseres Klosters eine Vielzahl von Fälschungen gefertigt wurden, sei es Urkunden, Schuldscheine oder … sogar Geschichtliches."

Heinrich sah Thomas gespannt an. Der war nicht sonderlich überrascht, da er das mit den Urkundenfälschungen selbst schon herausgefunden und in seinen Reden angeprangert hatte.

„Und?", fragte er daher unaufgeregt.

„Ich bin einer Sache auf die Schliche gekommen .... dem Geheimnis der Religion."

„Dem Geheimnis der Religion?", fragte Thomas zweifelnd.

Heinrich druckste ein wenig herum.

„Ich kann es nicht belegen, aber ich habe mich im Kloster viel damit beschäftigen können und habe auch die Bibliotheken anderer Klöster danach durchsucht. Es betrifft deine ersten beiden Artikel."

„Die Wahl des Pfarrers und seine Besoldung?“

„Genau. Versteh mich bitte nicht falsch, aber ich habe halt andere Dinge gelesen und daher ein anderes Weltbild entwickelt.“

Thomas wurde ungeduldig.

„Jetzt spann mich doch nicht so lang auf die Folter! Was ist es denn, das Geheimnis der Religion?“

„Wir brauchen kein Christentum und somit auch keine Pfarrer. Das Christentum ist der Grund allen Übels. Es geht den führenden Köpfen all die Jahrhunderte hindurch immer nur um Macht und Herrschsucht. Dabei stützt es sich auf zwei Pfeiler, das Geldsystem des Zinses und das Grundeigentum. Sobald eine dieser beiden Positionen angerührt wird, führt die Kirche Krieg, unerbittlich und bis zum bitteren Ende. Verliert sie einmal, zieht sie sich zurück und versucht es wieder, sobald sie sich stark genug wähnt. Ich glaube, die Religion „Christentum“ ist nur Mittel zum Zweck. Die Christianisierung geht immer einher mit der Einführung des Zinssystems und der Umwandlung von Gemeingut in das Eigentum der Kirche. Mittels Zins und Raub des Bodens beuten die Priester das Volk aus. Widerstand dagegen wird bekämpft - immer! Zu glauben, dass eine friedliche Einigung mit der Kirche möglich ist, halte ich aufgrund meines Studiums der alten Schriften für ausgeschlossen. Sie duldet nichts und niemanden neben sich und wenn, dann nur, weil die Situation vorübergehend nichts anderes zulässt.“

„Und was hat das mit unseren Artikeln zu tun?“

„Wir können uns die beiden Forderungen des ersten Artikels schenken. Sie unterstreichen nur den Macht- und Ausbeutungsanspruch der Priester. Diese Geldreligion muss aber weg, da sie ein friedliches Miteinander niemals duldet! Wir brauchen eine Religion, die unserer Art entspricht. Eine Hinwendung zur Natur, so wie es unsere Vorfahren bereits gemacht haben.“

Thomas wusste nicht so recht, was er von Heinrichs Gedanken halten sollte. Was meinte er damit? Eine Religion ohne Jesus Christus? Eine Religion ohne die Bibel?

„Vor gut 300 Jahren wurde ihre Macht schon einmal fast gebrochen. Das Volk hatte sich durch eigene Kraft von der Unterdrückung befreit. Das priesterliche Geldsystem war dadurch, dass man Geld nur als Tauschmittel benutzte[110], fast zusammengebrochen. Und mit ihm fast die gesamte Kirche. Dass dies nicht geschah, lag meiner Meinung nach an der ungelösten Bodenfrage!“

Thomas hörte Heinrichs weiteren Ausführungen nicht mehr richtig zu. Er war zu sehr mit Heinrichs radikalen Thesen zur christlichen Religion beschäftigt.

„Ich weiß ja nicht, was du da alles gelesen hast, aber gehst du da nicht ein bisschen zu weit?“

Heinrich schüttelte den Kopf. „Du forderst es doch instinktiv selber in deinen Artikeln. Und das, ohne etwas Ähnliches gelesen zu haben wie ich. Es ist das Erbe unserer Vorfahren, welches aus dir und deinen Artikeln spricht.“

Thomas hob die Augenbrauen. „Ich fordere die Abschaffung des Christentums?“

„Nein, die Aufhebung des Zinses und die Rückgabe des Bodens an das Volk. Du hast genau diese beiden Eckpfeiler unbewusst mit aufgenommen. Das ist eine Kriegserklärung an die christlichen Priester! Das wäre das Ende der Ausbeutung und somit auch das Ende des Christentums.“

„Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll. Was ist dann mit Jesus, Gott Vater und dem Heiligen Geist?“

Heinrich überlegte. Sollte er Thomas sagen, dass er sie für eine Erfindung der Mächtigen hielt, um das Volk zu unterdrücken?

„Vielleicht missbrauchen sie Gott für ihre Zwecke.“

„Das ist richtig. Sie besudeln seine Worte. Und dem muss ein Ende gemacht werden! Aber wir brauchen auch Leute, die in Zukunft das wahre Wort Gottes verkünden werden. Und das sind am besten selbstgewählte Priester, so wie es Artikel eins fordert. Mit der Wahl beugen wir einem möglichen Missbrauch vor.“

---

110 Siehe hierzu Band 2 der Reihe: „Der Germanische Geist“.

Nie hatte Heinrich sich Gott näher gefühlt, wie nach seiner Flucht aus dem Kloster. Zwei Tage hatte er damals in der freien Natur zugebracht. Sie war seitdem sein Gott! Er sah aber ein, dass er im Moment nicht weiter kam. Vielleicht waren seine Gedanken einfach zu groß.

„Dann lassen wir den ersten Artikel halt drin!“

Thomas merkte, dass Heinrich seine Worte nur widerwillig über die Lippen kamen. Trotzdem ließ er das Thema ruhen. Eine Einigung war jetzt wichtiger.

„Wann ist die nächste Versammlung im Ring?“

„Ich werde sie sofort einberufen. Die Sache duldet keinen Aufschub“, antwortete Heinrich.

„Einverstanden! Willst du die Artikel vortragen?“

„Das mach` mal lieber selber. Du hast sie ja schließlich auch in der jetzigen Form geschrieben.“

Zum Abschied schenkte Heinrich seinem Besuch und sich ein Bier ein.

„Und Thomas, wie geht es deiner Frau und deinem Sohn?“

„Ich weiß es nicht. Sie müssen bald hier eintreffen. Dann bin ich schlauer.“

Thomas wollte ebenfalls nett sein und knüpfte an Heinrichs Gedanken zu den Fälschungen an.

„Warum haben sie deiner Meinung nach die Geschichte gefälscht?“

„Um die Erinnerung zu löschen. Die Erinnerung an unsere Wurzeln. Und die Erinnerung daran, was einmal fast ihren Untergang bedeutet hätte. Davon darf das Volk nichts wissen, damit es nicht wieder auf solche Gedanken kommen kann.“

Heinrich erzählte Thomas noch einiges davon, was er in den Bibliotheken der Klöster entdeckt hatte, doch Thomas dachte mehr im Hier und Jetzt. Seinen Glauben an Jesus würde er sich niemals nehmen lassen.

Der Ring fand zwei Tage später außerhalb von Mühlhausen auf einem schneebedeckten Feld statt. Da es sehr kalt war, hatte man mehrere Feuer entzündet, an denen sich die Umstehenden wärmten. Findige Bürger der Stadt gingen mit vor den Bauch geschnallten Glühweintöpfen umher und witterten ein gutes Geschäft.

Heinrich eröffnete die Versammlung und bat anschließend Thomas auf eine aus groben Holzbrettern zusammengehauene Bühne. Im Kreis um die Empore herum standen an die 3.000 Menschen, die gespannt auf seine Worte warteten. Thomas begann:

„Liebe Schwestern, liebe Brüder, mein Name ist Thomas Müntzer. Ich habe mir zusammen mit Heinrich Pfeiffer erlaubt, unsere Forderungen zu ordnen und in zwölf Artikeln zusammenzufassen. Ich möchte sie euch nun vortragen und eure Meinung dazu hören. Sie lehnen sich eng an die zwölf Artikel der oberdeutschen Bauern an, an deren Ausarbeitungen ich bei meinem Zwangsaufenthalt das letzte halbe Jahr in Schwaben ebenfalls beteiligt war. Ich hoffe auf eure Zustimmung, damit wir uns in Zukunft einig sind, wenn wir mit der Obrigkeit in Verhandlungen treten werden. Folgendes ist mir dabei wichtig: Ich verabscheue Gewalt! Das heißt aber nicht, dass ich nicht bereit bin, sie im Ernstfall anzuwenden. Ich sehe sie bloß als letztes Mittel an. Verhandeln ist stets der bessere Weg. Also hört mich an! Hier die Artikel!“

Thomas nahm die Zettel in die Hand, auf die er seine Artikel geschrieben hatte.

„Artikel Eins: Jede Gemeinde hat das Recht, ihren eigenen Pfarrer zu wählen! Sie soll das Recht haben ihn abzusetzen, wenn er nicht mehr genehm ist! Der Pfarrer soll das Evangelium laut und klar ohne allen menschlichen Zusatz predigen!“ Thomas sah aufmunternd in die Menge. „Will jemand etwas zu dem ersten Artikel sagen?“

Überall sah er zustimmendes Nicken und Beifallsbekundungen. Einer hob den Arm zum Zeichen, dass er sprechen wollte. Thomas erteilte ihm das Wort.

„Der Artikel ist sehr gut. Dadurch, dass wir das Recht der Priesterwahl haben, muss der Priester uns gegenüber Rechenschaft abliefern und nicht gegenüber irgendwelchen Fremden, die hinter den Alpen wohnen und was weiß ich, wessen Interessen vertreten. Nieder mit dem Papst!“

Beifall brandete auf. Ein anderer Mann hob den Arm und ergriff das Wort.

„Und dadurch, dass nur das wahre Wort Gottes direkt aus der Bibel verlesen wird, wird einer Verwässerung vorgebeugt. Jeder kann sich dann sein eigenes Bild machen und seinen eigenen Frieden mit Gott finden.“

Es folgten erneute Beifallsbekundungen. Heinrich überlegte, ob er seinen Gedanken, die christliche Religion abzuschaffen, anbringen sollte. Doch er schwieg lieber. Er wollte die Leute nicht unnötig verwirren und möglicherweise sogar spalten. Thomas freute sich über die Zustimmung und fuhr mit dem gebotenen Ernst fort.

„Artikel Zwei: Die Zinsen an die Geistlichkeit und an den Adel werden abgeschafft. Die Steuern und Abgaben, sowie Frondienste werden reduziert auf die Menge, wie sie vor 200 Jahren üblich war! Die Todesfallsteuer wird komplett gestrichen!“ Thomas hob die rechte Hand, in der er die Zettel hielt und brüllte aus Leibeskräften: „Die Beraubung von Witwen und Waisen ist schändlich! Will jemand etwas zu Artikel Zwei sagen?“

Minutenlanger Beifall und „Bravo“ Rufe schallten ihm entgegen. Mehrere Wortmeldungen standen an.

„Das geht mir nicht weit genug. Was ist mit dem Vogtgeld?“, wollte ein Salzarbeiter wissen.

Heinrich, der neben Thomas auf der Bühne stand, mischte sich ein.

„Zum Vogtgeld kommen wir noch. Ich denke, es wäre vom Ablauf her besser, wenn Thomas vorab einmal alle Artikel ohne Unterbrechung vorträgt. Viele Fragen werden sich dadurch von selbst erledigen und eventuelle Unklarheiten oder Ergänzungen können wir dann hinterher besprechen. Einverstanden?“

Das Hermannsdenkmal bei Detmold. Sinnbild des Ringens um die Freiheit.

Da es keinerlei Einwände gegen den Vorschlag gab, übergab er das Wort wieder an Thomas.

„Gut, sprich bitte weiter, mein Freund!“

Thomas nickte dankend.

„Artikel Drei! Die Botendienste für den Adel und die Herrschaft werden abgeschafft! Es ist in Zukunft die freie Entscheidung eines jeden Einzelnen, ob er einen Botendienst übernimmt oder nicht!“

Ein Arm ging hoch.

„Ja?“, fragte Thomas.

„Das ist klasse. Du glaubst gar nicht, wieviel Zeit mir auf den Feldern durch diese Laufereien flöten gegangen ist.“

„In Zukunft kannst du sie dir ja bezahlen lassen.“

„Oder der feine Pfaffe muss selber bei Wind und Wetter für seine Korrespondenz sorgen, haha.“

Die Leute lachten glücklich. Wie schön es war, sich über jemanden lustig zu machen, über den man aus Angst bisher nur hinter vorgehaltener Hand hatte reden können.

„Artikel Vier! Die Abgabe zur Besoldung des Vogtes, das Vogtgeld, wird abgeschafft!“

Heinrich rief ergänzend hinzu: „Richtig! Wenn sich die Herrschaft extra einen Vertreter ihrer Interessen gönnt, dann soll sie ihn auch selbst bezahlen.“

Thomas lachte Heinrich an. „Hast du nicht vor zwei Minuten zu mir gesagt, ich solle einmal alle Artikel ohne Unterbrechung vortragen?“

„Das war ja nur eine Erläuterung. Das zählt nicht.“

Heinrich grinste. Die ersten Reihen hatten ihr kleines Streitgespräch mitgekriegt und mussten ebenfalls grinsen. Die Stimmung wurde immer besser.

„Artikel Fünf! Alle Güter der Kirche wie Felder und Wiesen oder Weingärten werden verweltlicht und gehen in den Besitz des Volkes über!“

Erneut griff Heinrich ein.

„Vom Volk haben sie es sich ja schließlich auch geklaut.“

„Artikel Sechs! Alle Gewässer, Weiden, Wälder werden wieder zum Allgemeingut! Jeder kann sie zum Zwecke des Unterhalts seiner Behausung und zur Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse wie Essen und Trinken jederzeit frei nutzen!“

Die Versammelten konnten ihrer Freude kaum Ausdruck verleihen. Das, was sie da hörten, entsprach genau ihren Gefühlen und Wünschen. Endlich gab es mal einen, der ihrem Innenleben eine Stimme gab.

„Artikel Sieben! Die willkürliche Erhöhung von Strafen und das beliebige Verurteilen nach Lust und Laune sind nicht rechtens! Es wird zukünftig wieder nach Recht und Gesetz geurteilt!“ Thomas blätterte die Seite um. „Artikel Acht! Das Marktgeld, der Weinzoll und das Wegegeld werden aufgehoben!“

Nun musste er eine Pause einlegen. Es wurde einfach zu unruhig. Nach jedem seiner Artikel hatte es laute Rufe und Applaus gegeben und mit jedem Artikel hielten sie länger an. Die Freude der Menschen war spürbar. Wo er auch hinsah, sah er in hoffnungsvolle Gesichter. Er sah sich zu Heinrich um, der stolz zurückschaute.

„Weiter so!“, meinte dieser nur knapp. „Nicht aufhören!“

„Artikel Neun! Jedem Bewohner einer Stadt oder eines Dorfes ist es erlaubt, sein eigenes Bier nach zuvor festgeschriebenen Richtlinien zu brauen.“

Die Resonanz entsprach ganz den Erwartungen von Thomas. Es hagelte zotige Sprüche und Anspielungen. Aber Thomas hatte diesen Artikel ganz bewusst gewählt, denn Bier war in Notzeiten ein wichtiges Grundnahrungsmittel.

„Artikel Zehn! Die Gerichtsbarkeit liegt bei der Stadt und beim Rat. Des Weiteren fordern wir einen Rechtschutz gegen Rechtsmissbrauch! Und zu Artikel Zehn gehört eigentlich auch Artikel Elf: Der Rat der Stadt wird von der Gemeinde gewählt und bestätigt! Die Gemeinde bestimmt deren Entlohnung. Sie behält sich das Recht vor, den Rat abzusetzen!“ Thomas war fast am Ende angekommen. Es folgte nur noch der abschließende Artikel, der

die Sache rund machen sollte. „Artikel Zwölf[111]! Sollte einer der hier aufgeführten Artikel Gottes Wort widersprechen, ist er null und nichtig. Sollten sich in der Heiligen Schrift weitere Hinweise auf bestehende Ungerechtigkeiten finden, so werden die zwölf Artikel erweitert! Das war es. Noch Fragen?“

Ein Sturm der Begeisterung brach los. Man klatschte sich auf die Schultern und umarmte sich. Wo man hinschaute, sah man strahlende Gesichter.

Es dauerte etwas, bis wieder Ruhe einkehrte. Und wäre es nicht so kalt gewesen, hätte man wohl noch bis tief in die Nacht hinein diskutiert. Endlich gab es eine Zukunft! Endlich gab es etwas, wofür es sich zu kämpfen lohnte. Die Aussicht auf Besserung war nun greifbar. Die Zwölf Artikel wurden einstimmig angenommen. Noch am nächsten Tag besuchte Thomas zusammen mit Heinrich eine Druckerei und gab die Zwölf Artikel in Auftrag.

---

111 Laut Wikipedia gelten die zu den Zwölf Artikeln führenden Versammlungen als erste verfassungsgebende Versammlungen auf deutschem Boden. Das ist natürlich unwahr, denn schon Jahrhunderte vorher traf sich in Deutschland das Volk zum Thing. Erst das Christentum hat diese Art der freien Willensäußerung gewalttätig bekämpft und verboten. Die Zwölf Artikel variierten teilweise von Gegend zu Gegend. Die hier aufgestellten orientieren sich an den vierzehn Artikeln von Frankenhausen. Die Unterschiede waren allerdings minimal und drehten sich im Kern immer um das Gleiche, nämlich um freies Land, freie Menschen und ein gerechtes Geldsystem, welches jedem Menschen ein lebenswertes Leben ermöglichen sollte. Die Zwölf Artikel der Bauern sind im Grunde nur ein weiterer Versuch, die durch die Christianisierung zerstörte naturverbundene Wirtschaftsordnung der Germanen wiederherzustellen. Sie entspringen dem Willen, die germanische Lebensart wirtschaftlich in Einklang mit der Natur zu bringen. Es ist sehr aufbauend zu wissen, dass dieser Wille trotz jahrhundertelanger, härtester Unterdrückung und Bekämpfung nicht auszurotten war und ist.

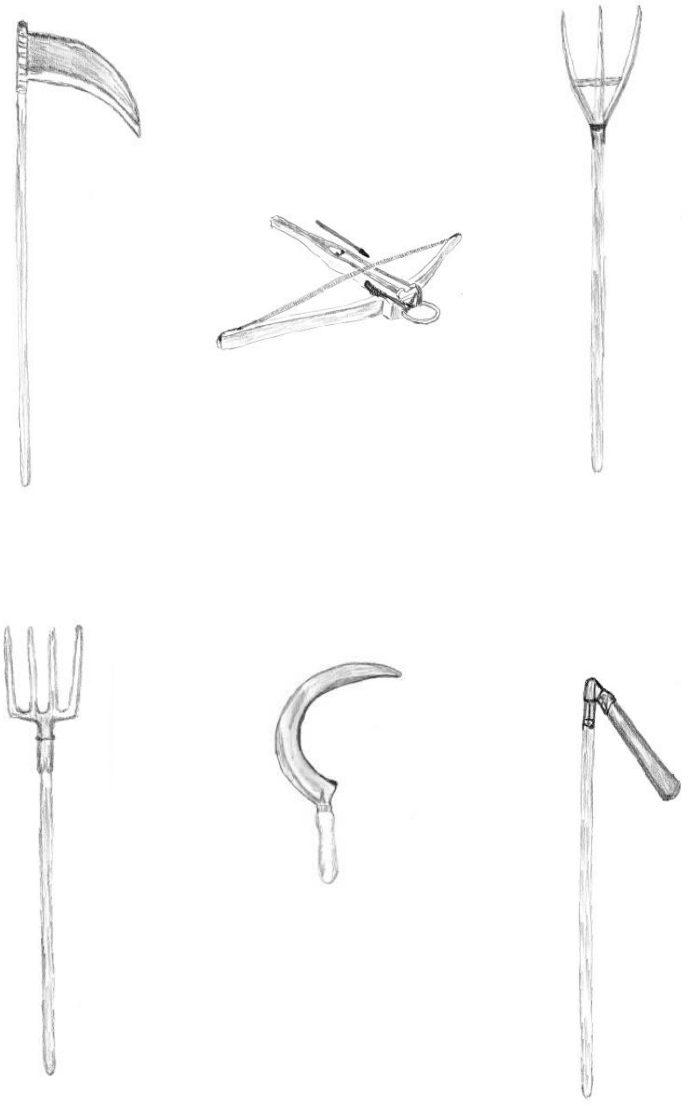
Von Wittenberg aus beobachtete Martin misstrauisch das Geschehen in Thüringen. Er ärgerte sich maßlos über das Treiben Müntzers und Pfeiffers. Er brachte daher im Frühjahr 1525 die Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ heraus! Scharf griff er darin seine Kontrahenten, insbesondere Müntzer, an. In der ihm eigenen Art machte er sich wieder einmal über seine Gegner lustig. Er hatte in der Schmähschrift den Begriff der Schwärmer für die Anhänger der teuflischen Irrlehren geprägt. Ein Begriff, der sofort die Runde machte und im Folgenden verächtlich und herabwürdigend gegen andere Reformer gebraucht wurde.

Frankenhausen

Nachdem sich die Lage der katholischen Kirche nach Luthers Thesenanschlag in den deutschen Ländern dramatisch verschlechtert hatte, begann die Situation im Frühjahr des Jahres 1525 für die weltlichen Herren ebenfalls brenzliger zu werden. Das einfache Volk, das seine Wut bisher nur an Einrichtungen der Kirche ausgelassen hatte, begann damit, gegen Besitzungen des Adels und der reichen Bürger vorzugehen. Was den Adel aufschreckte, war die Tötung des Grafen Ludwig von Helfenstein durch einen Bauernhaufen im nördlichen Württemberg am Ostersonntag. Wie war es nur dazu kommen, dass die Bauern es wagten, einen so hoch angesehenen Mann zu töten?

Nach der Verbannung des grausamen Landesvaters Herzog Ulrich war Württemberg ein paar Jahre zuvor an das Haus Habsburg gefallen. Wie atmete das Volk auf, als es diesen grausamen Despoten losgeworden war! Doch besser wurde es unter seinem Nachfolger, dem Grafen Ludwig von Helfenstein, leider nicht. Helfenstein war der Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers Maximilian und hatte das Amt des Obervogts über alle württembergischen Bauern übertragen bekommen. Als Obervogt verwaltete er Württemberg für die Habsburger. Dies tat er ganz in der Tradition des verhassten Ullrich von Württemberg. Für Ludwig war ein Bauer nicht mehr als ein Stück Vieh, das ihm zu Diensten sein musste.

Nachdem im Rahmen aufkommender Spannungen sich bei Weinsberg ein Bauernhaufen von 6.000 Mann versammelt hatte, ließ Ludwig, der sich in Weinsberg aufhielt, den Bauern ausrichten, sie mögen nach Hause gehen oder er würde sie alle verbrennen lassen. Das empörte den Haufen derart, dass sie sofort gegen Weinsberg zogen und über eine Übergabe der Stadt und der Burg verhandeln wollten. Doch dazu kam es gar nicht, da die Adeligen um den Obervogt die Abgesandten der Bauern einfach beschossen.



Die Waffen der Bauern in den Bauernkriegen.

Das war der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Die Bauern rannten los, nahmen die Burg ein und eroberten anschließend die Stadt im Sturm. Hierbei fielen ihnen Graf Ludwig, mehrere Adlige und deren Söldner in die Hände. Man veranstaltete nicht viel Federlesen und verurteilte die verhassten Tyrannen und deren Handlanger zum Tode durch Spießrutenlaufen. Diese Bluttat am heiligen Ostersonntag sprach sich in Adelskreisen herum wie ein Lauffeuer. Erstmals konnten sie sich ihres Lebens nicht mehr sicher sein. Wenn die Bauern es wagten, den Schwiegersohn des Kaisers zu töten, dann konnte jedem Adeligen das Gleiche passieren. Das Wort vom Blutostern machte die Runde und heizte die Stimmung an.

Zum Zeitpunkt der Weinsberger Blutostern befand sich Martin in Eisleben bei seinem ehemaligen Landesherrn Graf Albrecht von Mansfeld. Seit ihn der Graf 1518 auf seiner Rückreise vom Verhör durch Cajetan für einige Zeit bei sich aufgenommen hatte, war eine enge und tiefe Verbindung zwischen den beiden entstanden. Die Bluttat im württembergischen Weinsberg schockierte Graf Albrecht schwer, da die Mansfeldischen Besitzungen sich zum Hauptaufstandsgebiet in Thüringen entwickelt hatten. Kurzerhand bat er Martin darum, seine Ländereien zu bereisen, um seine Untertanen zu beruhigen. Für Martin war es selbstverständlich, der Bitte des Grafen nachzukommen. Er war voll und ganz auf dessen Seite, denn aktiven Widerstand gegen die Obrigkeit würde er niemals akzeptieren. Dieser widersprach einfach seinem Bild von einer harmonischen Gottesordnung und musste daher bekämpft werden.

Guten Mutes und mit voller Überzeugung bereiste Martin zwei Wochen lang den südlichen Harz, die Goldene Aue und das nördliche Kyffhäusergebiet. Eine seiner ersten Stationen dabei war Stolberg, die Geburtsstadt seines härtesten Widersachers, des Mordpropheten Thomas Müntzer, gewesen. Scharf predigte er hier gegen die Aufständischen und ihre falschen, satanischen Schwär-

mereien[112]. Seine Beschwichtigungsversuche verliefen jedoch in der Regel im Sande, so dass er sich entschloss, noch härtere Seiten anzuschlagen. Doch selbst Drohen und Einschüchtern schien die einfachen Menschen nicht mehr zur Vernunft bringen zu können. Die Aufrührer hatten gehofft, Martin als Vermittler ihrer Interessen zu gewinnen. Stattdessen positionierte er sich eindeutig gegen sie. Er sprach dem Volk jegliches Recht auf Gewalt ab, und wer gegen die Leibeigenschaft war, dem warf er vor, gegen das Evangelium zu sein. Es dauerte nicht lange, da schlug die Enttäuschung über sein Verhalten beim einfachen Mann in Wut um. Und so geschah es auf seiner Reise nicht nur einmal, dass ihm Hass und Ablehnung entgegengeschleudert wurden[113]. Die Möglichkeit der Schlichtung war vertan.

Als er nach zwei Wochen wieder in sicheren Gefilden angekommen war, war ihm Eines bewusster denn je zuvor: Sein Gottverständnis war das einzig richtige! Das, was er mühsam aufgebaut hatte, würde er sich nicht durch ein paar wildgewordene Bauern, die falschen Propheten hinterherliefen, zerstören lassen. Das war er nicht nur seinem Gott, sondern auch allen anderen Christen schuldig. Dieses, die Gottesordnung und seine Reformen zerstörende Verhalten der Revoluzzer, würde er auf keinen Fall zulassen. Der Aufstand musste bekämpft werden. Ein für alle Mal würde er den Menschen klarmachen, dass ein gläubiger Christ der Obrigkeit Gehorsam schuldet.

Und so verfasste er eine Flugschrift gegen die Bauern, in der er die Fürsten ganz offen dazu aufforderte, diese Ungläubigen totzu-

---

112 Die Reise Martin Luthers dauerte vom 20.04. - 04.05.1525. In Stolberg predigte er am 21.04.1515 in der Stadtkirche. (Historische Beiträge zur Kyffhäuserlandschaft, Heft 12)

113 „Mitten unter ihnen bin ich gewesen mit Gefahr Leibs und Lebens.“ (Historische Beiträge zur Kyffhäuserlandschaft, Heft 12)

schlagen[114]. Der Zustimmung seines Kurfürsten in diesem Punkt war Martin sich sicher. Die Ernestiner förderten den Reformer und seine Lehre, wo es nur ging. Was ihn verstimmte, war, dass er die albertinische Linie der Wettiner noch immer nicht hatte überzeugen können und diese katholisch bleiben wollte. Man konnte halt nicht alles auf einmal haben.

Die Obrigkeit in Deutschland, egal ob katholisch oder evangelisch, nahm Luthers Unterstützungsschrift vor allem in den Aufstandsgebieten dankbar zur Kenntnis. An bisher getroffene Abmachungen, Zugeständnisse oder Vereinbarungen mit den Bauern fühlten sie sich nun nicht mehr gebunden. Die Stellungnahmen der Lutheraner bestärkten sie in ihrer Absicht, den Bauern mit Gewalt beizukommen. Sie rüsteten zum Krieg, natürlich mit Gott auf ihrer Seite. Schließlich hatten sie das Einverständnis führender Vertreter des neuen Glaubens.

Luthers engster Vertrauter Melanchthon sah die Sache genauso und sie zogen weiterhin an einem Strang[115]. Zusammen würden sie in Zukunft noch rigoroser gegen jegliche Reformversuche vorgehen müssen, die nicht der evangelischen Gottesordnung entspra-

---

114 Aus Luthers Schrift von 1525 „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“: „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, dass ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser denn andere mit Beten ... Steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir, seligliche-ren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls!“

115 Melanchthon in einem Brief vom 18.05.1525 an den Kurfürsten der Pfalz: „dass dies ein wildes ungezogenes Bauernvolk sei und die Obrigkeit recht tue. Außerdem ist der Zehnte rechtens, die Leibeigenschaft und Zinsen seien nicht frevelhaft. Die Obrigkeit kann die Strafe setzen nach der Not im Lande und die Bauern haben nicht das Recht der Herrschaft ein Gesetz zu diktieren. Für solch ein ungezogenes, mutwilliges und blutgieriges Volk nennt Gott das Schwert.“ (Wikipedia)

chen. Die Zwölf Artikel, die Müntzer aus den oberdeutschen Ländern mitgebracht hatte, lehnte Martin in diesem Zusammenhang selbstverständlich ab. Nicht nur er, sondern sämtliche Widersacher der neuen Lehre würden sich in Zukunft schon mal warm anziehen können[116]. Nur zu oft drohten diese fehlgeleiteten Seelen, seine Neuerungen zu zerstören. Er war es leid, sich immer wieder mit ihnen auseinandersetzen zu müssen. Sie wollten einfach nicht verstehen, allen voran dieser Teufel Müntzer.

Müntzer blieb das ganze Frühjahr lang ebenfalls nicht untätig. Er schrieb unzählige Briefe, verschickte Aufrufe und Aufforderungen, um die Erhebung voranzutreiben. Überall im thüringischen Aufstandsgebiet entstanden neue Bauernhaufen. Meist zogen diese planlos und unkoordiniert von Stadt zu Stadt. Dabei forderten sie die Städte und Adligen oftmals unter Gewaltandrohung dazu auf, sich ihrem Bündnis anzuschließen und die Zwölf Artikel zu unterzeichnen.

Ein Haufen unter Heinrich Pfeiffer hatte zum Beispiel von Mühlhausen aus einen Angriff gegen Bad Langensalza unternommen mit dem Ziel, die dortigen privaten Salzbergwerke in Gemeinbesitz umzuwandeln. Bei Bad Frankenhausen hatte sich ein weiterer Haufen gebildet und war von dort aus mehrere Tage plündernd durch das Eichsfeld gezogen, bevor er wieder an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte. Nicht nur einmal kam es vor, dass sich ein solcher Bauernhaufen aus Angst vor der Obrigkeit oder durch falsche Versprechungen nach einem solchen Zug gleich

---

116 „ … wenn sie gleich das reine Evangelium wollten lehren, ja wenn sie gleich Engel und Gabriel vom Himmel wären ... Will er predigen, so beweise er den Beruf oder Befehl ... Will er nicht, so befehle die Obrigkeit solchen Buben dem rechten Meister, der Meister Hans heißt.“ (Lutherzitat um 1530 gefunden unter www.theologe.de) Als Meister Hans wurde der Henker bezeichnet

wieder auflöste. So wurde der Werrahaufen Ende April dadurch zerschlagen, dass man deren Anführer zu Verhandlungen nach Eisenach einlud, sie gefangen nahm und einfach hinrichtete.

Der Unmut der Aufständischen richtete sich bei all der aufgeputschten Lage niemals gegen das Volk, sondern immer nur gegen den Adel und die Kirche. Sie zerstörten deren Schlösser und Kirchen und verbrannten Urkunden und Schuldbriefe. Außerdem wurden Vorräte geplündert, Fischteiche leergefischt, Bier geklaut, Lebensmittelvorräte mitgenommen und die Scheunen ausgeräumt. Wenn ihnen der Übermut zu Kopf stieg, veranstalteten sie mit dem einen oder anderen Pfaffen auch mal einen Schabernack, indem sie ihn als Esel verkleidet durch die Stadt jagten und mit Mist bewarfen. Zu Mord und Totschlag war es aber bisher niemals gekommen. Die einzige Ausnahme war die unrühmliche Geschichte in Württemberg um Graf von Helfenstein gewesen. Für die Bauern war das allerdings eine Lappalie im Vergleich zu dem, was ihnen in der Vergangenheit zuvor angetan wurde. Und da sie nur ihr Leben etwas besser gestalten wollten, waren sie grundsätzlich zu Verhandlungen und Kompromissen bereit.

Der Zug durch das Eichsfeld hatte dem Frankenhausener Haufen Zulauf beschert. Frankenhausen lag in der Grafschaft Mansfeld am südlichen Kyffhäusergebirge. Die Stadt war durch Gewinnung und Handel mit Salz reich geworden. Auch hier wollten die Salzarbeiter und Bauern endlich etwas von dem Kuchen abhaben, der jeden Tag auf ihren Rücken gebacken wurde. Ebenso wie die Bauern hatten sie die Ausbeutung satt. Viele Bergarbeiter der südöstlichen Harzregion schlossen sich ihnen ebenfalls an und so wuchs dieser Haufen auf eine beachtliche Größe.

Die Mansfelder Grafenbrüder hatten sich bisher ruhig verhalten und sich auf ihre sicheren Burgen zurückgezogen. Sie hatten bereits vor Martins Stellungnahmen damit begonnen, sich zu rüsten. Doch gegen so eine Übermacht alleine vorzugehen, war nicht ungefährlich. Sie spielten daher auf Zeit und gaben sich verhandlungsbereit. Im Hintergrund jedoch knüpften sie ungestört Verbin-

dungen, um ihre militärische Schlagkraft zu erhöhen. Als sie sich der Hilfe des Herzogs Georg von Sachsen und seines Schwiegersohns Philipp von Hessen, der sich bereits beim Aufstand der Reichsritterschaft bestens bewährt hatte, sicher sein konnten, fingen sie gezielt an, die Situation zu verschärfen.

Als erstes überfiel Graf Albrecht mit einer Horde von Söldnern das Dorf Osterhausen. Das Dorf hatte die Zwölf Artikel angenommen, verweigerte seitdem die Abgaben an die Grundherrn und beherbergte Aufständische, die sich an den Klosterstürmen der Tage zuvor beteiligt hatten. Der Graf ließ das Dorf anzünden und 70 Bauern niedermetzeln. Wer das Massaker überlebte, flüchtete sich nach Frankenhausen. Am gleichen Tag, an dem Osterhausen dem Erdboden gleichgemacht wurde, überfiel sein Bruder Ernst das Dorf Ringleben. Sofort nach der Attacke zogen sie sich wieder in ihre gut ausgebauten Burgen zurück. Graf Albrecht bekam zufällig am Tag der Überfälle einen Brief von Martin, der ihn in seinem Handeln bestätigte[117].

Diese skrupellosen Gewalttaten sorgten für Entsetzen und hinterließen nachhaltigen Eindruck bei den kampfunerprobten Bauern. Aber auch der Ruf nach Gegengewalt wurde immer lauter. Als Bonaventura Kürschner, ein Führer des Frankenhausener Haufens, von den Aktionen der Mansfelder Grafen hörte, unternahm er sogleich einen Gegenangriff. Hierbei fielen ihm in Arten ein paar Abgesandte der Mansfelder Grafen in die Hände. Sie wurden gefangen genommen und nach Frankenhausen verschleppt. Dort angekommen, schickte man ein Schreiben an die Anführer des Mühlhausener Haufens mit der Bitte um Unterstützung im Kampf gegen die Mansfelder Grafen.

---

117 Lutherbrief an Albrecht von Mansfeld vom 04.05.1525: „Der Graf möge vielmehr sein Schwert gegen die Räuber und Mörder gebrauchen, so lange sich eine Ader in seinem Leibe rege.“ (www.deutsche-biographie.de/downloadPDF?url=sfz57855.pdf)

Müntzer folgte umgehend diesem Hilferuf, während Pfeiffer nach vorheriger Absprache in Mühlhausen zurückblieb. Müntzer dachte allerdings an eine andere Art der Unterstützung als die Frankenhausener. Thomas wollte verhandeln. Er hoffte immer noch auf ein Einsehen der Herrschaft. Er wollte kein weiteres Blutvergießen und machte sich daher nur mit einer Leibwache von 300 Mann und acht Geschützkarren[118] auf den Weg zu der Stadt am Kyffhäuser. Pfeiffer unterdessen entließ einen großen Teil seiner Leute, um sie nach ihren Familien sehen zu lassen. Sie sollten sich auf Anforderung bereithalten. Der Großteil der kampfunerfahrenen Männer war über diese Entscheidung keineswegs traurig.

Für Thomas war die Entlassung der Bauern ein Zeichen ihres guten Willens, welches er bei den Verhandlungen als Argument mit in die Waagschale werfen wollte. Unterwegs nach Frankenhausen zwangen sie noch zwei Adlige, Graf Gunther von Schwarzburg und Graf Ernst von Honstein, sich ihnen anzuschließen. Thomas wollte sie als Parlamentäre bei den anstehenden Verhandlungen benutzen.

In der zweiten Maiwoche näherte er sich von Süden kommend Frankenhausen. Die Stadt war durch eine ordentliche Mauer geschützt. Im Rücken des Ortes lag der Weißenberg, der ein Teil des sagenhaften Kyffhäusergebirges war. Thomas konnte schon von weitem eine große Menschenmenge auf dem Berg wahrnehmen. Seine Einheit ritt in die Stadt ein. Am Marktplatz angekommen, schnappte er sich eine Müllersfrau.

„Guten Tag, werte Dame. Könnt ihr mir helfen?“, fragte Thomas höflich.

„Guten Tag. Natürlich, was kann ich für euch tun?“

„Ich suche Bonaventura Kürschner. Könnt ihr mir sagen, wo ich ihn finde?“

---

118 Die Angaben sind dem Heft von Robert Bärwald: „Die Schlacht bei Frankenhausen 1525“ entnommen.

„Er befindet sich mit seinen Truppen im Ring oben auf dem Weißenberg."

Thomas staunte. Wie schnell manchmal alles ging. Nun gab es auch hier schon die von Pfeiffer ins Leben gerufenen Ringversammlungen.

„Ich danke dir."

„Gern geschehen. Darf ich fragen, wer du bist?"

„Thomas Müntzer."

Die Frau bekreuzigte sich und rief Thomas ein „Danke! Gott segne dich!" zu, welches dieser dankend annahm.

Während seine Leute sich ein Quartier suchten, machte er sich auf den Weg zum Weißenberg. Er dachte dabei an Pfeiffers Ausführungen über die Fälschung der Geschichte und seine Meinung über die Versammlungen ihrer Vorfahren unter freiem Himmel. Wie passend der Name Weißenberg doch für die Ringversammlung war, wenn man nur das weiß als weise las. Oft hatte er sich gefragt, warum so viel Namen die Farbe Weiß als Wortstamm enthielten, aber gar nichts weißes an diesen Orten zu sehen war. Vielleicht war der weise Berg schon seit Urzeiten der Versammlungsberg der Frankenhausener gewesen und unbewusst hatten die Aufständischen ihn nun erneut gewählt, um ihre Belange weise zu beraten. Thomas gefiel der Gedanke. Hoffentlich würden sie eine weise Entscheidung treffen.

Die Kuppe des Berges war, wie seine südlichen Abhänge auch, unbewaldet. Sie hatte in ihrer Mitte eine natürliche, erhöhte Kanzel, auf der man von allen Seiten aus gut gesehen und gehört werden konnte. Der Ort war von seinen Begebenheiten her ein perfekter Versammlungsort. Nur vereinzelt standen ein paar Bäume. Im Westen, Osten und Norden ging der trockene Rasenboden in Baumgruppen über, die sich schon bald zu einem Wald verdichteten.

Thomas erreichte den Ring, als die Versammlung gerade dabei war, sich aufzulösen. Die Teilnehmer wirkten aufgebracht und

erregt. Er konnte erkennen, wie man gefesselte Personen unsanft den Berg hinunter trieb. Sie wurden bespuckt, beleidigt und mit Stockschlägen traktiert. Thomas hielt einen Mann am Arm fest.

„Entschuldigung, kannst du mir sagen, wo ich Bonaventura Kürschner finde?“

„Schwierig, versucht es mal weiter zur Kuppe hin. Er müsste sich jetzt auch auf den Weg zum Richtplatz machen.“

„Richtplatz? Wieso?“

„Hast du das Urteil nicht mitbekommen?“

„Nein, tut mir leid. Ich bin gerade erst angekommen.“

„Die drei“, dabei zeigte er auf die Gefangenen, die weiter unter Beleidigungen und Schmähungen den Berg hinabgetrieben wurden, „sind Abgesandte des Grafen Mansfeld. Bonaventura hat sie gefangen genommen. Sie werden nun für die Beteiligung an den Untaten und Morden ihrer Herren büßen müssen. Wir haben sie zum Tode verurteilt!“

Thomas erschrak. Das war ein gewaltiger Fehler. Schnell musste er Bonaventura finden, wenn er die Hinrichtung noch verhindern wollte. Nachdem er sich durch die Massen durchgefragt hatte, fand er ihn endlich.

„Bonaventura Kürschner?“

„Ja?“

„Ich bin Thomas Müntzer!“

Bonaventuras Gesicht erhellte sich. Freudig nahm er den Ankömmling in den Arm.

„Ich bin stolz, euch kennenlernen zu dürfen. Ihr seid ein leuchtendes Vorbild für alle aufrechten Menschen dieser Welt. Lasst uns im Gehen weitereden. Wir müssen in die Stadt zur Hinrichtung“, forderte er den Neuankömmling auf.

„Ich hörte davon. Ihr macht einen Fehler, Bonaventura. Ihr dürft die Abgesandten nicht töten.“

„Es ist im Ring beschlossen worden. Die Entscheidung steht und ist nicht mehr zurückzunehmen.“

„Ihre Hinrichtung wäre nicht rechtens. Damit gebt ihr der Obrigkeit nur einen weiteren Grund, um ihrerseits gewalttätig zu werden. Ich bitte euch, lasst die Gefangenen leben. Sie wären als Faustpfand bei kommenden Verhandlungen besser zu gebrauchen."

Bonaventura hielt an und sah Müntzer in die Augen.

„Glaubt mir, geschätzter Thomas. Die Obrigkeit hat uns jahrzehntelang gequält und gemordet. Und sie hatte immer einen Grund. Wenn wir die Drei freilassen, werden sie einen anderen Vorwand finden, uns zu malträtieren. Die Gefangenen werden sterben. Wir müssen ebenfalls mal ein gewalttätiges Zeichen setzen. Vielleicht ist der Adel dann auch mal seinerseits bereit, Zugeständnisse zu machen. Die Sache ist entschieden! Wir haben abgestimmt. Gerechter geht es nicht. Und nun wird der Wille des Volkes umgesetzt!"

Bonaventura ging weiter, während Thomas kurz stehenblieb. Was sollte er sagen? Der Mann hatte ja recht und so schloss er sich der Masse an und folgte ihr zum Richtplatz. Dort angekommen wurden die drei Gefangenen auf eine Bühne gezerrt, auf der sich ein etwa fünfzig Zentimeter hoher Holzstumpf befand. Dann wurde gewartet, bis alle Männer, die bei der Urteilsfindung auf dem Berg dabei gewesen waren, sich auf dem Richtplatz eingefunden hatten.

Ein Henker mit einem langen zweischneidigen Schwert machte auf der Bühne die Runde. Es wurde ruhiger und erst als absolute Stille eingekehrt war, wurde der erste der drei Gefangenen zu dem Holzstumpf geführt. Er hatte sich vor Angst in die Hosen gemacht und zerrte angesichts des nahen Todes wie ein Wilder an seinen Fesseln. Doch er hatte keine Chance. Sein Kopf wurde auf dem Stumpf platziert und nach Verlesen des Urteils, schlug ihm der Henker das Schwert in den Nacken. Der Kopf fiel zu Boden und wippte noch ein paar Mal mit weit aufgerissenen Augen hin und

her. Das Schauspiel wiederholte sich noch zweimal. Dann war es vorbei[119].

Thomas sah sich die ganze Sache mit zwiespältigen Gefühlen an und meinte eine verunsicherte, vielleicht sogar ängstliche Stimmung wahrzunehmen. Ahnten die Bauern, auf was sie sich da eingelassen hatten? Für Thomas waren die Hauptschuldigen der Morde von Osterhausen und Ringleben die Grafen Mansfeld, nicht die Abgesandten. Nach Absprache mit Bonaventura und anderen Bauernführern sandte er daher einen Brief an den Grafen Ernst von Mansfeld, der sich in seinem nicht weit entfernten Wasserschloss Heldrungen zusammen mit seinen Truppen verschanzt hatte. In dem Brief forderte Thomas den Grafen auf, sich für seine Untaten zu verantworten und am morgigen Tag zwecks Verhandlungen über die Einführung der Zwölf Artikel in Frankenhausen zu erscheinen. Thomas war nicht wenig erstaunt, als er noch am selben Tag eine Einverständniserklärung vom Grafen erhielt. Nur dem Treffpunkt hatte der Graf nicht zugestimmt und ihn an eine Brücke auf halbem Weg zwischen den beiden Orten verlegt.

Thomas machte sich also am nächsten Tag guter Dinge auf den Weg. Vielleicht war der Graf ja doch nicht ganz so uneinsichtig wie angenommen. Pünktlich traf er am verabredeten Ort ein. Nachdem Thomas und sein Begleitschutz sich zwei Stunden die Beine in den Bauch gestanden hatten, kam ein Bote des Grafen geritten. Er bat darum, die Verhandlungen um zwei Tage zu verschieben, da sein Herr plötzlich und unerwartet von einem heftigen Magenleiden gequält wurde. Er wäre auch bereit, als Zeichen seines guten Willens, nach Frankenhausen zu kommen. Thomas überlegte nicht lange. Er willigte in den Wunsch ein, da er somit nicht ganz vergebens hierhergekommen war. Auf dem Rückweg bekam

---

119 Die Enthauptung dieser Gefangenen ist die einzige belegte Bluttat der Aufständischen während des Thüringer Bauernkrieges.

er erstmals Kunde davon, dass sich ein größeres fürstliches Heer auf Frankenhausen zubewegte.

Graf Mansfeld saß auf seiner Burg in Heldrungen und lachte sich ins Fäustchen. Sein listiger Plan, Zeit zu gewinnen und Müntzer in Frankenhausen zu halten, war aufgegangen. Wenn seine Berechnungen richtig waren, musste es am Sonntag, spätestens jedoch am Montag, zur Vereinigung zweier anrückender Fürstenheere bei Frankenhausen kommen. Herzog Georg von Sachsen kam mit Unterstützung von Truppen aus Brandenburg und Mainz von Buttstädt her nach Heldrungen. Ihnen würde sich Mansfeld mit seinen Söldnern anschließen. Der weitere Weg würde sie dann über Seehausen nach Frankenhausen führen. Noch vor ihnen würde Philipp die Stadt am Kyffhäuser erreichen. Der hessische Landesherr war gerade dabei gewesen, den Aufstand im thüringisch-hessischen Grenzgebiet niederzuschlagen. Er hatte Fulda kampflos zurückerobert, als ihn das Hilfeersuchen seines Schwiegervaters, des Herzogs von Sachsen, erreichte. Philipp änderte daraufhin sofort seine Pläne und zog über Eisenach zum Kyffhäusergebirge. Dem Welfenherzog Heinrich von Braunschweig, der Philipp bei der Niederschlagung unterstützte und gerade die Ordnung im Eichsfeld wiederherstellte, ließ er eine Aufforderung zukommen, sich ebenfalls umgehend in diese Richtung zu bewegen.

Bei Langensalza kam es zum Zusammenschluss der braunschweigischen und hessischen Truppen. Gemeinsam zogen auch sie nun gegen Frankenhausen. Der Zug Philipps erfolgte mitten durch die verschiedensten Bauernhaufen hindurch. Es sprach sich bald als kühne, mutige Tat herum, obwohl es bei seinem Vorgehen nicht einmal zu einer militärischen Auseinandersetzung mit den dortigen Haufen gekommen war. Hätten die Bauernhaufen sich vereinigt und die Fürstenheere getrennt voneinander gestellt, hätten sie ein ernstzunehmender Gegner werden können. Doch es geschah nichts. Diese Tatenlosigkeit brachte Philipp wichtige Erkenntnisse über seine Gegner. Sie waren unentschlossen, hatten

keine einheitliche Führung und waren nicht bereit, für ihre Sache ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Sie ließen ihn durch die von ihnen kontrollierten Länder ziehen mit der Hoffnung, dass ihre Friedfertigkeit belohnt werden würde. Philipp hatte für solches Denken nur Verachtung übrig. Und so näherten sich nun zwei starke Truppenverbände mit insgesamt etwa 2.000 Reitern und 4.000 Landsknechten von verschiedenen Seiten dem Kyffhäuser. Landgraf Philipps Einheiten kamen von Südwesten und die unter der Führung des Herzog Johann von Südosten.

Bereits am Abend des 14.05.1525 schlug Philipp sein Lager in den Wäldern östlich des Durchbruchs der Wipper durch die Hainleite auf[120]. Der Höhenzug Hainleite lag südwestlich von Frankenhausen. Durch die erhöhte Lage hatte Philipp freie Sicht auf und in die Stadt. Jede Bewegung seiner Feinde war für ihn einsehbar. Noch dazu schützte sie der Wald der Hainleite vor den Blicken der Aufständischen. Der Ort war taktisch sehr gut gewählt. Nun fehlten nur noch seine Geschütze und der Oberbefehlshaber der Aktion, Herzog Johann.

Die Bauern reagierten mit Sorge auf die anmarschierenden Einheiten. Als Thomas von der Ankunft Philipps im südwestlichen Wald erfuhr, ließ er vorsichtshalber seine acht Geschütze auf die Stadtmauer in diesem Bereich verlegen. Ob das gut oder schlecht war, konnte er nicht beurteilen. Er hatte, genauso wie die Anführer der einzelnen Bauerneinheiten, keinerlei Kriegserfahrung und war in militärischen Dingen ahnungslos[121].

Der nächste Morgen brach an. Philipp wartete die Ankunft seines Schwiegervaters gar nicht erst ab. Er ließ seine Reiter aus dem

---

120 Die Anmarschwege der Fürstenheere sind dem Heft von Robert Bärwald: „Die Schlacht bei Frankenhausen 1525“ entnommen.

121 Thomas Müntzer: „denn ich kein Krieger mein Tag nie gewesen.“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

Die Anmarschwege der fürstlichen Heere.

Wald hervorbrechen und sich vor den Feldern und Wiesen der Stadt formieren. Panik brach unter den Bauern aus, die teilweise vor den Stadttoren in ihren Wagen geschlafen hatten. Schnell zogen sie die Karren zu einer Wagenburg vor der Stadtmauer zusammen. Müntzer ließ in Absprache mit Kürschner die Stadtmauer besetzen und verstärkte die davor platzierte Wagenburg mit weiteren Einheiten.

Um acht Uhr gab Philipp seinen Reitereinheiten den Befehl zum Angriff. Die preschten voran und näherten sich im Galopp der Wagenburg. Die Geschütze auf der Stadtmauer donnerten los und schlugen Lücken in die angreifenden Reihen. Sofort ließ Philipp den Angriff abbrechen und die Reiter kehrten mit minimalen Verlusten an ihren Ausgangspunkt zurück. Dort sammelten sie sich und nach einer kurzen Verweilzeit zog sich das Reiterheer in den Wald zurück. Unbeschreiblicher Jubel schallte ihnen aus der Stadt entgegen. Die Bauern hatten ein ausgebildetes Reiterheer in die Flucht geschlagen. Sie konnten ihr Glück kaum fassen und siegestrunken zogen sie sich hinter die sicheren Stadtmauern zurück.

Philipp hatte für den Jubel nur ein leichtes Grinsen über. Er hatte sein Ziel erreicht. Das Bauernheer befand sich komplett in der Stadt in dem Glauben, einen Sieg errungen zu haben. Sollten sie sich ruhig überschätzen. Er schickte sofort einen Melder mit einer Botschaft an seinen Schwiegervater, in welcher er ihn aufforderte, sich zu beeilen und schnell nach Frankenhausen zu kommen[122].

Gegen Mittag kam ein Parlamentär der Bauern. Es handelte sich um einen niederen Adligen, den Müntzer auf seinem Weg von Mühlhausen nach Frankenhausen gefangengenommen hatte. Sein

---

122 Philipps Brief an Georg vom 14.04.1525:„e.f.g. wollen hochgeladen meinen g.h. in harter Eile vor Frankenhausen zuziehen, damit die losen Buben, so darin erhalten, nicht von abhanden kommen möchten.“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

Name war Wolfgang zu Stolberg. Er war wie Philipp ein Lutheranhänger und hatte in seiner Grafschaft bereits die Reformation eingeführt. Seine Schwester Johanna sollte acht Jahre später zur Stammmutter der berühmten niederländischen Königsfamilie Oranien-Nassau werden.

Zu Stolberg wurde ins Lager geführt und Philipp vorgestellt. Zu Stolberg fand es sehr beruhigend, an der Seite des Feldherrn einen evangelischen Pfarrer zu sehen. Nach dem üblichen Vorgeplänkel begaben sie sich in ein Zelt. Philipp kam schnell auf den Punkt.

„Und was wollen die Bauern?", wollte er wissen.

„Sie wollen keinen Krieg. Sie wollen verhandeln[123]**.** Insbesondere über Verbesserungen ihrer Lebensbedingungen, die sie in den Zwölf Artikeln festgehalten haben."

„Wo sollen diese Verhandlungen stattfinden?"

„Auf dem Weißenberg oberhalb der Stadt."

Philipp überlegte nicht lange.

„Einverstanden. Wann?"

„Noch heute Nachmittag."

„Das ist zu kurzfristig. Können wir es auf morgen früh verschieben?"

„Das dürfte kein Problem sein. Wie gesagt, sie wollen kein weiteres Blutvergießen", meinte zu Stolberg.

„Das ist gut, denn das möchte ich auch nicht", erwiderte der Landgraf. „Wie ist denn die Stimmung unter ihnen?"

„Nachdem sie euren Angriff heute Morgen abgeschlagen haben, recht gut. Sie sehen sich dadurch in einer starken Verhandlungsposition."

Philipps Gesichtsausdruck blieb undurchsichtig.

---

123 Brief der Bauern an die Fürsten: „Wir sind nicht hier von wegen Blutvergießen. Wollt` ihr das auch tun, so wöllen wir euch nichts tun." (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

„In Ordnung! Sag ihnen, dass wir bereit sind, über eine Verbesserung der Lebensumstände zu verhandeln, aber nur, wenn sie Müntzer rausgeben."

Zu Stolberg sah Philipp verstohlen an.

„Ihr seid sehr listig für euer Alter. Die Forderung wird Zwietracht unter ihnen säen."

Phillip reagierte nicht auf die Bemerkung, sondern brachte das Gespräch zum Ende.

„Dann sehen wir uns morgen früh wieder?"

„Richtig, morgen Vormittag."

„Dann bis morgen Vormittag."

Zu Stolberg verließ das Lager und überbrachte das Ergebnis der Unterredung an Müntzer und Kürschner. Vom Grundsatz her erst einmal erleichtert, nahmen sie die Botschaft der Verhandlungsbereitschaft auf. Vielleicht war ein Zusammenstoß ja doch noch zu verhindern. Und über die Auslieferungsforderung war das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Unterdessen waren Philipps Geschütze eingetroffen. Er gönnte ihnen keine Ruhepause und schickte sie zusammen mit seinen Landsknechten in einem Bogen um die Stadt herum auf die Scheitsköpfe. Die Scheitsköpfe lagen etwas erhöht nördlich des Weißenbergs. Seinem Schwiegervater ließ er eine weitere Meldung zukommen. Er solle sich und seine Geschütze unbedingt östlich des Weißenbergs auf dem höher gelegenen Klocksberg positionieren.

Die Kunde von der Verhandlungsbereitschaft der Fürsten löste bei den Bauern noch mehr Zuversicht aus. Sie hatten den Fürsten die Stirn geboten und sie an den Verhandlungstisch gezwungen. Gemeinsam brachen sie zu der mit Spannung erwarteten Ringversammlung auf den Weißenberg auf. Da sie dafür die sicheren Stadtmauern verlassen mussten, nahmen sie vorsichtshalber ihre Wagen mit und formierten sie als schützende Wagenburg um den Ring herum.

Als am nächsten Morgen, es war der 15.05.1525, die Sonne aufging, hatten Philipps Truppen ihre Position befehlsgemäß eingenommen. Die Verhandlungen begannen. Bei den Bauernführern wollte sich nach dem Verrat von Eisenach keiner mehr unbewaffnet in die Hände der Obrigkeit begeben, und so fungierte der adlige Wolfgang zu Stolberg erneut als Parlamentär der Bauern. Einen unmittelbaren Austausch zwischen den Konfliktparteien gab es nicht. Es wurden lediglich Nachrichten übermittelt.

Im Laufe des Vormittags traf Herzog Georg ein und bezog die ihm von Philipp angeratene Position auf dem Klocksberg. Somit waren die etwa 8.000 Aufständischen halbkreisförmig umschlossen. Dazu kam noch, dass das Tal zwischen Hainleite und Kyffhäuser von den Reitern Philipps beherrscht wurde. Die Bauern betrachteten mit Angst und Sorge die sich verschärfende Situation. Als einzige Rückzugsmöglichkeit im Falle eines Angriffs blieb ihnen nur noch die Stadt.

Die Verhandlungen kamen nicht voran. Die Fürsten waren von ihrer Forderung, Thomas Müntzer auszuliefern, nicht abgewichen. Nach Ankunft Herzog Georgs wurden sie noch deutlicher. Sie forderten von den Bauern, sich bis 15 Uhr auf Gnade oder Ungnade zu ergeben[124]. Das sorgte im Ring der Bauern für Zwietracht und Unsicherheit. Da man sich nicht einigen konnte, regte man eine Waffenruhe von drei Stunden an, mit der sich die Fürsten einverstanden erklärten.

Thomas stand mit den Bauernführern auf der Kanzel und diskutierte die Situation. Einer der Bauernführer ergriff das Wort.

„Kurz gesagt, die Lage ist beschissen. Schaut euch um! Sie haben ihre Geschütze auf den Anhöhen um uns herum positioniert.

---

124 „Wenn ihr uns den falschen Propheten Thomas Müntzer samt seinen anhange lebendig herausantwortet, und ihr euch in unser Gnade oder Ungnade ergebet, so wollen wir …“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

Davor liegen die Haufen ihrer Landsknechte. Das Tal zur Hainleite hin beherrschen die hessischen Reitertruppen. Einzige Rückzugsmöglichkeit im Falle eines Kampfes wäre die Stadt."

„Ein Kampf kommt nicht in Frage", meinte Thomas. „Sie wollen in erster Linie mich. Das haben sie von Anfang an gesagt. Und wie einig sich die, die sich sonst spinnefeind sind, auf einmal sein können, wenn jemand grundsätzliche Änderungen ihres Herrschaftssystems herbeiführen will! Da kämpfen die fanatischen Katholiken Mansfeld und Herzog Johann selbstverständlich in trauter Eintracht Seite an Seite mit dem evangelischen Hessen. Und wen benutzen sie dafür? Söhne von Bauern aus anderen deutschen Ländern, die sie zu Mordmaschinen ausbilden und denen sie als Landsknechte ein sorgenfreies Leben garantieren. Es ist zum Heulen!"

„Du schweifst ab, Thomas. Wir haben Wichtigeres zu besprechen."

„Du hast Recht!" Thomas dachte nach. Dann hatte er eine Entscheidung getroffen. „Ich werde mich ihnen ausliefern, wenn sie mich mit der Bibel überwinden. Wenn etwas von unseren Forderungen wider dem Wort Gottes ist, so werde ich mich ihnen ergeben."

Thomas sah die anderen an.

„Das wäre einen Versuch wert. Hat jemand etwas dagegen?"

Die Runde nickte zustimmend.

„Also, wir halten fest. Kämpfen wollen wir nicht. Thomas ist zur Disputation bereit und würde sich im Falle einer Niederlage geschlagen geben. Die Zwölf Artikel müssten dann geändert werden. Was haltet ihr von der neuen Forderung, dass wir uns alle auf Gnade oder Ungnade ergeben sollen? Bonaventura, was meinst du dazu?"

Bonaventura Kürschner sah in den Himmel. Es war eine feuchtwarme Luft. Die Sonne schien, aber auch Regenwolken waren aufgezogen. Es war zwar schon Mai, aber irgendwie noch Ap-

rilwetter. Sonne und Regenschauer wechselten sich schon den ganzen Tag ab.

„Das würde ich niemals tun. Ich traue ihnen nicht. Zu oft haben sie uns enttäuscht mit ihren leeren Versprechungen und hinterhältigen Gewalttaten. Sie sind Geschöpfe des Teufels. Wenn jemand meint, er müsse sich diesen Hunden unterwerfen, soll er das machen. Ich würde unsere Stellungen besetzen und kämpfen. Lieber sterben als weiter dieses Jammerleben führen!“

Verbittert spuckte er aus. Die anderen Bauernführer schlossen sich Kürschners Meinung an. Doch Thomas konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass einige ihre Entschlossenheit nur vorspielten, um ihre Angst zu verbergen. Zuversicht und Mut sahen anders aus.

Ein erneuter warmer Regenschauer zog über den Weissenberg hinweg. Thomas erklomm den höchsten Punkt der Kanzel, um den Versammelten ihre Entscheidung mitzuteilen. Er hob die Arme zum Zeichen, dass er reden wollte.

„Wir haben beraten und eine Entscheidung getroffen. Ich hoffe, unsere Antwort an die Fürsten findet eure Zustimmung. Ich werde mich ihnen ausliefern, wenn sie mich mit der Heiligen Schrift widerlegen können. Sollte dies der Fall sein, werden auch die Zwölf Artikel neu verhandelt werden. Die Forderung des Ergebens auf Gnade oder Ungnade kommt für uns gewählte Anführer nicht in Frage. Es steht aber jedem frei, eine eigene Entscheidung diesbezüglich zu treffen. Es bleibt also euch überlassen, ob ihr euch unterwerfen oder im Notfall kämpfen wollt.“

Thomas bemerkte während seiner Rede immer mehr Unruhe unter den Bauern und Arbeitern. Sie zeigten mit ihren Händen immer wieder in den Himmel in seinem Rücken. „Unser Zeichen!“ hörte er mehrfach. Er drehte sich um und sah über dem östlichen Kyffhäuser hinweg: Ein wunderschöner, kräftig leuchtender Regenbogen war dort am Himmel erschienen. Er konnte nicht glauben, was er da sah.

„Ottilie, geliebte Ottilie! Wie recht du doch gehabt hattest. Wenn das kein Zeichen Gottes ist, dann weiß ich es nicht“, stieß er leise aus.

Er zeigte ebenfalls zum Himmel und machte alle im Ring auf das Naturschauspiel aufmerksam.

„Seht! Der Regenbogen ist das Zeichen unseres Bundes mit Gott. Wir haben ihn auf unserer Fahne. Und nun schickt er uns dieses Zeichen in der Stunde höchster Not. Es zeigt, dass er eins ist mit uns. Egal, wie die Geschichte ausgeht. Wir haben Gott auf unserer Seite! Wir sind im Recht. Lasst uns weiter dafür streiten!“

Das farbige Lichtband elektrisierte den gesamten Ring. Alle fühlten, dass sie Zeugen von etwas ganz Besonderem waren. Die Bauern jubelten und hielten ihre Heu- und Mistgabeln freudig in die Höhe. Die Verzweiflung und Unentschlossenheit war wie weggeblasen. Sie wich der Euphorie und den Glücksgefühlen[125].

Philipp waren die erneuten Verhandlungen und die Waffenruhe zuwider. Sie hatten ihren Zweck, Zeit zu gewinnen, um die Bauern einzuschließen, längst erfüllt. Er wollte endlich Blut fließen sehen. Die Waffenruhe war ihm ein Dorn im Auge und aus seiner Sicht ein taktischer Fehler. Er sah Thomas Müntzer auf der Kanzel zu den Bauern reden und hörte den auf einmal ausbrechenden Jubel seiner Anhänger. Sollte er es zulassen, dass dieser Mordprophet die Kampfeslust der Bauern weiter weckte? Die Entscheidung war eh schon längst getroffen. Und diese unsägliche Provokation der Bauern war der richtige Zeitpunkt für die passende Antwort. Er gab seinen Geschützen den Feuerbefehl.

Dann stellte er sich vor seine Männer und rief: „Sie rüsten sich zur Schlacht, sie zwingen uns zur Notwehr! Greift sie ritterlich an, der Teufel hat sie geblendet. Sie klagen wider die Obrigkeit; aber

---

125 Der Regenbogen wurde von dem Augenzeugen Hans Hut zu Protokoll gegeben. (Historische Beiträge zur Kyffhäuserlandschaft, Heft 12)

sie verschweigen unsere Sorge und Mühe, gegen welche ihre Abgaben und Lasten gering sind. Für ihre Abgaben erhalten sie Schutz, ihnen ist der meiste Nutzen. Darum, da sie keine billige Ursache haben, Gott und ihre Obrigkeit zu lästern, sollt ihr sie getrost angreifen. Daran tut ihr Gottes Willen. Hinein in Gottes Namen[126]!“

Als Herzog Johann den Geschützdonner hörte, kam er ärgerlich aus seinem Zelt hervor. Diese kleine Ratte von Schwiegersohn wollte offenbar den ganzen Ruhm für sich alleine. Doch das würde er nicht zulassen. Also gab auch er seinen Geschützen und Truppen den Befehl zum Angriff[127].

Der Jubel und die Freude der Bauern über den hoffnungsvollen Regenbogen wurden jäh durch das Dröhnen der Geschütze unterbrochen. Der Angriff traf sie völlig überraschend. Die Wagenburg war nur mit wenigen Leuten besetzt, da sich der Großteil bei den Verhandlungen im Ring befand. Die schweren Eisenkugeln der Kanonen flogen von mehreren Seiten durch die Versammelten hindurch. Hierbei rissen sie alles mit, was sich ihnen in den Weg stellte. Dadurch, dass die Bauern dicht an dicht standen, war die Wirkung der Kugeln verheerend. Arme und Beine wurden abgerissen, Köpfe und Leiber zerquetscht. Zu Beginn standen die Bauern vor Entsetzen wie gelähmt da. Dann kam die Panik. Jeder wollte sich schnellstmöglich in Sicherheit bringen. Die einen versuchten, hinter die verstreut stehenden Bäumen zu gelangen, die anderen warfen sich verzweifelt auf den Boden.

---

126 Entnommen aus R. Bärwald: „Die Schlacht bei Frankenhausen 1525“.

127 „ ... ist das auch ehrlich von den Fürsten und Herren, das sie uns drei Stunden zu bedenken Frist gaben, und doch nicht ein viertel Stunde glauben hielten, …, da ließen sie das Geschütz in uns gehen und griffen uns also bald an.“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

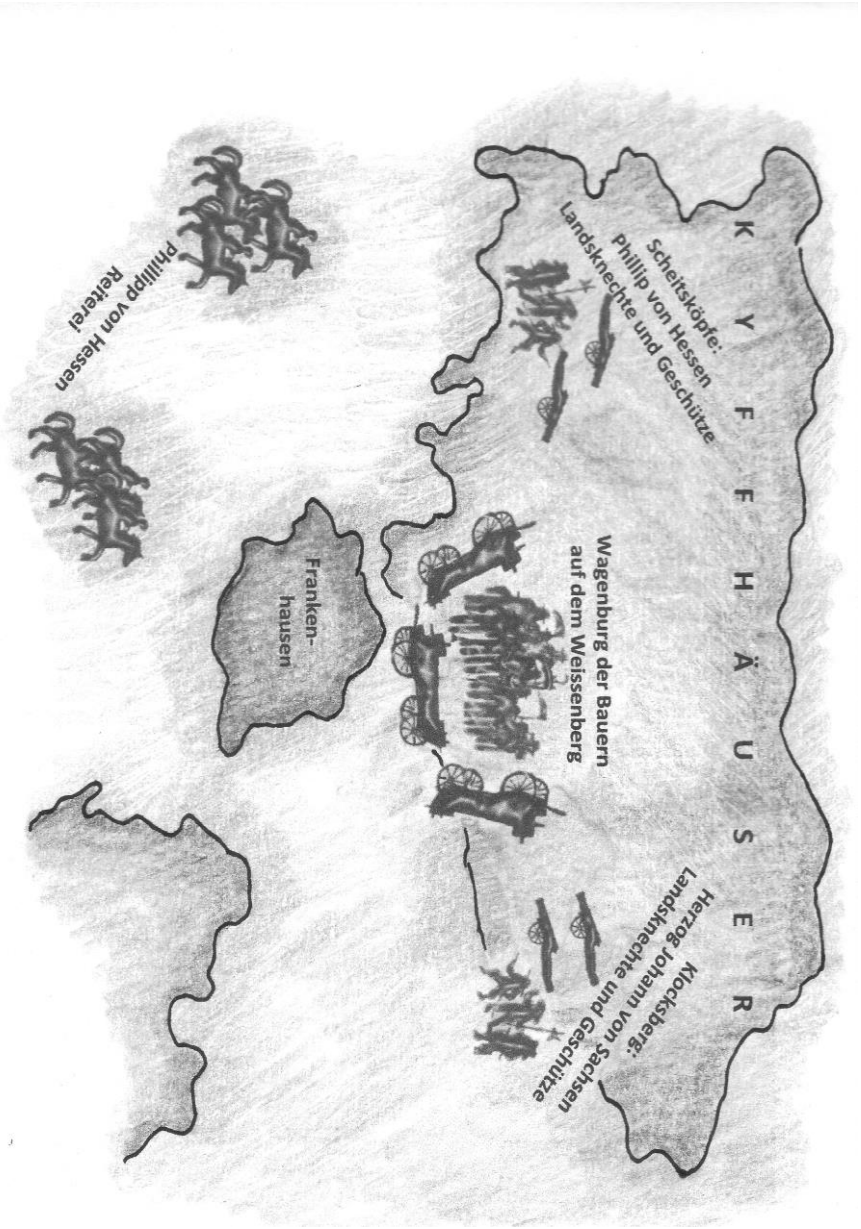
Gleichzeitig mit dem Angriff der Kanonen rückten die Landsknechte vor. Als sie die Wagenburg erreicht hatten, stellten die Geschütze das Feuer ein. Was nun folgte, war ein einziges Abschlachten. Die schlecht bewaffneten und völlig überrumpelten Bauern hatten keine Chance gegen die gut ausgerüsteten, kampferprobten Söldner der Fürsten. Es war ein ungleicher Kampf, dessen Ende sich schnell abzeichnete. Den Aufständischen blieb nur die Stadt als Fluchtmöglichkeit. Und so rannten und stürmten die, die bisher mit dem Leben davongekommen waren, in wilder Angst den Berg hinab auf die Tore der Stadtmauer zu. Doch auch hier hatten sie kein Glück, denn darauf hatten die Reiter im Tal nur gewartet. Nachdem den Flüchtenden die Tore geöffnet wurden, schalteten auch sie sich in den Kampf ein. Sie schlugen jeden tot, dessen sie habhaft werden konnten. Die Bauern, die es in die Stadt schafften, verkrochen sich zitternd vor Todesangst in irgendwelche Verstecke. Doch das Gemetzel machte selbst vor Kirchen und Klöstern nicht halt[128]. Die Landsknechte waren in einem Blutrausch, der ihre Mordlust immer weiter antrieb. Die Bauern leisteten fast keinerlei Widerstand, kein Schuss wurde abgegeben[129]. Viele stellten sich in der Hoffnung, so dem Morden zu entkommen, einfach tot.

So hart und unvermittelt hatte sie der rasche, hinterhältige Angriff getroffen, dass an Gegenwehr gar nicht zu denken war. Am Ende des erbarmungslosen Schlachtens gab es auf Seiten der Aufständischen 6.000 Tote. Die Söldnertruppen hatten nicht einen Toten zu beklagen. Die einfach gekleideten Menschen mit ihren zu

---

128 „Die im Jungfrauen Kloster worden auch alle erstochen und in den Kirchen gemetzelt.“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)

129 „ist kein Gegenwehr von den Bauern geschehen, dann ein Häuf lein, das im Tal vom Berg sich zusammengetan hatte, das wehrte sich ein weil gegen wenig Reitern.“ (Bärwald: Die Schlacht bei Frankenhausen 1525)



Die Schlacht bei Frankenhausen 1525.

Waffen umgebauten Arbeitsgeräten hatten keine Chance gegen die Schwerter und Schutzausrüstungen der Landsknechte.

Weitere 600 Bauern wurden in und um die Stadt herum gefangen genommen, wovon 300 am nächsten Tag vor dem Rathaus hingerichtet wurden[130]**.** Nach ihrer Hinrichtung schnitt man einigen Delinquenten die Ohren[131] ab. Der brandenburgische Markgraf Joachim hatte seine Truppen um solch ein Mitbringsel gebeten. Doch es gab auch Gnade durch die Fürsten. Wer finanziell dazu in der Lage war, durfte sich gegen ein Lösegeld freikaufen[132]. Für die meisten Überlebenden blieb allerdings nur der Weg in die Leibeigenschaft. Die am Aufstand beteiligten Ortschaften wurden hart bestraft und mussten für die von ihnen begangenen Schäden am Eigentum der Kirche und des Adels maßlos übertriebenen Schadensersatz leisten.

Thomas war dem Morden entkommen und hatte sich am Angertor auf dem Dachboden eines Hauses versteckt. Am nächsten Tag wurde er von drei hessischen Söldnern aufgespürt und Landgraf Philipp vorgeführt. Der Sieger von Frankenhausen wollte mit Thomas ein Gespräch beginnen. Doch Thomas brachte keinen Ton heraus. Zu groß saß ihm der Schock in den Gliedern, den dieses

---

130 Der Weißenberg wurde nach diesem Ereignis in Schlachtberg umbenannt. So heißt er auch heute noch. Der Name der Blutrinne hinauf auf den Berg zeugt noch heute von dem damaligen Massaker.

131 Ritter Gewert in einem Brief vom 15.05.1525 an den Markgrafen: „…wie uns euer fürstlichen Gnaden anzeigt und von uns gnädiglich begehret, dass wir ihren Gnaden ein Ohr von einem Bauern sollten mitbringen, so wollen wir euer fürstlichen Gnaden derselben wohl in den hundert oder viel mehr mitbringen.“ (Historische Beiträge der Kyffhäuserlandschaft, Heft 12)

132 Jacob von Taubenheim, ein Rat und Diener des Landgrafen, wollte als Lösegeld 600 Münzen für einen von ihm gefangenen Bürger. (Historische Beiträge der Kyffhäuserlandschaft, Heft 12)

Tier vor ihm zu verantworten hatte. Philipp war das Verhalten Müntzers egal. Er übergab ihn dem Grafen Ernst von Mansfeld, der Thomas Müntzer auf sein Wasserschloss in Heldrungen verlegen ließ. Mit den Worten: „Der wird seine Stimme noch wieder finden, Herr Philipp. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche“, verabschiedete er sich vom Landgrafen.

In Heldrungen fing für Thomas ein unvorstellbares Martyrium an. Nachdem er mehrere Tage bei Wasser und Brot in absoluter Dunkelheit verbracht hatte, begann man mit dem Prozess. Es begann damit, dass man ihn aufforderte, seine Schuld einzugestehen. Thomas schwieg zu den Vorwürfen. Er schien von all dem Treiben um ihn herum nichts mitzukriegen. Schwer traumatisiert ließ er alles willenlos und mit wirrem Blick über sich ergehen.

Für seine Peiniger war Thomas` Interessenlosigkeit ein erster Hinweis, dass sie es womöglich mit dem Leibhaftigen zu tun hatten. Als sie dann auch noch seine Wucherung am Hals bemerkten und dieses von den hohen Herren als eindeutig teuflisch erklärt wurde, gab es kein Halten mehr. Endlich hatte man Gewissheit. Sie misshandelten ihn, wann immer sich die Möglichkeit bot. Die Situation besserte sich auch nicht, nachdem man ihn mit einem heißen Messer von dem Teufelszeichen unterhalb des Kehlkopfes befreit hatte.

Da aus Thomas weiterhin nichts herauszuholen war, begann man bald mit der Schreckung. Man zeigte ihm sämtliche Foltergeräte, die man an ihm ausprobieren würde, um seine Seele zu retten. Aber auch das fruchtete nicht. Selten hatten die Folterknechte ein so seelenloses Monster gesehen wie ihn. Damit war der Weg frei für die härteste Art der Befragung und Beweisfindung, das peinliche Verhör.

Als erstes schob man Thomas einen Gegenstand aus Eisen in den Mund, der einer Birne glich. Als diese dort platziert war, begann man, die Birne mittels einer Schraube von außen zu spreizen. Thomas litt unbeschreibliche Schmerzen. Das Folterinstrument wurde entlastet und es folgte eine weitere ergebnislose Befragung.

Ein Folterkeller.

Die Birne wurde daraufhin so lange gespreizt, bis seine Kieferknochen knackten. Zufrieden hatte Ernst von Mansfeld das Brechen der Knochen vernommen. Jetzt war wenigstens mehr Platz für den Schwedentrunk. Thomas wurde ein Trichter in den Mund gesteckt, über den ihm Jauche eingeflößt wurde. Das Erbrechen wurde gewaltsam verhindert und Teile der Jauche drangen in seine Lunge ein. Erst als die Tortur vorüber war, erbrach er sich auf das Heftigste, gefolgt von einer nicht enden wollenden Hustenattacke. Warum machten sie nicht einfach Schluss mit ihm? Nur schemenhaft nahm er noch seine Umwelt war. Als nächstes klappten sie seine Arme nach hinten, banden die Hände zusammen und zogen ihn über eine Seilwinde in die Höhe. Als die Schultern auskugelten, verlor er das Bewusstsein. Was sie noch alles mit ihm anstellten, bekam er Gott sei Dank nicht mehr mit.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich angekettet auf der Ladefläche eines rumpelnden Karrens. Neben ihm befanden sich zwei rohe Gesellen, die ihn widerlich angrinsten.

„Ah, der Teufel erwacht. Du kannst von Glück reden, dass du gestanden hast. Ansonsten würdest du in der Hölle landen."

Thomas hatte keine Erinnerung an die Folter. Alles war wie ausgelöscht.

„Willst du wissen, wo es hingeht? Wir fahren zu deiner Hinrichtung. Sie wird in Mühlhausen stattfinden. Die Stadt ist ebenso wie du zur Vernunft gekommen. Deinen Mitstreiter Pfeiffer haben sie aus der Stadt gejagt. Schade, dass wir den nicht auch noch erwischt haben. Aber was nicht ist, kann ja noch werden."

Thomas konnte durch eine Ritze in den Brettern seine Umgebung mustern. Überall sah er Qualm aufsteigen. Die Dörfer um Mühlhausen hatten mächtig für ihren Wunsch nach Freiheit zu büßen. Seine Fahrt endete in einem Feldlager vor der Stadt.

Am nächsten Tag bekam er doch noch Gesellschaft von Heinrich Pfeiffer. Man hatte ihn bei Eisenach stellen können und ebenfalls

zum Tode verurteilt. Das Urteil sollte zeitnah bei Mühlhausen vollstreckt werden.

Ottilie, Thomas Frau, hatte die Tage ihren Sohn bei Freunden untergebracht. Sie hatte es nicht länger ausgehalten und war nach Mühlhausen gekommen. Sie wollte einen letzten Versuch wagen, die Ermordung ihres Mannes zu verhindern. Unzählige Schaulustige waren aus der ganzen Umgebung gekommen, um dem Ereignis beizuwohnen. Ottilie hatte schon die Nacht vorher am Richtplatz verbracht.

Es war Vormittag, als ein großes Geschrei anhob. Die beiden Delinquenten wurden gebracht. Als man sie von den Karren zerrte, huschte es froh über Ottilies Gesicht. Heinrich Pfeiffer hatte sie erkannt. Aber ihr Mann fehlte. Sollten sie ihn verwechselt haben und er entkommen sein? Hoffnung keimte in ihr auf. Die beiden mussten unmittelbar an ihr vorbei zum Schafott gehen. Sie besah sich ein weiteres Mal die Gestalt neben Pfeiffer. Und dann erkannte sie ihn. Dieses alte, grauhaarige, mehr tote als lebendige Häufchen Elend war ihr geliebter Mann. Fassungslos stieß sie einen Schrei aus. Wie konnte das sein? Als sie ihn das letzte Mal vor zwei Wochen gesehen hatte, waren seine Haare noch schwarz gewesen. Sein zerschundener, halbnackter Körper war übersät mit großflächigen weißen Flecken. Sie sah in die gebrochenen Augen ihres Mannes. Dann drehte sie sich um und ging. Nach drei Schritten versagten ihr die Beine und sie drohte umzufallen. Zwei Landsknechte kamen ihr zur Hilfe und hakten sie unter.

„Eine Hinrichtung ist nichts für ein zartbesaitetes Frauenzimmer. Ihr solltet lieber nach Hause gehen."

„Das ist mein Mann", stammelte Ottilie.

„Wer? Der Müntzer?"

Ottilie nickte. Sofort verwandelten sich Stimmlage und Gesichtsausdruck der beiden.

„Na, schau einer an. Die Frau des Teufels, dem wir das alles hier zu verdanken haben. Dann wollen wir auch dir mal den Teufel austreiben."

Sie führten die geschockte, willenlose Ottilie an den Rand des Richtplatzes, wo sie sich unbeobachtet wähnten. Dann zerrten sie ihr die Kleider vom Leib, hielten ihr ein Messer an die Kehle und vergewaltigten sie[133]. Ottilie sah dabei nach oben. Sie hoffte einen Regenbogen zu sehen. Aber der Himmel war einfach nur grau. Grau wie die Haare ihres sterbenden Mannes. Grau wie der Verfall.

Thomas und Heinrich wurden auf dem Schafott aufgefordert, das Glaubensbekenntnis zu sprechen. Da Thomas dazu nicht in der Lage war, übernahm Herzog Henrich von Braunschweig diesen Part für ihn.

„Bekennt ihr eure Schuld?", fragte der Priester.

„Ich bekenne!", antwortete Pfeiffer.

Thomas schien noch einmal wach zu werden, denn er nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Habt ihr einen letzten Wunsch?"

Thomas öffnete den Mund. „Seid nicht so hart zu den armen Leuten."

Staunend sah Pfeiffer zu seinem Mitstreiter hinüber.

„Dem schließe ich mich an."

Daraufhin schlug man ihnen unter diversen Bekreuzigungen den Kopf ab. Die Köpfe spießte man auf Pfähle auf und steckte sie zur

---

133 Luther zu dem Vorfall: „Als ich gehört hab, dass zu Mühlhausen unter etlichen großen Hansen einer hab das arme Weib Thomas Müntzers, die nun ein Witwen und schwangers Leibs ist, zu sich gefordert, vor ihr auf die Knie gefallen und gesagt: Liebe Frau, lass mich dich ... O, ein ritterliche, adeliche Tat, an einem elenden, verlassenen, schwanger Weib begangen; das ist ja ein kühner Held, der dreier Ritter wohl wert." (Wikipedia über Ottilie m Müntzer)

Abschreckung an zwei Hauptstraßen, die auf Mühlhausen zuliefen, ins Feld[134].

Die schreckliche Schlacht hatte auf einen Schlag den Bauernkrieg in Thüringen beendet. Die verbliebenen Haufen lösten sich auf. In den oberdeutschen Landen sprach sich die Gewalttätigkeit von Frankenhausen ebenfalls rum. Hier beendete die Schlacht von Pfeddersheim einen Monat später den Aufstand.

Seit dieser Zeit hält sich die Kaisersage am Kyffhäusergebirge. Sie erzählt davon, dass eines Tages der im Volk sehr beliebte Papstgegner Kaiser Friedrich der Zweite zurückkehrt und das Volk von der Pfaffenherrschaft erlöst. Später wurde diese Sage verfälscht und auf seinen Großvater Friedrich Rotbart Barbarossa übertragen.

Dritter Exkurs Germanische Heilkunde

Die Vitiligo erklärt anhand von Michael Jackson und Thomas Müntzer

Die Krankheitsgeschichte Thomas Müntzers ist im Gegensatz zu der von Martin Luther nicht belegt. Seine Krankheiten in dem Roman sind daher frei erfunden. Thomas hat einen Ohnmächtigkeitskonflikt und einen hässlichen, brutalen Trennungskonflikt erlitten. Organisch machten sich diese Programme in einem Knoten an der Schilddrüse und an der Weißfleckenkrankheit, genannt Vitiligo, bemerkbar.

Das Programm der Schilddrüsenausführungsgänge ist eigentlich überflüssig geworden, da die Schilddrüse ihre Hormone mittlerweile direkt ins Blut abgibt. Sie hat sich im Laufe der Evolution

---

134 Die Hinrichtung Müntzers und Pfeiffers erfolgte am 27.05.1525 im Feldlager zu Görmar vor den Toren der Stadt Mühlhausen.

des Menschen zu einer rein endokrinen Drüse entwickelt. Zum besseren Verständnis des Programms beschreibe ich den Konflikt aber so, als ob die Ausführungsgänge noch eine Funktion hätten.

Der Ohnmächtigkeitskonflikt ist großhirngesteuert und bewirkt in der aktiven Phase einen Zellabbau in den Schilddrüsenausführungsgängen. Durch die organische Erweiterung dieser Ausführungsgänge in der aktiven Phase ermöglicht Mutter Natur dem Individuum die verbesserte Abgabe von Schilddrüsenhormonen in die Blutbahn. Darin liegt der biologische Sinn. Durch das daraus resultierende Hormonplus im Blut hilft Mutter Natur dem Betroffenen, seine Ohnmacht zu überwinden. Doktor Hamer beschreibt den Konflikt in der Art „man müsste doch etwas tun, aber keiner tut etwas“. Die aktive Phase ist unauffällig und außer einem leichten Ziehen merkt man meist nichts. Löst man den Konflikt, kommt es zum Wiederaufbau der Zellen, wobei die Gänge zuschwellen können. Hierbei entstehen dann, je nach Lokalität und Heilungsverlaufsform, Schilddrüsenknoten, Zysten oder Kröpfe.

Ausgelöst wurde das Sinnvolle Biologische Sonderprogramm bei Thomas durch die Hinrichtung des Bauern Rodmann. Er konnte nichts dagegen unternehmen. Ihm waren die Hände gebunden. In der Folge kam es bei ihm zu erhöhten Hormonabgaben aus der Schilddrüse, die ihm halfen, seine Hilflosigkeit zu lösen. Er wurde reger und aktiver und kämpfte vermehrt gegen die Willkür an. Die Lösung für ihn war die Gründung des Allstedter Bundes. Endlich hatte er ein Mittel gefunden, gegen diese Ungerechtigkeiten einzuschreiten. Er kam daher in die Heilungsphase, was sich organisch in seinem Schilddrüsenknoten/Kropf äußerte.

Die Weißfleckenkrankheit ist die aktive Phase der hässlichen, brutalen Trennung. Der Konflikt ist nicht gelöst und beginnt dort, wo das Individuum die Trennung empfunden hat. Der Farbstoff für unsere Haut, das Pigment, wird von Plattenepithelzellen an der Unterseite der äußeren Haut gebildet. In der aktiven Phase der hässlichen, brutalen Trennung werden diese Zellen abgebaut und somit kann dort auch kein Pigment mehr gebildet werden. Die

Folge davon sind die deutlich sichtbaren weißen Flecken. Das kann, wie wir im Fall Michael Jackson gleich sehen werden, soweit gehen, dass man sich von einem ursprünglich farbigen Menschen in einen Weißen verwandeln kann.

Thomas Müntzers Dirk-Hamer-Syndrom (DHS) war die brutale Folterung im Schloss Heldrungen. Er wollte von diesen brutalen Unmenschen getrennt werden. Innerhalb kürzester Zeit machten sich diese Qualen in Form seiner grauen Haare und der weißen Flecken organisch bemerkbar. Lösen konnte Thomas den Konflikt nicht, da er hingerichtet wurde. Hätte er die brutale Trennung gelöst, wäre seine Haut unter Rötung, Schmerzen und Jucken abgeheilt.

Der Autor selber war einmal auf einer alternativen Veranstaltung zum Thema Organspende. Ein betroffenes Ehepaar berichtete von ihrem Kind, das sie zur Organentnahme freigegeben hatten. Sie hatten es nach der Entnahme fast nicht wiedererkannt. Es hatte u.a. graue Haare bekommen.

Bei Michael Jackson lässt sich der Trennungskonflikt erstmalig im Sommer 1984 feststellen. Man kann auf Fotos aus dieser Zeit deutlich eine Schmetterlingsflechte im Gesicht erkennen. Die Schmetterlingsflechte beim King of Pop zeigte den Abdruck eines Narkosevorgangs unter Anwendung der Zweihandmaskenbeatmung.

Michael Jackson hatte sich im Frühjahr 1984 zahlreichen Operationen unterzogen, da ihm im Januar 1984 beim Dreh eines Werbespots Feuerwerkskörper die Kopfhaut zweit- und drittgradig verbrannt hatten. Einer seiner engsten Freunde David Guest sprach in einer BBC-Show über diesen Unfall. Er soll der größte Wendepunkt im Leben von Michael Jackson gewesen sein. Die anschließende Behandlung habe ihn in eine Abwärtsspirale gebracht. Guess sagte: „Er kam da niemals drüber hinweg. Er hat sich einer Behandlung, dem sogenanntem „Ballooning“, unterzogen. Dabei wird die Kopfhaut gestreckt. Das hat er bis zu seinem Todestag mit sich machen lassen.”

In dieser Zeit der vielen belastenden Operationen wie dem Ballooning wurde Jackson auch abhängig von Schmerzmedikamenten. Er entwickelte eine große Angst vor Schmerzen. Bis an sein Lebensende nahm er das Narkosemittel Propofol ein, woran er dann aufgrund einer Überdosis im Jahr 2009 tragischerweise verstarb.

Die eingangs erwähnte Schmetterlingsflechte lässt vermuten, dass bei einer dieser Operationen während der Narkose etwas schief gegangen sein muss und er dabei einen brutalen Trennungskonflikt erlitten hat, der die Vitiligo auslöste. Er konnte sie einmalig im Sommer 1984 lösen, so dass man in dieser Zeit die Hände als Abdruck in seinem Gesicht sehen konnte. Danach war er bis an sein Lebensende konfliktaktiv und die weißen Flecken breiteten sich über seinen gesamten Körper aus.

Was hat nun den Konflikt aktiv am Laufen gehalten? Gibt es Anzeichen für Schienen, die ihn sein Leben lang begleiteten?

Natürlich! Bei der vermuteten Unglücksoperation wird Propofol als Narkosemittel verwendet worden sein, was sich als Schiene bei ihm einprogrammierte. Wie oben bereits erwähnt, konsumierte Jackson aus Angst vor Schmerzen regelmäßig Propofol. Weitere mögliche Schienen sind seine unzähligen Schönheitsoperationen, die er nach dem Vorfall mit den Feuerwerkskörpern hat vornehmen lassen. Jede einzelne Operation wird das Erlebte wieder aufkochen haben lassen. Dies sind die Erklärungen für sein nicht enden wollendes Martyrium und seine Verwandlung vom Farbigen zum Weißen. Alles drehte sich ab 1984 nur noch um Schmerzlinderung und sein entstelltes Äußeres, dem er versuchte Herr zu werden.

Nun ist auch der Grund klar, warum Jackson sich zahlreichen Schönheitsoperationen im Gesicht, speziell an der Nase, unterzogen hat, warum er mit Regenschirm herumlief oder warum er so oft ein Tuch vor seinem Riechorgan trug. Es war nicht Spinnerei oder Künstlerspleen, sondern die Hoffnung, damit seine Krankheitssymptome zu lindern. Dies hat er in Interviews auch offen zu-

Die Maskenbeatmung mit zwei Händen. Klappt man die Hände zur Seite hoch, kann man die Form des Schmetterlings besser erkennen.

gegeben. Nur geglaubt wurde ihm nicht. Stattdessen hält sich in der Öffentlichkeit bis heute das von den Medien kolportierte Gerücht, er hätte ein Weißer werden wollen, weil er sich als Farbiger minderwertig fühlte. Das ist alles Unsinn! Creme zum Bleichen der Haut hat er nur benutzt, um seine Weißfleckenkrankheit zu kaschieren. Michael Jackson war bis 1984 in dieser Hinsicht völlig unauffällig. Seine Verwandlung begann erst nach dem Werbespotdrama mit den darauffolgenden Operationen.

Der beste Beweis für die hässliche, brutale Trennung ist der Abdruck der Hände, welche die Narkose durchführten, in seinem Gesicht im Sommer 1984. Man sieht regelrecht, wo sie die Maske umschlossen hatten. Dort, wo die Maske gesessen hat, hat er keine Hautrötung. Man sieht also nicht nur den Abdruck der Hände im Gesicht Jacksons, sondern durch den Kontrast auch den Abdruck der Narkosemaske.

xxx

Hochzeit

Das Wormser Edikt gegen Martin war nie aufgehoben worden. Im Gegenteil! 1529 auf dem Reichstag zu Speyer wurde es vom Kaiser sogar bekräftigt. Der Vormarsch der Lutheraner war allerdings auch dadurch nicht mehr aufzuhalten. Die evangelischen Reichsstände protestierten mit aller Vehemenz gegen die Aufrechterhaltung der Reichsacht, weshalb man die Anhänger Luthers fortan als Protestanten bezeichnete. Sie gewannen überall im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation immer mehr Anhänger.

Melanchthon arbeitete ein evangelisches Glaubensbekenntnis aus, welches dem Kaiser 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg vorgelegt wurde. Um die Katholiken nicht zu reizen, hatte Melanchthon in Absprache mit Martin versöhnliche Töne angeschlagen. Streitpunkte wie den Ablasshandel, die Unfehlbarkeit des Papstes oder das Fegefeuer ließ er darin einfach unter den Tisch fallen. Trotzdem wurde dem Augsburger Bekenntnis vom katholischen Kaiser Karl V. die Anerkennung verweigert. Für ihn war die lutherische Lehre durch die Heilige Schrift widerlegt und er forderte die Neukirche weiterhin zur Unterwerfung auf.

Martin durfte sich aufgrund der fortbestehenden Reichsacht nicht auf dem Reichstag blicken lassen. Er hielt sich für die gesamte Dauer der Versammlung auf der Feste Coburg auf. Dieser erneute Zwangsaufenthalt auf einer Burg setzte ihm körperlich schwer zu. Alles hier erinnerte ihn an seine Entführung auf die Wartburg nach dem Reichstag in Worms. So war es nicht verwunderlich, dass ihn in dieser Zeit seine längst in den Griff geglaubten Halluzinationen und Leiden verstärkt wieder heimsuchten.

Die vom Kaiser geforderte Unterwerfung hatte zur Folge, dass aus den bisherigen losen evangelischen Bündnissen nun ein einziges, festes hervorging. Man gründete den Schmalkaldischen Bund. Führende Protestanten hatten das Verteidigungsbündnis 1531 geschaffen, um gegen eine mögliche Rekatholisierung gewappnet zu

sein. Der Schmalkaldische Bund hatte in dem folgenden Jahrzehnt enormen Zulauf und konnte seine Machtposition stark ausbauen. Angeführt wurde das Bündnis von dem hessischen Landgrafen Philipp und dem sächsischen Kurfürsten Johann.

Landgraf Philipp bewies 1534 ein weiteres Mal sein militärisches Können, als er den Habsburgern das Land Württemberg entriss. Zum neuen Landesherrn machte er den alten, beim Volk so verhassten Tyrann Ulrich. So hatten die Württemberger nach 15 Jahren, Philipp sei Dank, ihren alten Menschenschinder[135] zurück. Das nächste große deutsche Land, welches der katholischen Kirche einen schweren Schlag versetzte, war Brandenburg. Es fiel ebenfalls ab und wandte sich der Neukirche zu. Die Reformation machte selbst an den deutschen Grenzen nicht halt. Gerade in Nordeuropa fiel sie auf fruchtbaren Boden. Ganze Länder fielen in dieser Zeit vom Papsttum ab, so zum Beispiel England und Dänemark. Die Situation nahm langsam bedrohliche Ausmaße für die römische Kirche an.

Der Siegeszug des Protestantismus änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass innerhalb Deutschlands viele der führenden evangelischen Theologen untereinander zerstritten waren. Die einen hielten es mit Luther, die anderen mit Zwingli und wieder andere wandten sich neuen Lehren wie denen von Calvin zu. Diese Meinungsverschiedenheiten übertrugen sich selbstverständlich auf die einzelnen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, was dessen Handlungsfähigkeit immer mehr einschränkte. Die Bande wurden

---

135 Herzog Ulrich war einer der übelsten Männer seiner Zeit. Er hat vor keiner Schandtat zurückgeschreckt. Hinterhältig ermordete er zum Beispiel den Mann seiner Geliebten. Seine Grablege kann man in der Stiftskirche Tübingen bewundern. Eine Gedenktafel in Reichenweier, im heutigen Frankreich, erinnert an diesen Kämpfer für den wahren Glauben, in diesem Fall für den evan gelischen.

lockerer, ein Streit folgte dem nächsten und jeder kochte nebenher sein eigenes Süppchen.

Es war Ende des Jahres 1539 und Martin befand sich in seinem 58. Lebensjahr. Sein Leben war nicht mehr in Gefahr. Die Reichsacht machte ihm keine Sorgen mehr, da der Arm des Kaisers zu kurz geworden war, um ihn gefährden zu können. Er hatte bereits vor Jahren die ehemalige Nonne Katharina von Bora geheiratet. Zusammen mit ihr und ihren fünf gemeinsamen Kindern lebten sie im Schwarzen Kloster, dem ehemaligen Sitz der Wittenberger Augustinermönche. Kurfürst Johann hatte es Martin, nachdem alle Insassen das Kloster verlassen hatten, erst als Wohnung überlassen und später sogar übereignet.

Martin saß gerade oben in seinem geliebten Turmzimmer und grübelte über einen Brief nach, den er vom Landgrafen Phillip bekommen hatte. Das war eine harte Nuss, die er da zu knacken hatte. Er wusste nicht so recht weiter und entschied sich daher dafür, Melanchthon aufzusuchen, um sich mit ihm in der Sache zu besprechen.

Er traf seinen treuen Weggefährten mit dem Sprachfehler in dessen kleinen, aber feinen Häuschen an. Auch Melanchthon war älter geworden. Was hatte dieser kleine Mann nicht alles für die Reformation geleistet! Seiner bedingungslosen Unterstützung und Hilfe hatte er sich immer sicher sein können. Martin drückte ihm froh die Hand.

„Guten Abend Philipp!“

„Martin, was für eine freudige Überraschung. Möchtest du etwas trinken?“

„Ein Bierchen wäre nicht verkehrt.“

„Gerne, setz` dich pitte. Ich komme gleich wieder.“

Melanchthon verschwand und kam nach ein paar Minuten mit einem großen Krug Bier zurück.

„Was gipt es? Was führt dich um diese Zeit noch zu mir?“

„Lies!“, forderte Martin seinen Freund auf. „Es ist eine Anfrage des Landgrafen von Hessen.“

Bei seinen Worten reichte er dem kleinen Mann den Brief. Melanchthon überflog schnell die Zeilen. Er schüttelte den Kopf.

„Hast du eine Idee?“, wollte Martin wissen.

„Noch nicht, aber vielleicht fällt mir noch etwas ein.“

„Warum muss er sie denn unbedingt heiraten? Reicht es ihm nicht, wenn er sie sich als Geliebte nimmt?“

„Vielleicht ist es ja die einzig wahre Liepe. Die Große, die man nur einmal im Lepen findet.“

Martin schüttelte verständnislos den Kopf.

„Bigamie ist Gotteslästerung! Die Einladung zu seiner Hochzeit werde ich auf keinen Fall annehmen können. Wenn ich dort erscheine, mache ich mich zum Gespött im ganzen Reich.“

„Aber wir prauchen den Landgrafen. Wir können es uns nicht leisten, ihn zu verlieren. Außerdem sind wir ihm zu Dank verpflichtet. Er hat immer für unsere Sache gekämpft. Denk nur an die Pauernkriege oder an die Gewinnung Württempergs[136].

„Na dann gib mir mal einen Tipp, wie wir aus der Geschichte schadlos rauskommen können.“

„Ich werde anstatt deiner hingehen! Wir denken uns für dich irgendeine Unpässlichkeit aus. Und eine Pegründung für unser Einverständnis zu der Ehe wird sich schon noch finden.“

„Aber er ist schon verheiratet! Das widerspricht dem Evangelium!“

---

136 Philipp bekam aufgrund seiner Verdienste den Beinamen „der Großmütige“. Führende Historiker lobten ihn wegen seiner Duldsamkeit, seiner vorurteilslosen Humanität und seiner Milde gegenüber den Bauern im Bauernkrieg. Man glaubt es kaum, wie Geschichte verdreht werden kann! 1934 wurde gar die renommierte Universität in Marburg nach ihm benannt. Sie rühmt sich bis heute mit dem Namen dieses Totschlägers.

„Wenn es ihm aper so wichtig ist! Pesser man hilft ihm, als dass man ihm sein Seelenheil zerstört."

Unsicher neigte Martin seinen Kopf. Eine Ehe ohne Gottes Segen war aus seiner Sicht etwas Furchtbares. Die Schuld, das Seelenheil dieses großen Vorkämpfers für die Reformation beschädigt zu haben, wollte Martin nicht auf sich laden. Er ließ sich daher auf einen scheinheiligen Kompromiss in der Sache ein und gab der Ehe seine Zustimmung. In der Bibel fand er ähnliche Beispiele der Doppelehe, so dass er seine Entscheidung theologisch begründen konnte. Das politische Problem, welches die Lutheraner durch diese Hochzeit bekommen würden, war Martin wieder einmal nicht bewusst. Er war überhaupt nicht fähig, Dinge anders als aus Sicht der Bibel zu beurteilen.

Melanchthon war Ehrengast auf der Hochzeit des Landgrafen Philipp von Hessen mit Margarethe von der Saale. Die Hochzeit war nicht standesgemäß. Man hatte sie klein gehalten, um nicht so viel Aufmerksamkeit zu erregen. Schließlich war Bigamie ein unter Strafe stehendes Verbrechen. Philipp war, wie bereits erwähnt, schon verheiratet. Er hatte 1524 Christine von Sachsen zur Frau genommen und mit ihr zum jetzigen Zeitpunkt sieben Kinder gezeugt. Und das, obwohl er, wie man aus seinem Umfeld hören konnte, sie hässlich fand und überhaupt nicht riechen konnte.

Der kleine Mann mit dem Sprachfehler ließ es sich gut gehen. Er freute sich schon darauf, seinen Freunden erzählen zu können, mit welchen berühmten Personen des öffentlichen Lebens er zusammengekommen war. Er schlug sich ordentlich den Bauch voll, trank reichlich und lauschte den Gesprächen der Hochzeitsgesellschaft. Mit einem Glas Wein in der Hand gesellte er sich zu einem Kreis von hochadligen Herren.

„Was meinst du? Wird es Krieg geben?", war von einem zu hören.

„Das steht für mich außer Frage. Das Papsttum wird den Verlust der deutschen Länder niemals akzeptieren. Es ist nur eine Frage der Zeit!“

„Und des Geldes.“

„Richtig. Und da die Katholiken im Moment gerade wieder reichlich Geld scheffeln, wird es auch nicht mehr lange dauern, bis es hier losgehen wird.“

„Umso wichtiger ist es, dass wir fest zusammenstehen.“

Melanchthon mischte sich in das Gespräch ein.

„Was meintet ihr damit, dass die Katholiken im Moment Geld scheffeln? Es ist doch eher das Gegenteil der Fall. Sie hapen immer weniger Einnahmen, da immer mehr Länder apfallen.“

„Lieber Philipp Schwartzerdt Melanchthon, bekommt ihr denn in eurem Studierstübchen gar nicht mit, was draußen in der Welt passiert?“

Die anderen lachten, während Melanchthon rot anlief.

„Hast du schon mal etwas von Kolumbus gehört?“, fuhr der Sprecher fort. Der Reformator reagierte ärgerlich auf den Spott.

„Natürlich hape ich das. Er hat einen neuen Kontinent entdeckt. So unwissend bin ich dann doch nicht.“

„Ob er ihn entdeckt hat, sei einmal dahingestellt. Es gibt Leute, die behaupten, dass er alte Wikingerkarten benutzt hat und einfach auf den darin eingezeichneten Routen gesegelt ist. Wie dem auch sei! Dieser neue Kontinent scheint ein unvorstellbares Vorkommen an Gold und Silber zu besitzen, welches im Rahmen der Missionierung dem Papst zugutekommt. Von Francisco Pizarro hast du doch bestimmt schon einmal gehört, oder?“

„Nein!“, antwortete Melanchthon wahrheitsgemäß.

„Er ist ein durch und durch katholischer Spanier, der 1529 von Kaiser Karl zum Generalkapitän für Peru, einem Land in der neuen Welt, ernannt worden ist. Der Kaiser beauftragte ihn, das sagenhafte Goldland El Dorado ausfindig zu machen.“

„Und? Hat er es gefunden?“

„Nein, aber trotzdem hat er der Altkirche Tonnen von Gold und Silber besorgt."

„Ja, das ist ein Mann! Der lässt nichts anbrennen! In seiner Konsequenz ähnelt er stark unserem Landgrafen. Von solchen Leuten bräuchten wir mehr", beteiligte sich ein weiterer Mann an dem Gespräch.

„Obwohl seine Goldaktion auch einen faden Beigeschmack hat."

„Wie kannst du so etwas sagen! Immerhin hat er so den Ungläubigen die Heilige Schrift nahegebracht."

Melanchthon kam nicht mehr mit. Er verlangte Aufklärung.

„Halt, halt. Langsam, pitte. Wovon redet ihr?"

„Von der Missionierung eines Stammes der Ureinwohner. Sie nennen sich Inkas. Pizarro hatte sich mit etwa 200 Mann aufgemacht, ihr Land für die Christenheit zu erobern. Er hielt sich mit seinen Männern in einer von den Inkas geräumten Stadt auf. Es kam zu Verhandlungen, wobei man den Häuptling der Inkas, sein Name war Atahualpa, mit einem kleinen Gefolge in einen Hinterhalt lockte. Hier forderte ihn ein dominikanischer Missionar, der die Expedition begleitete, auf, den rechten Glauben anzunehmen. Er ging mit dem Kreuz und der Bibel in den Händen auf Atahualpa zu und mahnte ihn, auf das Wort Gottes zu hören. Der Häuptling nahm die Heilige Schrift und legte sie sich ans Ohr. Als er keine Worte hören konnte, schmiss er die Bibel wütend in den Dreck."

„Was? Er hat das Wort Gottes in den Dreck geworfen? Was für ein wilder Unmensch. Hat er seine gerechte Strafe erhalten?", empörte sich Melanchthon.

„Die Spanier sühnten dieses Vergehen auf der Stelle. Sie griffen die Abordnung der Inkas an und metzelten alle bis auf Atahualpa nieder. Den Inkakönig nahmen sie gefangen und benutzen ihn als Geisel. Für das vor der Stadt wartende Heer der Inkas war die Gefangennahme ihres gottgleichen Königs unbegreiflich. Sie konnten es nicht fassen und waren wie gelähmt. Sie kamen in der Folge jeder Forderung der Spanier nach, um ihren Sonnenkönig aus der

Mit unvorstellbarer Brutalität erfolgte die Christianisierung Mittel - und Südamerikas.

Gefangenschaft zu befreien. Die Spanier nutzen dieses Verhalten schamlos aus. Dreimal wurde der Raum, in dem Atahualpa gefangen gehalten wurde, mit Gold und Silber gefüllt[137]!“

„Wie groß war denn der Raum?“

„Etwa sieben mal fünf Meter und zwei Meter hoch.“

„51 Raummeter pures Gold und Silper?“ Melanchthon versuchte, sich die Menge an Edelmetall vorzustellen. „Das glaupe ich nicht!“

„Doch, so ist es! Und ein großer Teil des Gold und Silbers steht unserem Gegner nun zur Verfügung. Und es ist nicht das einzige, was aus der neuen Welt hierher verschifft wurde!“

„Ich möchte deine Ausführungen noch um etwas ergänzen“, meinte der, der sich vorhin schon kurz in das Gespräch eingeschaltet hatte. „Ähnlich wie den Inkas erging es nämlich den Azteken. Dieses Volk soll noch reicher als die Inkas gewesen sein. Ihre Hauptstadt Tenochtitlan war auf Inseln gebaut worden, die durch aufgeschüttete Dammwege miteinander verbunden waren. Sie soll vor ihrer Zerstörung über 100.000 Einwohner gehabt haben. Ihre Bauten, Anlagen und Gärten sollen prächtiger und schöner gewesen sein als die unseres berühmten Roms. Die Azteken wurden durch einen anderen spanischen Eroberer christianisiert. Sein Na-

---

137 Die Eroberung des Inkareiches war ein strategischer Meilenstein für die Kirche bei der Gewinnung Südamerikas. Die Vorgehensweise bei der christlichen Missionierung hatte sich all die Jahrhunderte hindurch nicht geändert. Wie immer wurde auch den indianischen Völkern erst der Boden geraubt und dann das priesterliche Zinssystem eingeführt. Die vielfältigen Kulturen und Sprachen der Indios wurden innerhalb kurzer Zeit zurückgedrängt und vernichtet. Nimmt man die Zahl der Inkas, verringerte sich ihr Volk innerhalb von 50 Jahren nach Ankunft der Spanier durch Krankheiten, Mord und riskante Zwangsarbeit in Bergwerken von ursprünglich sieben Millionen Menschen auf etwa eine halbe Million. Völlig entwurzelt, aber christlich religiös, führen die Indios heute nur noch ein Schattendasein.

me war Hernando Cortez! Schon bald wurde er mit Ehrungen überhäuft und stieg mit Hilfe Kaiser Karls in den spanischen Hochadel auf.“

Melanchthon hatte die ganze Zeit gespannt den Erzählungen der Adligen gelauscht und konnte nun das Ende kaum abwarten.

„Und wie ging die Geschichte der Inkas aus? Was wurde aus Atahualpa?“

„Atahualpa wurde mehrere Monate gefangen gehalten. Als die Inkas nicht mehr in der Lage waren, Gold und Silber zu liefern, verurteilte man ihren Sonnengott zum Tode. Er wurde 1533 mit der Garotte langsam erdrosselt. Mit dem Tod ihres Königs waren die Inkas gebrochen.“

„Er hätte die Pipel nicht in den Dreck werfen dürfen“, erklärte Melanchthon. „Das war sein Fehler.“

„Richtig! Dann hätten Papst und Kaiser jetzt auch nicht so viele finanzielle Möglichkeiten und wir könnten ruhiger schlafen.“

„Da sieht man mal, wie Kleinigkeiten die Geschichte peeinflussen können.“

Melanchthon bekam schon wieder Hunger. Er ging zu der reich gedeckten Tafel und genehmigte sich ein paar Köstlichkeiten. Dabei fiel sein Blick auf die Braut. Sie war achtzehn Jahre jünger als ihr Ehemann. Ihre Mutter war eine geborene von Miltitz. Der Name des päpstlichen Nuntius, der mit Luther nach dessen Anhörung vor Cajetan verhandelt hatte, war Karl von Miltitz. Ob die beiden miteinander verwandt waren? Es war schon komisch, wie die Adligen sich immer wieder untereinander versippten und verschwägerten[138].

Die Hochzeit war vorbei. Sie war zwar kein rauschendes Fest gewesen, aber trotzdem war der Landgraf zufrieden. Er hatte sei-

---

138 Etwas, was sich bis heute nicht geändert hat. Die europäischen Königshäuser sind so gut wie alle miteinander verwandt. Man denke nur daran, dass im ersten Weltkrieg die gekrönten Häupter von Deutschland, England und Russland Vettern waren.

nen Willen bekommen und seine Liebste mit Gottes Segen geheiratet. Er ließ Melanchthon ein ganzes Fass vom feinsten Rheinwein mitgeben, welches er Luther als kleines Dankeschön für dessen Zustimmung zu der Ehe überreichen sollte.

Als die zweite Ehe Philipps sich herumsprach, war die Empörung im gesamten Deutschen Reich groß. Die Auswirkungen auf den Schmalkaldischen Bund waren verheerend und katapultierten ihn in eine Krise, aus der er nicht mehr herausfand. Wie konnte man auf der einen Seite die Verkommenheit der Altkirche anprangern, aber gleichzeitig eines der wichtigsten Prinzipien des Evangeliums, die Monogamie, mit den Füßen treten? Was würde passieren, wenn das Vorbild des Landgrafen Schule machen würde und die Bauern anfangen würden, Mehrfachehen einzugehen? Die Bigamie Philipps wurde in fast allen Kreisen als unerhört empfunden.

Die Hochzeit fügte der Glaubwürdigkeit Martins schweren Schaden zu. Er versuchte sich entsprechend seines Planes herauszureden, indem er die Vielehe grundsätzlich verteufelte, aber in diesem Fall eine Ausnahme für gerechtfertigt hielt, da er sonst das Seelenheil eines Menschen in Gefahr gebracht hätte. Außerdem gab es ja auch im Alten Testament immer mal wieder Umstände, in denen Männern mehr als eine Frau erlaubt worden war. Aber egal was Luther in der Sache auch anführte, es änderte nichts an der Gesamtlage. Der Skandal, dass er der Bigamie Philipps zugestimmt hatte, richtete schweren politischen und theologischen Schaden an. Als dann noch bekannt wurde, dass Martin vom Landgrafen als Dankeschön ein edles Fass besten Rheinweins geschenkt bekommen hatte, war sein Ansehen auf dem Tiefpunkt angelangt.

Für den Landgrafen drohte die Skandalhochzeit sogar richtig gefährlich zu werden. Denn er hatte anscheinend vergessen oder verdrängt, dass er selbst wenige Jahre zuvor das Strafrecht des Kaisers, die "Constitutio Criminalis Carolina", in Hessen eingeführt hatte. Dieses Gesetzeswerk stellte Bigamie unter Todesstrafe. Sei-

ne Ehe widersprach also nicht nur dem Kirchenrecht, sondern auch dem weltlichen Recht. Es drohte ihm von Seiten des Kaisers her der Tod.

Um sein Leben zu retten, musste Philipp demütig beim Kaiser vorsprechen und ihn darum bitten, von einer Vollstreckung der Strafe abzusehen. Gegen einige politische Zusagen und Zugeständnisse ging der Herrscher darauf ein. Philipp büßte dadurch bei den Mitgliedern des Schmalkaldischen Bundes noch mehr an Vertrauen und Rückhalt ein. Zu den theologischen Unstimmigkeiten innerhalb des Bündnisses kamen jetzt die politischen hinzu. Der gut informierte Kaiser und das Papsttum frohlockten. Philipps Fehltritt spielte ihnen wunderbar in die Karten.

Ihre Vorbereitungen zur Gegenreformation innerhalb und außerhalb des Reiches nahmen konkrete Formen an. Nachdem der Kaiser außenpolitisch den Rücken frei hatte, benutzte er die Reichstage, um innenpolitisch Bündnispartner für sein Unterfangen zu gewinnen. Gegen Gebietsversprechungen im Falle eines erfolgreichen Krieges gegen den Schmalkaldischen Bund konnte er als erstes dem bayrischen Herzog eine Vereinbarung abgewinnen. Im Falle eines Krieges versprach der bayrische Herzog dem Kaiser seine Neutralität sowie die Möglichkeit, sein Herzogtum ungestört als Aufmarschgebiet benutzen zu können. Außerdem verpflichtete er sich dazu, das Heer des Kaisers mit Munition und Proviant zu versorgen.

Bis 1545 konnte Kaiser Karl mittels Versprechungen und Bestechungen vier weitere namhafte protestantische Fürsten auf seine Seite ziehen. Der Wichtigste von ihnen war Moritz von Sachsen, der 1541 eine Tochter des in Bigamie lebenden Philipps geheiratet hatte. Der Schwiegersohn eines der wichtigsten Männer im Schmalkaldischen Bund war somit auf der Seite der Katholiken.

Der Kaiser zog aus allen Teilen Europas, die zum Hause Habsburg gehörten, Truppen in Bayern zusammen. Ungarn, Spanier, Italiener und Niederländer machten sich auf den Weg nach

Deutschland, um im bevorstehenden Krieg Geld zu verdienen[139]. Finanziell und materiell wurde Kaiser Karl bei seinem Kriegstreiben vom Papst unterstützt. Der stellte seinem Verbündeten 10.500 Söldner in Form von Reitern und Landsknechten zur Verfügung. Die Vorbereitungen des Kaisers waren damit abgeschlossen. Jetzt galt es nur noch, den passenden Zeitpunkt abzuwarten, um die verhassten deutschen Protestanten zu vernichten.

Genau wie die Mitglieder des protestantischen Bündnisses sich immer mehr entfremdeten, entfremdete sich Martin immer mehr von seinen Anhängern. Er wurde mit zunehmenden Alter ausfallender und streitsüchtiger. Mal beschimpfte er seine Gemeinde wegen ihres schlechten Gesangs, mal beleidigte er sie wegen zu geringer Teilnahme am Gottesdienst. Gegner seiner Theologie bekämpfte er weiterhin härter, als er je den Papst bekämpft hatte.

Der Wittenberger war Weihnachten 1545 zusammen mit Melanchthon nach Eisleben gefahren. Die drei Mansfelder Grafen hatten ihn gebeten, in einem Streit, der schon länger unter ihnen schwelte, zu vermitteln. Wie Martin dieses ewige Gezanke ankotzte. Es war so einfach, denn alles Wichtige für ein friedliches Zusammenleben stand in der Bibel. Er hatte es schon so oft erklärt. Warum konnten die Menschen nicht einfach nur glauben?

Die mehrtägige Fahrt nach Eisleben in der eiskalten Kutsche, die Schlichtung des Streits und sein eh schon angeschlagener Körper machten ihm schwer zu schaffen. Oftmals hatte er in den letzten Jahren auch ein Stechen in der Brust gehabt. In Eisleben spürte er, dass sein Lebenswille abnahm. Er hatte so viel erreicht in sei-

---

139 Nicholas Bobadilla, einer der ersten Jesuiten, an König Ferdinand: „Er sei nie innerlich so froh und glücklich gewesen, als beim Anblick der zum Schmalkaldischen Kriege nach Deutschland gekommenen spanischen und italienischen Reiter, denn sie seien die wahren Lehrmeister, um die Ketzer zu bekehren.“ (Graf Paul von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit, 1910)

nem Leben! Was würde er noch bewirken können? Er hatte keine Kraft mehr, um zu kämpfen und zu erklären. Aus seiner Sicht war alles gesagt. Die Schlichtung des Streits zwischen den Mansfelder Grafen war für ihn ein innerlicher Abschluss mit dem irdischen Leben. Diese Erkenntnis war für ihn wie eine Erlösung. Alles in ihm war mit der Entwicklung einverstanden.

Melanchthon und Martin beschlossen, in Eisleben das Ende des Winters abzuwarten. Sie hatten keine Lust, in der winterlichen Kälte nach Wittenberg zurückzukehren, und sich daher im Stadtschloss eingerichtet. Martins Gesundheitszustand ließ eine Rückreise zudem auch gar nicht zu. Er hatte seit drei Wochen einen leichten Infekt. Neben den beiden waren sein alter Weggefährte Justus Jonas und der Mansfelder Hofprediger Michael Cöllius Gäste im Stadtschloss des Mansfelder Grafen. Sie saßen gemeinsam an einer Tafel und nahmen das Abendessen ein.

„Ist alles in Ordnung mit dir?“, wollte Justus Jonas von Martin wissen.

„Ich fühle mich einfach nicht gut. Es ging im Grunde schon nach dem Aufstehen los. Seid mir nicht böse, aber ich werde heute nicht alt werden und früh zu Bett gehen.“

Justus sah den großen Reformator besorgt an. Sein körperlicher Verfall war die letzten Jahre unaufhörlich vorangeschritten. Die Gicht, sein immer mal wiederkehrendes offenes Bein, die ihn seit zwanzig Jahren begleitenden Nierensteine, ständige Infekte, seine Schwerhörigkeit: das alles und noch mehr hatte ihn ausgelaugt. Martin war ein alter, misstrauischer Mann geworden, dessen Jähzorn vielen Menschen Angst machte. Doch manchmal war er ganz der Alte und seine Schlagfertigkeit und sein derber Humor blitzten unvermittelt auf.

„Hör auf dein Bauchgefühl. Wenn du dich schonen musst, schone dich.“

Martin lachte gequält: „Lieber Justus, willst du wissen, was mir mein Bauchgefühl gerade zuflüstert?“

„Gerne!“

„Es sagt mir, dass es dem Ende zugeht. Schau mich an! Es geht mit mir vorbei. Ich bin hier in Eisleben geboren. Vielleicht hat mich der Herr hierherkommen lassen, damit ich in der Stadt, in der ich geboren wurde, auch mein Ende finde. Vielleicht schließt sich hier der Kreis."

„Sag nicht so etwas. Wir brauchen dich! Du bist nicht zu ersetzen. Gerade jetzt, wo der Kaiser im Auftrag des Papstes wieder seine gierigen Finger nach unserem Land ausstreckt."

„Da habt ihr aber Glück! Nach euch streckt nur der Papst seine Finger aus, nach mir dagegen jemand, der mächtiger als alles andere auf der Welt ist."

Martin musste herzlich lachen über die betrübten Gesichter seiner Tischgenossen. Sein alter Wortwitz, weshalb er von vielen geliebt wurde, war noch nicht erloschen. Seinen Lachanfall musste er aber unterbrechen, da er zum wiederholten Male am heutigen Tag einen Druckschmerz in der Brust spürte. Er ignorierte ihn und stand auf.

„Ich werde zu Bett gehen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Martin!"

Martin begab sich in seine Kammer und legte sich schlafen.

Gegen Mitternacht wurde er wach. Der Druck und die Schmerzen in seiner Brust waren zurück und wurden stärker. Er hatte das Gefühl, als ob jemand Tonnen von Steinen auf seinem Brustkorb stapelte. Vorsichtshalber ließ er Justus Jonas herbeiholen.

Gegen ein Uhr veranlasste dieser, dass Martin aus der kalten Kammer in einen warmen Nebenraum verlegt wurde. Martin lag im Sterben. Er faltete die Hände und betete ein letztes Mal zu seinem Herrgott:

„O mein himmlischer Vater, Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott allen Trostes, ich danke dir, dass du mir deinen lieben Sohn Jesu Christi offenbart hast, an den ich glaube, den ich gepredigt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu

Christi, lass dir meine Seele befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben weggerissen werden muss, so weiß ich doch gewiss, dass ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann. In deine Hände befehle ich meinen Geist, du treuer Gott[140].“

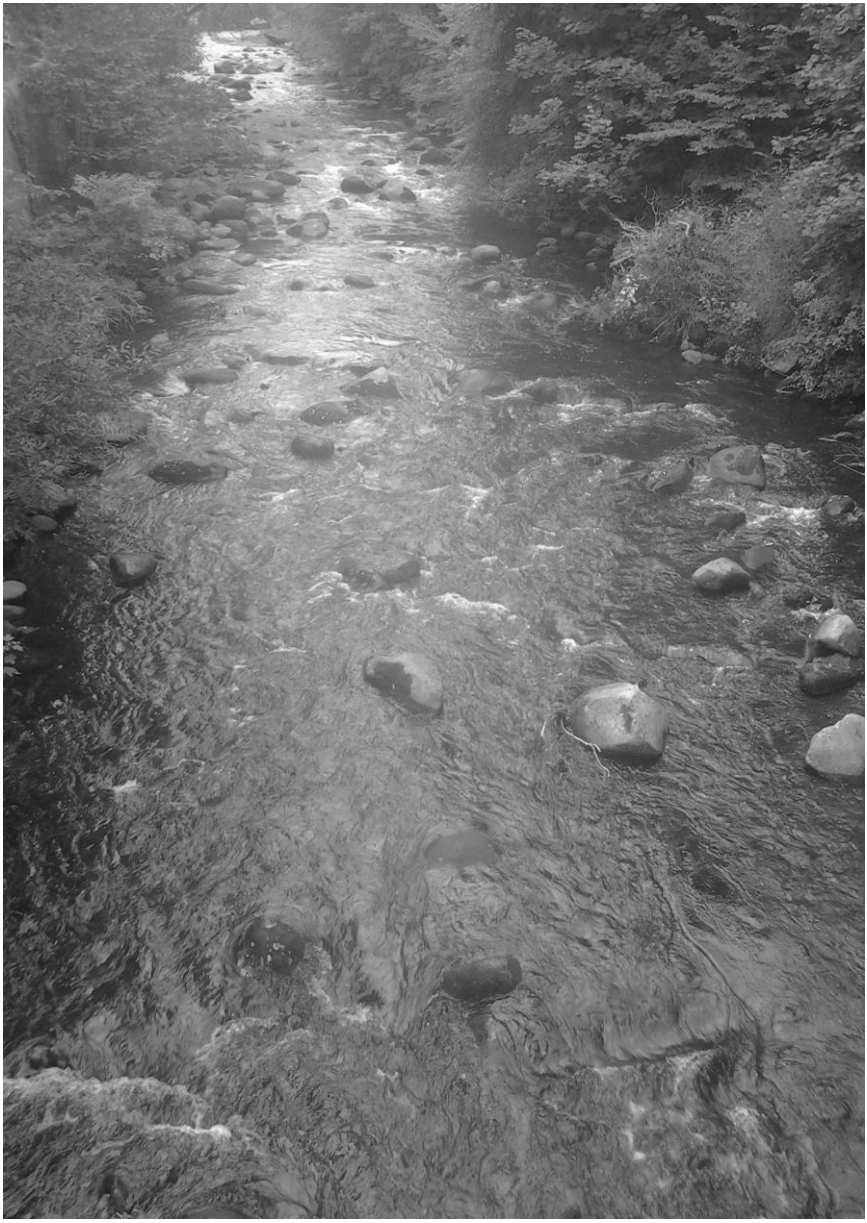
Justus Jonas und der herbeigerufene Hofprediger Cölius begleiteten Martin auf seiner letzten Reise. Sie wollten ihn nicht gehen lassen und hielten noch einige Zeit die Hände des großen Reformators. Martin registrierte das kaum noch. Seine Ohren sausten und brausten. Längst gelöschte Bilder erschienen vor seinem geistigen Auge und formten in seiner Fantasie eine wilde Geschichte. Am Ende bekämpften sich während eines fürchterlichen Gewitters zwei junge Männer mit einem Degen. Einer von ihnen war eindeutig Hieronymus, sein alter Freund aus der Zeit an der Universität Erfurt. Martin hatte ihn nie vergessen können. Was für eine Freude, ihn hier wiederzusehen! Hieronymus kam durch den strömenden Regen auf ihn zu und übergab ihm lächelnd ein paar Krokusse. Dann nahm er Martin verzeihend in den Arm. Die Blumen strahlten eine wohltuende Wärme aus. Wo hatte er diese feinen, farbenfrohen Pflanzen nur schon einmal gesehen? Dankbar nahm er die Krokusse an sich und streckte sie den Gewitterwolken entgegen, die im Nu verschwanden und einem großen, von der Sonne beschienenen Regenbogen Platz machten. Was für eine Pracht! Er fühlte nur noch unendliche Leichtigkeit und Glückseligkeit. Lag es an den Krokussen? Wo waren sie hin? Er hatte sie eben noch in den Händen gehalten. Suchend drehte er sich um. Hieronymus hatte sich etwas entfernt und winkte ihm väterlich zu.

„Du kannst sie nicht behalten. Sie sind für alle Menschen da. Sie müssen zurück, um durchzubrechen!“, hörte er ihn sagen.

Martin verstand nicht recht, was Hieronymus damit meinte. Dann fiel ihm ein, wo er die Krokusse schon einmal gesehen hatte.

---

140 Luthers wohl letztes Gebet gefunden auf www.christliche-autoren.de.



Wasserstimmung.

Es war damals auf der Waldweide gewesen, wo ihm Pius das Bein aufgeschlitzt hatte. Er erinnerte sich an die Kraft, die sie ihm damals in der Stunde höchster Not gegeben hatten.

„Warum kann ich sie nicht behalten?“, rief er Heronymus hinterher.

Der war schon fast nicht mehr zu sehen. Ein letztes Mal hörte er die warme und mitfühlende Stimme seines Freundes.

„Sie sind ein Geschenk Gottes!“

Justus Jonas hatte die Hände losgelassen. Der große Doktor Martin Luther war tot. Jonas ging still an die Tür und öffnete sie. So hatte er es vom Tod seiner Großmutter noch in Erinnerung. Es war ein alter Brauch, damit die Seele ihren Weg nach draußen nehmen konnte[141].

[141] Luther starb am 18.02.1546 gegen 2:45 Uhr in seiner Geburtsstadt Eisleben an einem Herzinfarkt.

Der Jesuitenorden

Der Tod dieses großen Feindes der katholischen Kirche kam dem Papst und dem Kaiser wie gerufen. Ein deutlicheres Zeichen konnte der Herr seinen Streitern nicht schicken. Der Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund begann noch im selben Jahr[142]. Ein Jahr später war das erste protestantische Bündnis auf deutschem Boden nur noch Geschichte. Kaiser Karl hatte es vernichtend geschlagen. Er glaubte, als großer Sieger über die ketzerischen Evangelischen in die Geschichte einzugehen. Doch die nachfolgenden Jahre zeigten, dass der Protestantismus in Deutschland nicht mehr auszurotten war. Er hatte überall im Reich bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen. Das machten die folgenden Reichstage deutlich.

Die Reichsstände beriefen sich seit ein paar Jahren bei ihren Verhandlungen mit dem Kaiser auf etwas, was sie die „teutsche Libertät" nannten. Hierbei beriefen sie sich auf die wiederentdeckten Schriften des römischen Geschichtsschreiber Tacitus, der vom Freiheitskampf der deutschen Vorfahren, den Germanen, berichtete. Ihr größter Held Arminius[143], der federführend im Kampf gegen die Römer war, war unter anderem durch die Schriften und Gedichte Ulrich von Huttens auf dem Weg, im Volk ein Nationalheiliger zu werden. Die Reichstände sprachen in Anlehnung an den Cheruskerfürsten immer öfter von ewiger deutscher Freiheit. Sie meinten damit, dass das Reich niemandem unterworfen sei und sich selbst regiere. Die „teutsche Libertät" wurde meist dann angeführt, wenn die Reichsstände meinten, jemand wolle die Alleinherrschaft über das Reich an sich reißen.

Im Augsburger Religionsfrieden wurde dann 1555 erstmals das Zusammenleben zwischen Katholiken und Protestanten geregelt. Es gab jetzt die freie Religionsausübung im Reich. Freilich nicht

---

142 Der Schmalkaldische Krieg dauerte von 1546 bis 1547.

143 Siehe hierzu Band eins der Reihe „Das Scheitern Roms an Germanien."

für die Untertanen, sondern nur für die Landesherren. Diese bestimmten, welcher Glaube auf ihrem Gebiet ausgeübt wurde und uneingeschränkt ausgelebt werden durfte. Andersgläubige, wie zum Beispiel die Täufer, hatten weiterhin Repressalien zu erdulden, konnten nun aber wenigstens das Land verlassen. „Wenn es dir hier nicht passt, kannst du ja abhauen“, wurde zum geflügelten Wort, wobei die tägliche Praxis das natürlich in der Regel gar nicht zuließ. Der kleine Mann war weiterhin in seinen Abhängigkeiten gefangen. In puncto Intoleranz unterschieden sich die Protestanten in keiner Weise von den Katholiken. Wie auch, wenn führende Kopfe wie Melanchthon, der schon zu seinen Lebzeiten als „Lehrer Deutschlands“ verehrt wurde, die Todesstrafe für Eltern forderte, die die Kindstaufe ablehnten. Melanchthon gratulierte sogar dem Schweizer Reformator Calvin zur Folterung und Verbrennung des Wissenschaftlers Michael Servet. Calvin hatte seine Hinrichtung veranlasst, weil Servet nicht an die Dreifaltigkeit Gottes glaubte.

Der Papst schäumte vor Wut über den Augsburger Religionsfrieden zwischen den deutschen Reichsständen und dem Kaiser. Was erlaubte sich der Kaiser? Wofür hatte er ihm seine Truppen und sein Geld zur Verfügung gestellt? Der Sieg im Schmalkaldischen Krieg war somit unnütz geworden. Für die katholische Kirche zählte nur die völlige Unterwerfung. So war es schon immer gewesen. Etwas anderes hat sie nie akzeptiert. Und so war es nur völlig logisch, dass Kaiser Karl V. beim Papst in Ungnade fiel und noch im selben Jahr abdanken musste. Er hatte den Protestantismus in dreißig Jahren nicht vernichten können und somit aus Sicht der Papstkirche versagt. Nachfolger wurde sein Sohn Philipp, der ein Reich erbte, das sich über mehrere Kontinente erstreckte und in dem die Sonne somit niemals unterging.

Die widerspenstigen Deutschen schienen wieder einmal nicht von selbst zur Vernunft zu kommen. Also musste man sie halt mal wieder von außen züchtigen. Und darin hatte die allumfassende

römische Kirche schon reichlich Erfahrung. Wann würde dieses Volk endlich kapieren, wem es zu gehorchen hatte?

Mit dem Konzil von Trient, das mit Unterbrechungen von 1545 bis 1563 dauerte, hatte die katholische Kirche die Gegenreformation eingeleitet. Die abgefallenen Länder mussten zurückgewonnen werden. Und genau, wie sie während der gottlosen Brakteatenzeit zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Bettelorden zu diesem Zweck ins Leben gerufen hatte, bediente sie sich der gleichen Taktik erneut. Nur diesmal wurde ein noch besserer, noch militärischerer und noch christlicherer Orden geschaffen: Der Jesuitenorden, auch die Gesellschaft Jesu genannt, sollte das Fundament für die Bekämpfung der protestantischen Länder und ihrer Herrscher werden. Er sollte die Vorreiterrolle bei der geplanten Rekatholisierung spielen.

Ignatius von Loyola, ein ehemaliger baskischer Adliger, hatte die Gesellschaft Jesu 1534 mit ein paar Auserwählten gegründet und ihn drei Jahre später Papst Paul III. zur Verfügung gestellt. Dieser war dermaßen von dem Willen der Jesuiten, die Protestanten zu bekehren[144], beeindruckt, dass er bereits am 27. September 1540 den Orden mit der Bulle Regimini militantis ecclesiae genehmigte. Damit war die Gesellschaft Jesu anerkannt. Sie war streng militärisch organisiert und erwartete die völlige Unterwerfung seiner Mitglieder unter die Ordensregeln, die Heilige Schrift und die Lehre der katholischen Kirche. Loyola selbst drückte diese Sichtweise so aus: „Wir müssen, um in allem das Rechte zu treffen, immer festhalten: ich glaube, dass das Weiße, das ich sehe, schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so definiert." Die Jesuiten sahen sich als absolute Diener Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, dem Papst.

---

144 „Ignatius, den Gott nach ewigen Ratsschluss Luther entgegenstellte, …, dem Schandflecken Deutschlands, dem Schweine Epikurs, dem Verderben Europas, …, dem Auswurf Gottes und der Menschen…" (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit, 1910)

Loyola wurde zum ersten General des Ordens gewählt. Er trug aus Gründen der Selbstkasteiung öfter mal ein Unterkleid mit eisernen Nägeln, die sich bei jeder Bewegung in sein Fleisch hineinbohrten. Er betete bisweilen sieben Stunden am Tag, wobei er aus dem Weinen oftmals gar nicht mehr herauskam. Er konnte nicht einmal den Namen Jesus aussprechen, ohne in Tränen auszubrechen. Seine zahlreichen Heulattacken waren für seine Anhänger ein eindeutiges Zeichen seines göttlichen Auserwähltseins. Von Schluchz- und Weinkrämpfen ergriffen, war es ihm sogar oftmals vergönnt gewesen, Gottes Nähe zu spüren und seinen Sohn zu sehen[145]. Mehrmals berichtete er von Visionen, in denen er Jesus Christus leibhaftig erblickte. Der Papst war von den Fähigkeiten Loyolas, seinen Erscheinungen und seiner tiefen Frömmigkeit sehr angetan, zumal er sich auch für die in Verruf geratenen katholischen Gepflogenheiten wie die Verehrung der Reliquien, die Anrufung der Heiligen, Wallfahrten, Ablässe, Opferkerzen und weitere katholische Bräuche stark machte. Sein Verständnis des geistlichen Lebens, des Glaubens und der Theologie machten ihn zu einem hervorragenden Soldaten des Herrn.

Das bedingungslose Eintreten des Jesuitenordens für die katholische Sache brachte ihm rasch enormen Zulauf. Erstmalig konnte der Orden beim oben erwähnten Konzil von Trient glänzen. Der Papst hatte fünf Jesuiten als seine Vertreter dorthin entsandt. Es gab kein Streitgespräch, keine Disputation, wo sie nicht glänzen konnten. Treu und unerschütterlich dem Papst ergeben, beherrschten sie die Versammlung und bestimmten maßgeblich die Ent-

145 Loyola war offensichtlich geisteskrank und hysterisch. Er wurde 1622 heiliggesprochen. Über seine regelmäßigen Schluchzkrämpfe gibt es zahlreiche Aufzeichnungen. „Die heilige Dreifaltigkeit sah er eines Tages in Gestalt von drei Klaviertasten, wobei er so große Freude empfand, dass er einen Strom von Tränen vergoss, der bis Mittag andauerte.“ Und „Während des Messelesens weinte ich so stark, dass ich fürchtete, das Augenlicht zu verlieren,…“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit, 1910)

scheidungen. Das Ansehen und der Einfluss des Ordens innerhalb der katholischen Kirche wurden immer stärker.

Einer der Jesuiten, der sich durch ganz besonderes Verhandlungsgeschick auszeichnete, war die rechte Hand Loyolas, das Gründungsmitglied Diego Lainez: Lainez war, wie auch der Sekretär des Ordens de Polanco, der die Ordenssatzung herausgearbeitet hatte, ein Marrane[146]. Er wurde nach dem Tod Loyolas zum zweiten General des Ordens ernannt. Nach seiner Ernennung änderte er die Ausrichtung des Ordens hin zu einem Lehr- und Erziehungsorden. Loyolas Nachfolger war bewusst, dass, wenn man die bedrohten Länder halten und die abgefallenen Länder zurückerobern wollte, man die Kinder und Jugendlichen bearbeiten musste. Sie waren leichter zu formen und zu beeinflussen. Kinder waren noch nicht so verdorben vom Leben. Ihr Glauben an das Gute war genau das Feld, auf das man den Samen Jesu Christi sähen musste. Das Eindringen der bösen Irrlehren konnte in diesem Alter noch am besten verhindert werden. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Wie wahr doch dieser alte deutsche Spruch war. Vom Papst bekam der Orden sogar die Erlaubnis, akademische Grade zu verleihen und so gründeten die Jesuiten in allen Ländern Europas ordenseigene Schulen und Lehranstalten, aus denen sie immer wieder Nachwuchs rekrutierten und diesen ausbildeten.

Die Ausbildung zum Jesuitenbruder war knüppelhart. Die Umgangssprache in den Ordenseinrichtungen war Latein, die Muttersprachen waren verpönt. Bis in das kleinste Detail wurde der Tagesablauf der Novizen geregelt. Selbst Viertelstunden wurden verplant. Untergebracht war man in Gemeinschaftsräumen, wobei auf die Hygiene nicht besonders viel Wert gelegt wurde. Ungeziefer wurden nur selten entfernt, da man es als eine Prüfung Gottes ansah. Tragende Säulen der Ausbildung waren die „Ignatianischen Exerzitien“ und die Gehorsamspflicht.

---

146 Als Marrane werden iberische Juden sowie deren Nachkommen bezeichnet, die mit Zwang zum Christentum bekehrt wurden.

Die Exerzitien waren geistliche Übungen, die sich Loyola erdacht hatte, bei denen durch Besinnung und Konzentration eine Begegnung mit Gott herbeigeführt werden sollte. Sie dauerten erstmalig dreißig Tage und jeder Novize musste sie in Zurückgezogenheit schweigsam und still absolvieren. Mal wurde das Leben Jesu betrachtet, mal das eigene Leben und mal die Hölle. Je nachdem, was der Exerzitienmeister dem Novizen vorgab. Viel Wert wurde dabei auf die Einbildungskraft des Ausführenden gelegt. Und wenn er nicht in der Lage war, sich die verzehrende Glut der Hölle vorzustellen oder er nicht lange genug über brutalste Strafen des Satans grübeln wollte, wurde im dunklen Kämmerlein gern nachgeholfen. So konnte die Nase des Jünglings ganz real den Schwefeldampf der Hölle riechen, sein Ohr die lieblichen Worte Jesu hören oder seine Haut den verräterischen Kuss des Judas Ischariot spüren. Die Exerzitien waren für alle bindend und wurden den Novizen von den Oberen vorgegeben. Loyola hatte sie entsprechend seinen Bedürfnissen entworfen. Sie durften nicht verändert werden und es war strengstens verboten, sie seinen eigenen Bedürfnissen anzupassen. Gleichermaßen mussten in den nächsten 500 Jahren alle Jesuiten dasselbe durchmachen und durchlaufen. Dass natürlicherweise jeder Mensch ein anderes Verhältnis zu Gott und eine andere Art hat, zu ihm zu finden, spielte dabei keine Rolle. Den Ordensoberen lag nichts an Vielfalt und Selbstbestimmung. Die „Ignatianischen Exerzitien“ dienten dem Drill und der Selbstbeherrschung.

Das wichtigste Gelübde, die absolute Gehorsamspflicht gegenüber dem Oberen, wurde immer und überall eingefordert. Sie spielte eine herausragende Rolle und war von überragender Bedeutung, so dass Loyola sogar in seinem Testament für die Gesellschaft Jesu verfügte:

„Der Gehorsam hat drei Grade: Der Erste besteht darin, zu gehorchen, wenn einem im Gehorsam etwas befohlen wird, und dieser Gehorsam ist gut. Der zweite Grad besteht darin, zu gehorchen auf einen einfachen Befehl hin, und dieser Gehorsam ist besser.

Der dritte Grad besteht darin, den Befehlen des Oberen zuvorzukommen, indem ich tue, was ich als seinen Wunsch erkenne, selbst wenn er diesen nicht ausdrücklich ausspricht. Dieser Gehorsam ist viel vollkommener als die beiden anderen[147].“

Der blinde Gehorsam der Jesuiten, der in den deutschsprachigen Ländern den Begriff des Kadavergehorsams prägte, war aus Ordenssicht eine vortreffliche Tugend und Auszeichnung. Der Orden verlangte ihn.

Systematisch förderte der Orden durch regelmäßiges Beichten die Gewissensrechenschaft gegenüber dem Oberen, öffentliches Reglementieren und Zurechtweisen die ständige Überwachung[148]. Gegenseitiges Denunzieren war Pflicht und Regel. Anschwärzen und verraten gehörten zur Tagesordnung[149]. Dieses geschah unter dem Deckmantel der Fürsorgepflicht, indem man vorgab, dem Einzelnen dabei behilflich sein zu müssen, sich zu verbessern.

Alles Individuelle, jede Eigenart wurde schlecht gemacht, für teuflisch erklärt und ausgemerzt. Die eigene Seele und das jedem Menschen eigene Gemüt wurden öffentlich bloßgestellt und ins Lächerliche gezogen. Das fing bei der Art zu essen an und hörte

---

147 „Der Gehorchende muss das eigene Urteil und den eigenen Willen ablegen.“ und „zuerst müsst ihr, …, in der Person des Oberen nicht einen Irrtümern und Schwächen unterworfenen Menschen, sondern Christus selbst erblicken …, was immer der Obere befiehlt, sei Gottes Befehl und Wille.“ „Ich beschwöre euch bei Christus, …, den vornehmsten und schwierigeren Teil eures Geistes, Verstand und Urteil, zu bezwingen und zu unterwerfen.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

148 „Die Satzungen geben jedem das Recht und fordern ihn dazu auf, wie und wann er will, alles über jeden seiner Ordensgenossen jedem Oberen zu hinterbringen.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

149 „Die Untergebenen sollen den Oberen durchsichtig sein, damit sie besser gelenkt und geleitet … werden können.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

bei der unauffälligsten Geste auf. Obendrein wurden den Jünglingen die ihnen am nächsten stehenden Menschen schlecht gemacht. Die Loslösung und das Zurücklassen von allem Weltlichen war eine Grundvoraussetzung, um im weiteren Leben nur noch für den Orden da zu sein[150].

Misstrauen, Verschlagenheit, Neid und Rachsucht waren die Folgen dieser Erziehung. Am Ende der langjährigen Ausbildung gab es nur noch eine gleichgemachte, einheitliche Masse an Jesuiten, die sich gleich bewegten, gleich dachten und gleich verhielten. Blind unterwarfen sie sich allen Befehlen der Ordensleitung und führten sie ohne zu denken aus. Aus jungen Menschen, die mit dem Glauben an das Gute und an die Ideale Jesus Christus in den Orden eingetreten waren, waren hochintelligente Menschen mit gebrochenem Willen geworden. In ihnen wohnten Seelen ohne Gefühl, die sich willenlos leiten ließen[151]. Jegliche Eigenart war getötet worden. Das eigene Ich war verschwunden. Das Leben war nur noch Schein, anstatt Sein. Als moralisch richtig wurde empfunden, was der Kirche und dem Orden von Vorteil war. Der einzelne Jesuit war nichts, der Orden und der Papst alles. Nach Been-

150 „Wer nicht hasst Vater und Mutter und obendrein seine eigene Seele, kann mein Jünger nicht sein.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

151 „Ich soll mich ansehen wie einen Leichnam, der weder Willen noch Gefühl hat; wie ein kleines Kreuz, das man ohne Schwierigkeit nach dieser oder jener Seite drehen kann; oder wie ein Stab eines Greises, den dieser ganz nach Gutdünken braucht und dahin stellt, wo er ihm am dienlichsten scheint. In dieser Weise muss ich mich zu allem bereitfinden lassen, wozu mich der Orden verwenden will, ohne gegen eine Verfügung Einspruch zu erheben.“ (Karlheinz Deschner: Kriminalgeschichte des Christentums. Band 9) „Der Gehorsame muss dem Befehlenden gegenüber sich verhalten wie ein Leichnam oder wie ein Stock, die sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen lassen.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

digung des Noviziats waren sie für die katholische Führung ein bedingungsloses, immer und überall einsetzbares Werkzeug.

Regte sich doch hin und wieder in einem jugendlichen Gemüt Widerspruch gegen diese Tortur, erklärte man diese Gedanken als Anfeindungen des Teufels, der den Helden nicht die Nähe Gottes gönnte. Denn hinter den Ordenssatzungen und der Ausbildung stand Gott! Und da alle Gewalt von Gott ausging und Gott nur durch seinen Stellvertreter auf Erden, den Papst, in Erscheinung trat und dieser die Ordenssatzungen ausdrücklich genehmigt hatte, waren sie Gottes Gesetze. Und wer gegen Gottes Gesetze verstieß, landete beim Fürst der Finsternis[152]. Die Angst vor diesem Höllenfürsten und der Glaube an die Göttlichkeit ihres Ordens hielten die angehenden Jesuiten bei der Stange und ließ sie alles ertragen. Die Zweifler waren damit in der Regel schnell beruhigt und legten noch mehr Energie an den Tag, den Versuchungen des Teufels zu widerstehen. Die Opferbereitschaft dieser ursprünglich idealistischen Jugendlichen wurde schamlos missbraucht.

Der Orden wuchs weiter rasant an und erlebte unter seinen weiteren Generälen einen noch größeren Aufschwung. Durch seine eigenen Niederlassungen, die Gunst des Papstes und sein Geschick im Umgang mit Geld stand er sehr bald auf eigenen, festen und sicheren Füßen.

Das Gelübde der Armut gehörte neben dem Gelübde der Keuschheit und dem Gelübde des Gehorsams zwar zu einem der drei Grundpfeiler des Ordens, doch das galt nur für den einzelnen Jesuiten, nicht aber für den Orden. Der Einzelne musste jedem Luxus, jedem Wohlstand und jedem materiellen Besitz entsagen.

---

152 „Das Höllen-Dogma ist mehr wie jedes andere ein Pfaffen-Dogma, d.h. ein Dogma, erfunden von einer die Menschen in Angst halten wollenden herrschsüchtigen Pfaffenkaste.“ und „Mit ihm (dem Teufel), mit der Furcht vor ihm schlägt man dort drüben alles tot, was von Freiheit und Selbstständigkeit sich regt.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

Die Habsucht und Geldgier der Jesuiten zur Bereicherung des Ordens dagegen kannte keine Grenzen. Zugute kam ihnen, dass man sie nicht sogleich als Jesuiten erkannte. Der Jesuitenorden hatte keine eigene Ordenstracht[153] und seine Mitglieder lebten auch nicht in Klöstern, wie man das von den bisherigen christlichen Orden kannte. Der Jesuit passte sich den Sitten und Gebräuchen des Landes an, in dem er sich gerade befand. Und genau wie er sein Äußeres seinem Umfeld anpasste, passte er sein Inneres jeweils der in diesem Umfeld vorherrschenden Meinung an. Der Jesuit konnte alles sein und jegliche politische Richtung einnehmen, um möglichst schnell in führende Positionen zu gelangen. Aber nur, um in dieser Position dann dem Orden und seinen Zielen zu dienen. Auf diese Weise scheffelten die Brüder Geld und Gold, wo sie nur konnten, um es dann an geeigneten Stellen zum Wohle Christi und ihres Ordens einzusetzen[154].

Und diese geeigneten Stellen waren nicht etwa die dreckigen und heruntergekommenen Armenviertel dieser Welt, sondern kon-

---

153 „Um also einen freieren Zutritt zu den Irrgläubigen…durften wir nichts Auffallendes in unserer Kleidung haben …, denn sonst wären wir den Irrgläubigen ein Gegenstand des Abscheues gewesen …, und dadurch wäre einer der Hauptzwecke, weshalb Gott unsere Gesellschaft gegründet hat, vereitelt worden.“ Und „Die Geheimnisse aller Regierungen von ganz Europa … waren in ihren Händen. Von einem protestantischen Lande zum anderen schlichen sie in Verkleidungen, als heitere Kavaliere, als einfache Bauern, als puritanische Prediger.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

154 „… meisterhaft aus seinen geistlichen Verrichtungen Geld und Gold zu gewinnen; kein im Erwerbsleben Stehender übertrifft ihn hierin an Geschick und auch nicht an Gier.“ Und „Als der österreichische Staat unmittelbar nach Aufhebung des Ordens dessen Vermögen amtlich festhielt, belief es sich für Böhmen, Mähren und Schlesien … auf 15.145.220 Gulden.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

sequenterweise Schlüsselstellungen bei politischen Machthabern. Ob als Beichtvater oder als Erzieher von Kindern des Hochadels, Jesuiten wurden zu den begehrtesten Akademikern in Adelskreisen. Ihr politischer Einfluss wuchs beständig an. Natürlich standen sie hierbei nicht in vorderster Front. Sie machten ihren Einfluss unauffällig aus dem Hintergrund geltend[155]. Als allmächtige Beichtväter lenkten sie das Gewissen der Fürsten und Könige und als Lehrer bildeten sie die kommenden Generationen der Herrscher aus[156]. Als Rat- und Geldgeber mischten sie überall mit. Höchste Priorität hatte dabei die Verwurzelung ihrer Schäfchen im einzig wahren katholischen Glauben.

Der Orden mit seiner militärischen Ordnung, seiner klaren Hierarchie, seinem Geld und seiner zentralen Leitung, dazu seine Mitglieder mit ihrer anerzogenen Unterwürfigkeit, ihrem absoluten Gehorsam, ihrer Gefühlslosigkeit und ihrem hohen theologischen Wissen und Intellekt machten ihn zur Hauptwaffe der Gegenreformation. Er hatte nur einen Zweck: den alten Absolutheitsanspruch der katholischen Kirche wiederherzustellen. Und da dieses Ziel durchzusetzen im Moment im Deutschen Reich nicht möglich war - hier waren um 1570 siebzig Prozent der Bevölkerung protestantisch - widmete sich die Kirche erstmal anderen europäischen Ländern.

---

155 „Durch jesuitische Schriftstücke, die man in Bergamo und Padua aufgegriffen hat, ist erwiesen, das die Jesuiten die Beichten dazu benutzen, um sich über die Fähigkeiten, die Gemütsart und die Lebensweise der Beichtenden, über die wichtigsten Angelegenheiten aller Städte, wo sie wohnen, Kenntnis zu verschaffen, und dass sie ein so genaues Verzeichnis von allen hätten, dass sie die Kräfte, die Mittel, die Verhältnisse von jedem Staat und von allen Familien wissen.“ (Brief M. de Canaye an König Heinrich IV. aus Deschner: Kriminalgeschichte des Christentums, Band 9)

156 „Fast alle Könige und Fürsten Europas hatten nur Jesuiten als Lenker ihres Gewissens, sodass ganz Europa nur von Jesuiten beherrscht zu sein schien.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

In Polen hatte die Reformation ebenfalls Fuß gefasst. Zahlreiche reformatorische Bewegungen hatten dort Gemeinden gegründet. Bereits im Jahr 1550 war die Mehrheit der weltlichen Mitglieder des polnischen Reichtages evangelisch. Das änderte sich jedoch, als König Sigismund III. Wasa 1587 König von Polen wurde[157]. Den König hatte seine Mutter von Jesuiten erziehen und ausbilden lassen. Mit all seiner Macht förderte er den Jesuitenorden. Diese hatten es dadurch nicht schwer, die polnische Oberschicht vom rechten Glauben zu überzeugen. Gab es unter den Vorgängern Sigismunds noch die freie Religionsausübung, war es damit bald vorbei. Alles Nichtkatholische wurde in der Folge zurückgedrängt und bekämpft. Evangelische Kirchen wurden niedergebrannt und deren Neubau verboten. Schon bald gab es die Todesstrafe, wenn man vom katholischen Glauben abfiel. Polen wurde so innerhalb von ein paar Jahrzehnten wieder zu dem, was es vorher auch war: zu einem streng katholischen, treuen Untertan des Papstes. Der Jesuitenorden hatte ganze Arbeit geleistet und seinen Herrn in Rom nicht enttäuscht.

Da der katholische Sigismund nicht nur König von Polen, sondern nach dem Tod seines Vaters ab 1594 auch König des evangelischen Schwedens war, versuchte er selbstverständlich auch dort unter Mithilfe seiner jesuitischen Freunde die Gegenreformation voranzutreiben. Seine Pläne wurden jedoch durchschaut und von den führenden politischen Kreisen Schwedens vereitelt. Sigismund zettelte daraufhin einen Krieg an, der mit Unterbrechungen bis 1629 andauern sollte. Schweden gewann den Krieg und Sigismund

---

157 Der offizielle Titel lautet: „König von Polen, Großfürst von Litauen, Rus, Preußen, Masowien, Samogitien, Livland, ebenso Erbkönig der Schweden, Goten und Vandalen.“ Im Jahr 1587 gibt es noch den König der germanischen Goten und Vandalen, obwohl diese doch angeblich über 1000 Jahre zuvor im Rahmen der Völkerwanderung ihre Heimat verlassen hatten. Dies ist ein weiteres Indiz, dass die Slawen in Wirklichkeit Ostgermanen sind.

verlor, sehr zum Ärger der katholischen Kirche, seinen Anspruch auf den Schwedenthron. So gab es in der Folge die evangelische Linie der Wasa-Dynastie in Schweden und die katholische Linie der Wasa-Dynastie in Polen.

England konnte, wie Schweden, eine Rekatholisierung abwehren. 1531 hatten die Engländer ihren König zu ihrem kirchlichen Oberhaupt erklärt. Die Autorität des Papstes war damit gebrochen und es entstand eine eigenständige anglikanische Kirche. Unter Edward VI. aus dem Hause Tudor näherte sich diese stark dem Protestantismus auf dem Festland an. 1553 starb Edward VI. und seine katholische Halbschwester Maria Tudor bestieg den Thron. Schon bald wurde sie von einer der besten Partien der damaligen Welt, ihrem Neffen zweiten Grades, dem spanischen Kronprinzen Philipp, umworben. Sie heirateten 1554 und nur ein Jahr später, nach dem Versagen seines Vaters Karl im Rahmen des Augsburger Religionsfriedens, wurde er unter dem Namen Philipp II. der neue König von Spanien.

Spanien war fest in der Hand des Papstes. Mit Hilfe der Inquisition wurde jedwede andere Glaubenslehre bekämpft. Aufgrund der schier unerschöpflichen Gold- und Silberlieferungen aus den habsburgischen Überseebesitzungen stieg Spanien unter Philipp II. zur vorherrschenden Weltmacht auf. Philipp wurde zum mächtigsten Mann der Welt. Als tiefgläubiger, frommer Katholik verfolgte er sein Leben lang nur ein Ziel: die Gegenreformation. Er stand dem Jesuitenorden in seinen Bemühungen in nichts nach.

Mit so einem Ehemann im Rücken meinte die englische Königin, in ihrem Land schalten und walten zu können, wie sie wollte. Es setzte, wohlwollend von ihrem Mann beobachtet, eine Welle der Verfolgung gegen alles Nichtkatholische ein. Maria Tudor ging dabei so skrupellos, brutal und mordend vor, dass sie am Ende ihrer nur sechs Jahre dauernden Amtszeit den Beinamen „die Blutige“ bekam. Nach dem Tod der „Bloody Mary“ atmete das Land erleichtert auf. Nachfolgerin wurde ihre protestantische Schwester Elisabeth I.

Witwer Philipp II. machte der neuen Königin von England schon bald einen Heiratsantrag, den diese jedoch dankend ablehnte[158]. Schon bald darauf streckte er seine Fühler nach der namensgleichen französischen Prinzessin Elisabeth aus, um in Frankreich bei der Vergabe von Posten und Titeln im Sinne des Katholizismus ein Wörtchen mitreden zu können.

Die neue englische Königin Elisabeth I. setzte während ihrer lang andauernden Regentschaft voll und ganz auf die anglikanische Kirche. Das hatte natürlich die Feindschaft Roms zur Folge. Alle Versuche und Intrigen, England für die Papstkirche zurückzugewinnen, schlugen aber fehl. Am bekanntesten ist wohl der Plan der Kurie, die katholische Maria Stuart auf den Thron zu bringen. Papst Pius V. erließ 1570 erst die Bulle Regnans in Excelsis, mit der er Elisabeth exkommunizierte, ihr den englischen Thron absprach und englischen Katholiken mit der Exkommunikation drohte, falls sie Elisabeth weiterhin die Untertanentreue hielten. Als dies nicht den gewünschten Erfolg brachte, zettelte der päpstliche Geheimagent Ridolfi eine Verschwörung mit dem Ziel an, Elisabeth ermorden zu lassen und sie durch Maria Stuart zu ersetzen. Der Komplott konnte jedoch rechtzeitig aufgedeckt werden und den Verschwörern wurden die Köpfe abgeschlagen. Maria Stuart nahm man gefangen, ließ sie aber am Leben. Sie war damit eine stete Gefahr für den anglikanischen Königsthron.

Elisabeth war klar, dass der Katholizismus keine Ruhe geben würde, und so begann sie ihren Widersacher dort anzugreifen, wo er am empfindlichsten zu treffen war: an seinem Geldbeutel. Sie unterstützte den Seekrieg englischer Piraten in den spanischen Kolonien und baute die englische Flotte aus. Die Kaperfahrten der englischen Seefahrer wurden legendär und fügten dem spanischen Handel großen Schaden zu. Reichlich Gold, Edelsteine und Silber,

---

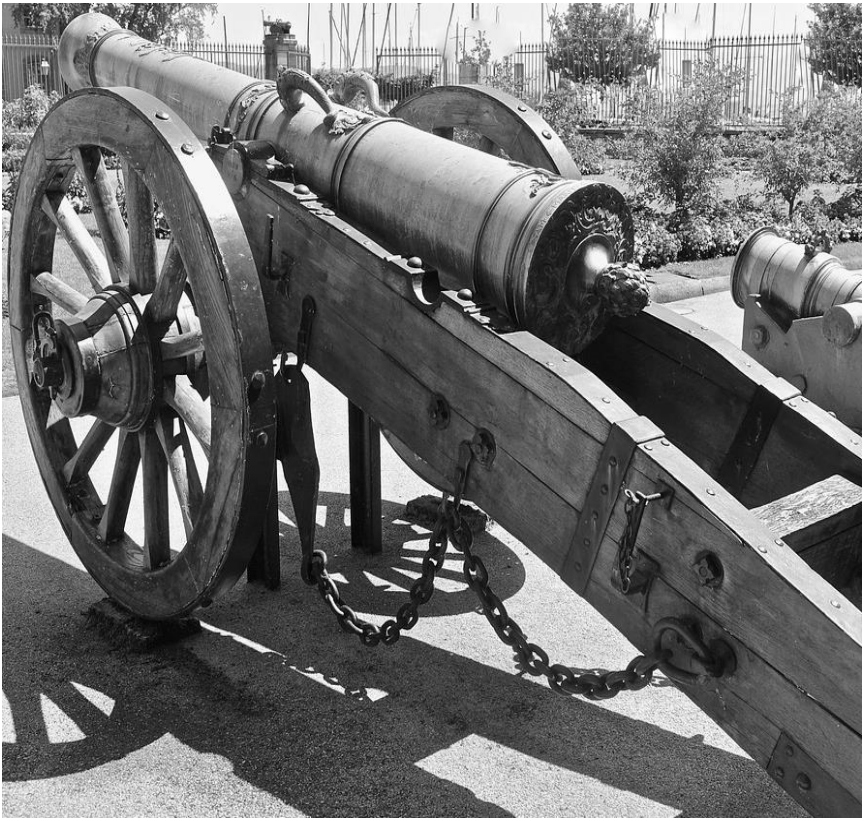
158 „Meine Schwester hat durch die Heirat mit Euch die Gunst ihres Volkes verspielt, glaubt ihr, ich werde denselben Fehler machen?“ (Wikipedia über Philipp II)

das eigentlich in Spanien landen sollte, fand seinen Weg nach England. Diese Politik Elisabeths war der Grundstein für Englands späteren Reichtum und begründete das zukünftige Empire. Der bekannteste Pirat dieser aufstrebenden Seemacht war Francis Drake, den Königin Elisabeth für seine Verdienste um die englische Sache in den Adelsstand erhob und zum Vizeadmiral ernannte. Die Katholiken schäumten angesichts dieser Provokation vor Wut, denn Philipp II. hatte mehrmals von Elisabeth die Auslieferung dieses Piraten verlangt. Die dachte natürlich gar nicht daran, ihr bestes Pferd im Stall herauszugeben.

Der nächste Versuch, Elisabeth ermorden zu lassen und durch Maria Stuart zu ersetzen, war damit vorprogrammiert. Er erfolgte durch den Jesuiten John Ballard im Jahr 1584. Ballard hatte sich für die geplante Aktion die Zustimmung des Papstes Gregor VIII. geholt. Mit seinem Segen, besser gesagt in seinem Auftrag, ging der fromme Mann ans Werk. Doch auch diese Verschwörung schlug fehl und diesmal ließ Elisabeth nicht nur die führenden Köpfe hinrichten, sondern auch Maria Stuart. Dreimal musste der Henker auf ihren Hals einschlagen, bis sich ihr Kopf endlich von ihrem Rumpf trennte.

Der Papst hatte im Kampf um England eine weitere herbe Niederlage einstecken müssen, zumal ihm diesmal die Beteiligung an der Verschwörung durch den Jesuiten Ballard eindeutig nachgewiesen werden konnte. Innenpolitisch führte diese Geschichte zu einer Stärkung Elisabeths und ihrer Politik der nationalen Einigung Englands.

Nach diesen gescheiterten politischen Intrigen blieb dem Papst nur noch der militärische Versuch, England zu rekatholisieren. Zu diesem Zweck bereitete Philipp II. eine Invasion Englands vor. Die Hauptlast dieses Angriffs sollte seine hochgerüstete Seeflotte, die spanische Armada, tragen. Sie wurde aber 1588 von den Engländern besiegt und die Gefahr der Invasion war gebannt. Nachdem man sich noch weitere Jahre auf den Weltmeeren bekriegt hatte, schlossen Spanien und England 1604 einen Friedensvertrag.



Die Gegenreformation

England blieb protestantisch und war für die Papstkirche verloren. Die in diesen Kriegen erzielte religiöse und nationale Einigung wurde prägend für das englische Volk.

Die bekannteste Schandtat der Gegenreformation in Frankreich war die Pariser Bluthochzeit, die unter dem Namen Bartholomäusnacht in die Geschichte eingegangen ist. Katharina de Medici war nach dem Tod ihres Mannes die Königin von Frankreich geworden. Später hatte sie als Regentin ihrer noch minderjährigen Söhne großen Einfluss auf die französische Politik. Die Familiendynastie der Medicis war traditionell eng mit dem Papsttum verbunden.

Und so wundert es nicht, dass sie ihre Tochter Elisabeth Anfang des Jahres 1560 dem spanischen König Philipp II. zur Frau gab, obwohl dieser noch kurz zuvor versucht hatte, die protestantische Königin von England zu heiraten. Philipp II. war halt zu allem bereit, um dem wahren Glauben zum Sieg zu verhelfen. Etwas, was den Medicis natürlich gut gefiel.

Wie überall in Europa, hatte auch in Frankreich die Bewegung der Protestanten starken Zulauf. Hier hatte sich eine auf die Lehre Calvins[159] berufende Bewegung gegründet. Ihre Anhänger nannten sich Hugenotten[160]. Ihr ständig wachsender Einfluss hatte bereits zu mehreren innerfranzösischen Auseinandersetzungen geführt. In diesen Hugenottenkriegen erkämpften sich die Protestanten das Zugeständnis, ihren Glauben frei leben zu können. Nur widerwillig und unter übelsten Beschimpfungen von der Papstseite aus stimmte Königin Katharina der Vereinbarung zu. Die Versprechungen wurden jedoch immer wieder gebrochen, zugesagte Rechte nicht beachtet und jedem Friedensabschluss folgten neuerliche Schikanen in Form von einschränkenden Erlassen und Unterdrückungen. Der Gegensatz zwischen Hugenotten und Katholiken wurde immer größer und die daraus resultierenden innenpolitischen Spannungen schwächten Frankreich stark. Gefährlich für die katholische Kirche wurde es, als Karl, der jugendliche Sohn der Königin, zunehmend unter den Einfluss des Hugenottenführers Admiral Coligny geriet. Dieser vertrat eine strikt antispanische Haltung und wollte ein vom Papst unabhängiges Frankreich. Um dieses Ziel zu erreichen, war es aus Colignys Sicht notwendig, eine Einigung zwischen Hugenotten und Katholiken zu erzielen. Er nahm daher bereitwillig das Angebot Katharinas an, das Kriegsbeil zwischen den beiden Parteien mit Hilfe einer Hochzeit zu begraben. Die jüngste Tochter

---

159 Johannes Calvin 1509-1564 war ein Reformator französischer Abstammung und Begründer des Calvinismus

160 Seit 1560 gebräuchliche Bezeichnung für die französischen Protestanten.

Katharinas, die katholische Prinzessin Margarethe, sollte die Frau des jungen Hugenottenführers Heinrich von Navarra werden. Es war aus Sicht der Hugenotten ein ehrlicher Versuch der Aussöhnung und ein wichtiger Schritt in Richtung Gleichberechtigung. Die symbolträchtige Hochzeit fand am 18.08.1572 statt. Die Vermählung wurde von dem Kardinal Charles de Bourbon vorgenommen, einem Onkel des protestantischen Bräutigams Heinrich. Zu dem anschließenden mehrtägigen Hochzeitsfest versammelten sich alle führenden französischen Protestanten in Paris. Von überall her gesellten sich die Hugenotten in die Stadt der Liebe, um diesem Großereignis beizuwohnen.

Das Hochzeitsfest stellte sich als hinterhältige Falle der französischen Königin heraus. Sämtliche führenden Hugenotten wurden während der Feierlichkeiten innerhalb einer Nacht massakriert, unter ihnen auch ihr Anführer Admiral de Coligny. Der Blutrausch weitete sich in der gleichen Nacht auf die Straßen von Paris aus und tausende Hugenotten wurden niedergemetzelt. Die Welle der Gewalt ebbte nicht ab und übertrug sich auf das ganze Land. Frankreichweit kam es zu schweren Ausschreitungen gegen die Hugenotten. Sie wurden wahllos ermordet, wo man ihrer habhaft werden konnte.

Der junge Gemahl Heinrich von Navarra wurde gefangen genommen. Er konnte sein Leben retten, indem er beim Papst demütig um die Aufnahme in die katholische Kirche bat. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Er wurde später als Heinrich IV. König von Frankreich. Nachdem Papst Clemens VIII. seine Ehe mit Margarethe annulliert hatte, heiratete er eine di Medici. Als er 1610 einen Einfall in die spanischen Niederlande plante, fiel er einem Attentat zum Opfer.

Die Bedrohung für die katholische Religion in Frankreich war mit der Bartholomäusnacht gebannt. Zum Dank und als Erinnerung an die Ermordung von zigtausenden Andersgläubigen ließ Papst Gregor XIII. eine Gedenkmünze prägen. Er ordnete für alle katholischen Kirchen an, das Te Deum zu singen. Man lobte,

preiste und dankte dem Herrn für seine göttliche Hilfe beim Gelingen des Massakers. Damit das Ereignis eine weitere passende Würdigung erfuhr, wurde der Maler Vasari[161] damit beauftragt, im Königssaal des apostolischen Palastes dieses Ereignis zu verewigen.

Der Krieg des Papstes gegen andere europäische Länder, wie zum Beispiel den Niederlanden, lief vom Grundsatz her nicht anders als die hier bisher erwähnten Schandtaten. Am Ende des Prozesses waren die europäischen Fronten abgesteckt. Die Papstkirche hatte zwar nicht alle Ziele erreichen können, doch es reichte, um nun endlich gegen den verhassten Erzfeind vorgehen zu können. Wieviel Ärger hatten ihnen diese deutschen Völker schon eingehandelt. Wieder war es einer aus ihren Reihen, der ihnen schwersten Schaden zugefügt hatte. Hundert Jahre, nachdem Martin Luther seine Thesen in Wittenberg an die Schloßkirche geschlagen hatte, war es soweit. Wie außerhalb des Reiches die Fronten geklärt waren, war es auch innerhalb des Reiches. Die Katholiken hatten sich zur Liga zusammengeschlossen und die Protestanten zur Union. Was folgte, war der dritte dreißigjährige Krieg Roms gegen das germanische Freiheitsdenken.

---

161 Vasari führte den Begriff der Gotik in die Baukunde ein. Er kreierte ihn, um den germanischen Baustil zu brandmarken. Einen ähnlichen Versuch unternahmen die Engländer Jahrhunderte später mit dem Markensiegel „Made in Germany“.

Kriegsende

Es war das Jahr 1649. Ein abgerissener Soldat ging seines Weges, der ihn entlang eines mit Büschen und Sträuchern eingefassten Bachlaufes führte. Er näherte sich einem Dorf, beziehungsweise dem kläglichen Rest von dem, was vor dreißig Jahren einmal ein Dorf gewesen war. Die Gegend, die er durchwanderte, war ein Teil seiner alten Heimat. Als Sohn eines niedrigen protestantischen Adligen war er vor fünfzehn Jahren in den Krieg gezogen, in dessen Verlauf er es bis zum Ausbilder im Rang eines Feldwebels gebracht hatte. Die Wirren des Krieges hatten ihn einiges erleben und sehen lassen. Nun war der Krieg vorbei. Er war im Westfälischen Frieden beendet worden. Die Ergebnisse für das deutsche Volk waren aus seiner Sicht verheerend.

In religiösen Fragen war man auf dem gleichen Stand wie vor dem Krieg. Der Papst hatte sein Ziel, die Rückeroberung Deutschlands, nicht erreicht. So war es kein Wunder, dass er sich vehement gegen die Friedensbemühungen gewehrt hatte und stets für eine Weiterführung des Krieges geworben hatte. Als der Westfälische Frieden zum Abschluss kam, erklärte er dessen Ergebnisse für nichtig[162]. Die religiösen Vereinbarungen, wie die Gleichberechtigung der Religionen oder die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens, nahm er mit Abscheu zur Kenntnis. Eine Gleichberechtigung der Religionen würde der Vatikan niemals akzeptieren.

Mit den politischen Ergebnissen dagegen musste der Papst nach Meinung des Soldaten ganz zufrieden sein. Die Schweizer und die Niederländer waren aus dem Deutschen Reich ausgeschieden und

---

[162] Der Papst erklärte: „kraft Apostolischer Machtvollkommenheit den Artikel des Westfälischen Friedens für nichtig, ungültig, unbillig, ungerecht, verdammt, verworfen, vergeblich, der Kräfte und Erfolge entbehrend für alle Zukunft, niemand sei zu ihrer Einhaltung verpflichtet." (Wikipedia unter Zelo domus Dei)

nun eigenständige Staaten. Mit den Niederlanden war auch das Rheindelta verloren. Da Vorpommern sowie die Länder um die Flussmündungen von Weser, Elbe und Oder Schweden zugeteilt worden waren, hatte Deutschland seine sämtlichen großen Flussmündungen verloren und war quasi vom Welthandel ausgeschlossen. Frankreich hatte das Elsass und mehrere größere Reichsstädte wie Metz und Wirten, französisch Verdun, erhalten. Zusätzlich zu den territorialen Gewinnen hatten Schweden und Frankreich Rechte bekommen, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches einzumischen.

Die deutschen Fürsten hatten die volle Souveränität über ihre jeweiligen Territorien erhalten. Das Reich war komplett zerstückelt worden und eine einheitliche nationale Entwicklung, wie sie zum Beispiel England genommen hatte, damit verhindert. Es gab jetzt etwa 300 deutsche Staaten, in denen jeder Herrscher seine eigenen Interessen verfolgte. Selbst Klein- und Kleinststaaten war es erlaubt, Bündnisse mit ausländischen Staaten abzuschließen. Mit Hilfe dieser Regelung war es in den folgenden Jahrhunderten ein Leichtes, die Deutschen gegeneinander auszuspielen und ausländische Interessen im Reich durchzusetzen. Als Währungen gab es den Gulden, Taler, Pfennig, Groschen, Heller, Schilling, Kreuzer, Batzen oder die Mark. Das alte römische Prinzip „Teile und Herrsche“ war niemals leichter zu erkennen gewesen als in diesem Friedensvertrag.

Von den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Folgen des Dreißigjährigen Krieges würde sich das deutsche Volk lange nicht erholen können. Da war sich der Offizier sicher. Über die Opferzahlen gab es keine gesicherten Zahlen. Ganze Landstriche waren wie leer gefegt, Städte und Dörfer verwüstet. In einigen Gegenden konnte man tagelang gehen, ohne auch nur eine Menschenseele anzutreffen.

Die Einstellung des Feldwebels hinsichtlich des Christentums hatte sich im Verlauf des Krieges komplett verändert. War er anfangs noch überzeugt davon gewesen, für den rechten Glauben zu

kämpfen, war er nun auf dem Boden der Tatsachen angekommen. Am liebsten hätte er die ganze Welt in seine Heimat eingeladen, um ihr zu zeigen, wohin religiöser Wahn und blinder Glaubensfanatismus führte. Deutschland war nach dem Ende der jahrhundertelangen absoluten Herrschaft des Christentums zu einer Wüste verkommen. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht war der freie Geist ausgelöscht. Wahrheitssucher landeten nach Folter und sadistischster Quälerei auf dem Scheiterhaufen. Niemals vor und niemals nach der Blüte des Glaubens an den einzig wahren Gott hatte man sich grausamere Methoden ausgedacht, um freie Menschen seelisch und körperlich umzubringen. Diese schreckliche Erkenntnis war zugleich der Beginn der Befreiung für ihn gewesen.

Kurz vor einer Kurve ließ ihn eine glockenhelle Frauenstimme langsamer werden. Er dämpfte seine Schritte und duckte sich ein wenig, um nicht gleich gesehen zu werden. Langsam ging er weiter und schaute vorsichtig um die Biegung. Eine abgemagerte junge Frau mit einem hübschen Gesicht saß seitlich zu ihm im grünen Gras am Ufer des Baches und spielte mit einem Maikäfer, der auf ihren Händen behäbig hin und her krabbelte. Sie konnte eine einfache Magd, aber auch eine besser gestellte Bürgerstochter sein. So genau konnte man das in diesen Zeiten nicht mehr erkennen. Der Krieg hatte viele gleichgemacht. Er schätzte die Frau auf etwa siebzehn bis zwanzig Jahre. Sie hatte ihn offensichtlich nicht bemerkt. Traurig schaute sie auf den Maikäfer, wobei ein paar Tränen ihre Wangen herabkullerten. Dann erklang ihre wunderschöne Stimme erneut.

„Maikäfer flieg,
dein Vater ist im Krieg,
die Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg!“

Der Maikäfer.

Doch der Maikäfer machte keine Anstalten, die Hände der jungen Frau zu verlassen.

„Na, kleines Käferchen. Wenigstens du willst bei mir bleiben. Vielleicht ist das ja ein Zeichen, dass alles in Zukunft gut wird“, redete sie mit sich selber. Ein hoffnungsvolles Lächeln huschte dabei über ihr Gesicht.

Der Mann hatte genug gesehen. Leise ging er ein paar Meter zurück und holte einen Apfel aus der Tasche. Dann ging er laut pfeifend die kurze Strecke noch einmal, wobei er den Apfel immer mal wieder in die Höhe warf. Er ging um die Biegung und tat freudig überrascht, als er die Frau erblickte.

„Holla! Was machst du denn hier so alleine? Du solltest besser auf dich aufpassen und lieber ins Dorf zurückkehren. Es sind schlimme Zeiten.“

Die Angesprochene erschrak und der Maikäfer flog auf und davon. Schnell hatte sie sich jedoch wieder gefangen.

„Der Krieg ist vorbei!“

„Da hast du Recht. Aber trotzdem treibt sich noch viel Gesindel in der Gegend herum. Du solltest also vorsichtiger sein.“

„Danke für den Ratschlag. Ich werde ihn beherzigen. Aber allzu unvorsichtig kann ich in meinem bisherigen Leben wohl nicht gewesen sein, denn dann hätte ich diesen Wahnsinn wohl kaum überlebt.“

Bei ihren Worten schaute sie verstohlen auf den Apfel. Der Blick war dem ehemaligen Soldaten natürlich nicht entgangen.

„Das hört sich logisch an. Hast du Hunger? Blöde Frage, was?“

Der Soldat setzte sich neben die Frau ins Gras und reichte ihr den Apfel. Sie griff sofort zu und biss sich ein großes Stück heraus. Dann reichte sie ihn wieder zurück.

„Du kannst ihn aufessen.“

„Wirklich?“, fragte die Frau ungläubig.

„Natürlich, aber wenn du magst, kannst du mir das schöne Lied, was du eben geträllert hast, nochmal vorsingen. Es hat sich sehr schön angehört. Woher kommt es denn?“

Sie antwortete nicht sogleich, sondern aß erstmal hastig den Apfel auf. Innerhalb kürzester Zeit verschwand das Stück samt Gehäuse und Innenleben in ihrem Bauch.

„Das Lied ist von mir. Ich habe es mir ausgedacht."

„Du?"

„Ja, ich. Es ist so aus mir herausgekommen."

Der Mann staunte. Er hatte wenig Verständnis für Kunst und noch weniger für Musik. Aber diese eingängige, schöne Melodie hatte ihn verzaubert. Er dachte an seine bescheidenen künstlerischen Fähigkeiten und musste daran denken, wie er einmal einen Baum malen wollte. Das Ergebnis sah aus wie ein großes Brett mit vielen anderen kleinen Brettern daran. Er schmunzelte. Die Frau sah zu Boden. Sie schämte sich ein wenig, den Apfel so verschlungen zu haben und führte das Grinsen des Soldaten darauf zurück.

„Jetzt ist das Geld weg, was du für den Apfel ausgegeben hast. Und du hast noch nicht mal etwas davon gehabt. Das tut mir leid."

Der Soldat schüttelte den Kopf.

„Das braucht dir nicht leidzutun. Das Geld ist nicht weg, sondern der Apfel!"

„Ach, hattest du ihn geklaut?"

„Nein!"

„Wie kannst du dann das Geld noch haben?"

„Nicht ich habe das Geld, sondern jemand anderes!"

„Ich weiß nicht, was du meinst."

„Es gibt einen großen Unterschied zwischen Waren und Geld. Waren, wie zum Beispiel dein Apfel, verfallen, Geld nicht. Das Geld unterliegt einem Kreislauf. Ich erkläre es dir an einem Beispiel. Hat euer Landesherr zufällig in diesem Jahr die Steuern erhöht?"

„Ja, weil das Geld für den Wiederaufbau des Landes benötigt und davon natürlich nach diesem langen Krieg nicht mehr viel da ist."

„So ist es überall, egal wo du hinkommst! Der Krieg hat angeblich Unsummen an Geld verschlungen. Aber das stimmt nicht! Es ist eine Lüge! Das Geld ist ja nicht weg, nur weil ich es ausgebe. Pass auf! Gleich wird es klarer. Weißt du, wer der größte Kanonenhersteller in diesem Fürstentum während des Krieges war?“

„Die fürstliche Gießerei.“

„Und wer hat dort die meisten Kanonen bestellt?“

„Na der Fürst.“

„Womit hat er die bezahlt?“

„Na mit seinem Geld!“

„Und woher bekommt er sein Geld?“

„Aus den Steuern und Abgaben.“

„Richtig! Genau richtig. Wem gehört die fürstliche Gießerei?“

„Natürlich dem Fürsten.“

„Jetzt überleg mal, ob es stimmen kann, wenn der Fürst erklärt, dass kein Geld da ist, weil er im Krieg so viel für Waffen ausgeben musste.“

Das Mädchen dachte nach. Ein erkennender Ausdruck machte sich auf ihrem Gesicht breit.

„Ich hab’s! Das eingenommene Steuergeld hat er für die Kanonen ausgegeben. Da er die Kanonen selbst produziert, bekommt er das Geld dafür wieder zurück. Nur die Kanonen können durch Zerstörung, Diebstahl oder was auch immer verschwinden. Das Geld nicht. Der Fürst hat es immer noch.“

„Sehr gut. Das Geld wurde nur umverteilt. Das, was vorher der Bevölkerung gehörte, ist in die Taschen des Fürsten gewandert.“

Die Frau staunte. Sie hatte mit einem Male die ganze Tragweite der Schlechtigkeit des Systems erkannt. Das Geld war nicht weg, sondern nur umverteilt worden. Und die größten Schurken hatten sich mit dem Leid anderer die Taschen vollgestopft. Sie war empört.

„Das ist ja eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit. Jetzt weiß ich endlich, warum mein Vater unsere Güter verloren hat und warum er immer um die Gunst des Fürsten bis hin zur Selbster-

niedrigung gebuhlt hat. Er brauchte Aufträge, um an Geld zu kommen und um uns und unsere Besitzungen versorgen zu können. Und ich habe ihn für sein zu Kreuze kriechen auch noch verachtet. Wie dumm von mir."

Den letzten Satz hatte sie leise und vorwurfsvoll ausgesprochen. Der Soldat nahm die junge Frau tröstend in den Arm.

„Mach dir keine Vorwürfe. Du wusstest es halt nicht besser. Dein Vater ist mit Sicherheit ein guter Mensch."

Die Frau schaute auf.

„War! Es hat ihm nämlich alles nichts genutzt. Der jesuitische Beichtvater des Fürsten hat unsere Besitzungen, nachdem es wirtschaftlich immer schneller bergab ging, für wenig Geld gekauft. Sie gehören jetzt dem Jesuitenorden. Die weitere Verarmung unserer Familie konnte aber auch der Verkauf nicht aufhalten. Meine Eltern sind darüber gestorben."

Sie hielt ihre Handflächen vors Gesicht und fing an zu weinen. Sie dachte daran, dass ihre Eltern tot waren. Und das nur wegen des Geldes. Hätten sie genug gehabt, wären sie wahrscheinlich trotz des Krieges noch am Leben[163]. Der Mann nahm, nachdem die Frau sich ausgeweint hatte, seinen Arm wieder von ihren Schultern zurück.

„Die Erkenntnis ist schlimm. Aber nutze sie, um es in Zukunft besser zu machen. Wie heißt du eigentlich?"

„Lara!"

„Du scheinst einer wohlhabenden Familie zu entstammen, wenn ihr mehrere Güter besessen habt."

„Meine Familie stammt aus niedrigem Landadel. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir jemals wohlhabend gewesen sind. Viel-

---

163 Der größte Teil der Sinnvollen Biologischen Sonderprogramme hat laut Dr. Hamer mit Geld zu tun. Daher ist die Lebenserwartung reicher Leute bedeutend höher als die von denen, die in Armut leben.

leicht war es einmal so. Ich kenne jedenfalls nur Krieg und Hunger."

Der Soldat hatte bei der Nennung des Namens Lara überrascht seinen Kopf angehoben. Er schaute sich nun das Mädchen etwas genauer an. Sie hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit seiner Mutter. Lara blickte auf. Die Trauer wich der Wut. Und sie schimpfte los.

„Und dieser Mistkerl erhöht nun gleich wieder die Steuern, obwohl er sich mit Hilfe des Krieges gerade erst maßlos bereichert hat. Was für ein Blödsinn, wenn man im Dorf erzählt, der Fürst hätte 10.000 Taler in Form von Kanonenkugeln verpulvert. Natürlich ist das Geld nicht weg! Die Idee, diese Halbwahrheit zu streuen, haben ihm mit Sicherheit seine jesuitischen Freunde um seinen Beichtvater ins Ohr gesetzt."

Das Mädchen dachte an das Wenige, was bei ihr von den Gesprächen ihrer Eltern über Politik hängengeblieben war. Oft war es darin um den Einfluss der Jesuiten auf das Weltgeschehen gegangen.

Der berühmteste Jesuit in Deutschland war Petrus Canisius gewesen. Er bekam sogar den Ehrentitel „Zweiter Apostel Deutschlands" und galt damit als Nachfolger des Heiligen Bonifatius. Zufälligerweise wurde er an dem Tag geboren, an dem der Kaiser die Reichsacht über Luther verhängt hatte. Für Canisius war es kein Zufall, sondern ein göttliches Zeichen, sein Leben dem Willen Gottes zu opfern.

1594 wurde durch den Studenten Jean Chatel ein missglücktes Attentat auf den durch die Bartholomäusnacht berühmt gewordenen Heinrich IV., den König von Frankreich, verübt. Es stellte sich bei den anschließenden Ermittlungen heraus, dass das Attentat durch Jesuiten geplant und in Auftrag gegeben worden war. Offenbar traute man dem ehemaligen Hugenotten Heinrich IV. nicht über den Weg. Sechzehn Jahre später kam es zu einem erneuten, diesmal erfolgreichen Mordanschlag auf den König. Auch dieses Mal vermutete man die Jesuiten dahinter, doch nachweisen konnte man ihnen nichts. Nachfolger auf den Königsthron wurde Hein-

richs noch minderjähriger Sohn Ludwig. Doch selbst nach dessen Volljährigkeit war es seine herrschsüchtige Mutter Maria di Medici, die das Sagen hatte. Zu ihrem engsten Vertrauten wurde der berühmte Kardinal Richelieu. Lara schauderte es, als sie daran dachte, wieviel Leid allein dieser Kardinal mit seinen Söldnerbanden über ihre Heimat gebracht hatte. Was hatte ein französischer Kardinal hier zu suchen gehabt? Warum kümmerte er sich nicht um seine Angelegenheiten? Warum predigte er „Du sollst nicht töten“, verantwortete aber den Tod von zigtausend Menschen?

Genau wie in ihrem kleinen Fürstentum ein jesuitischer Beichtvater enormen Einfluss auf die Fürstenpolitik ausübte, war es in den hohen Adelskreisen. So war der Beichtvater des herrschenden Kaisers vor dem Krieg der Jesuit Maggio. Kaiser Rudolf II. vertraute sich ihm in allen Angelegenheiten blind an. Kaiser Ferdinand II., sein Nachfolger, wurde von Jesuiten erzogen. Innerhalb kürzester Zeit beseitigte er den Protestantismus in seinem Herrschaftsgebiet. Es war ein offenes Geheimnis, dass der Jesuitenpater Wilhelm Lamormaini die Politik des Kaisers bestimmte. Jesuiten waren die treibende Kraft bei der Auslösung und Fortführung des Krieges. Lara ärgerte sich, dass sie den Gesprächen ihrer Eltern nicht öfter zugehört hatte. Sie hatte die Zeit lieber mit ihrem Zwillingsbruder Georg verbracht. Wehmütig dachte sie an sein heiteres Wesen und die gemeinsam verbrachte Zeit zurück. Trotz seiner Vorbehalte gegenüber den Jesuiten hatte ihr Vater ihn in deren Obhut gegeben.

Der Soldat holte sie in die Gegenwart zurück, indem er an das begonnene Gespräch anknüpfte.

„Versuch nicht, den Fürsten in Schutz zu nehmen. Es ist eine typisch deutsche Krankheit, seinen Herren in Schutz zu nehmen und sein Verhalten durch Dritte zu entschuldigen. Das ist verkehrt, denn der Fürst trifft die Entscheidung, nicht der Beichtvater! Niemand zwingt ihn dazu. Und er weiß ganz genau, was er macht. Weltliche und geistliche Herrscher ziehen an einem Strang und

profitieren voneinander. Meine Mutter würde sagen, es ist alles eine Wichse."

„Das hat meine auch immer gesagt", erwiderte Lara. „Trotzdem ist die Schuld der Jesuiten nicht von der Hand zu weisen. Ich weiß, wovon ich rede, und ich weiß, was innerhalb des Ordens vor sich geht."

Der Soldat musterte Lara mit einem zweifelnden Blick.

„Na, nimmst du da den Mund nicht ein bisschen zu voll?"

„Tu ich nicht. Mein Zwillingsbruder wurde von Jesuiten erzogen und hat es bis zum Jesuitenpater gebracht."

Die Erregung des Soldaten wurde immer offenkundiger. Er konnte sich nur noch schwer beherrschen.

„Du hast einen Zwillingsbruder? Heißt der Georg?"

Nun lag der Überraschungseffekt auf der Seite des Mädchens.

„Du kennst meinen Bruder? Aber woher?"

„Bist du eine geborene von Osterwald?", hakte er nach.

„Ja, woher weißt du das?"

Der Soldat konnte nicht mehr an sich halten. Er sprang auf.

„Ich bin Hartmut von Osterwald. Und wenn mich nicht alles täuscht, bist du meine Schwester."

Das Mädchen wirkte wie angewurzelt. Stumm schaute sie den Feldwebel an. Ihr Gesicht begann sich zu verformen. Dabei zeigte es nach und nach die unterschiedlichsten Gefühlsregungen. Dann öffnete sich ihr Mund und ein Freudenschrei war zu hören. Mit dem Freudenschrei kam auch die Bewegung in ihre Glieder zurück. Sie sprang ebenfalls auf und fiel ihrem Bruder um den Hals. Fassungslos rang sie stammelnd nach Worten.

„Ich dachte, du wärst tot. Man erzählte, du wärst in der Schlacht bei Jankau gefallen."

„Bin ich nicht. Oder könnte ich dann lebendig vor dir stehen?"

„Das gibt es doch nicht. Lass dich mal anschauen. Ich kenne dich ja gar nicht. Ich war ja noch ein kleines Kind, als du fortgegangen bist."

„Du und Georg, ihr wart drei Jahre alt."

Lara ging ein paar Schritte zurück und bestaunte ihren großen Bruder. Der wurde plötzlich still und setzte sich wieder nieder ins Gras. Ein trauriger Schatten legte sich über seine Augen. Seine Schwester bemerkte natürlich den abrupten Stimmungswandel.

„Was ist los? Habe ich etwas falsch gemacht?“

„Nein, nein Lara. Es ist alles in Ordnung. Mir ist bloß gerade etwas bewusst geworden.“

„Und das wäre?“

„Dass Vater und Mutter tot sind. Du erwähntest es vorhin nebenbei.“

Nun war es umgekehrt und Lara nahm ihren Bruder tröstend in den Arm.

„Da habe ich gar nicht dran gedacht. Ich habe Freudentränen, während du etwas ganz Schreckliches erfahren hast. Das ist grausam. Es tut mir leid!“

„Ich schon in Ordnung. Ich habe so viel erlebt. Ich werde auch damit klar kommen. Lenk mich ein bisschen ab und erzähl mir etwas von Georg. Wie geht es ihm? Was macht er so? Wieso hat Vater ihn ins Jesuitenkolleg geschickt?“

Lara antwortete nicht sofort. Sie ergriff die Hand ihres verloren geglaubten Bruders und drückte sie fest.

„Auch Georg ist tot! Er ist Anfang des Jahres gestorben.“

Hartmut schaute betroffen auf das vorbeifließende Wasser. Was war das für ein Gott, der all diese Grausamkeiten zuließ?

„Da überlebt mein Bruder den Krieg und kurz nachdem er vorbei ist, stirbt er. Was für eine Ungerechtigkeit! Wer kann da noch an einen Gott glauben. Warum lässt er das alles zu?“

„Das Gleiche könnte Gott dich fragen“, gab Lara kurz zurück.

Nach einigem Überlegen musste er seiner Schwester innerlich zustimmen.

„Leider hast du Recht. Gott hat die Menschen nach seinem Abbild geschaffen und sie sind für all das Unglück auf der Welt verantwortlich, nicht er. Woran ist Georg gestorben? Als Jesuit wird er doch alles gehabt haben, was er zum Leben brauchte.“

Lara zögerte. Sollte sie ihrem Bruder die nächste harte Nachricht einfach so um die Ohren hauen?

„Lass mich erst ein wenig ausholen. Mutter war, wie du weißt, sehr gläubig. Über die Messe hatte sie Kontakt zu den Jesuiten bekommen. Vater und Mutter wussten um den Einfluss der Jesuiten auf den Fürsten und erhofften sich durch Georgs Eintritt in den Orden eine Verbesserung ihrer Situation. Mutter hatte den Gedanken an Vater herangetragen[164]. Es hat aber, wie ich es dir ja schon gesagt hatte, nichts gebracht. Als ich Georg nach einem Jahr das erste Mal wieder zu Gesicht bekommen habe, war er ein anderer Mensch. Er benahm sich zwar so wie immer, aber irgendetwas stimmte nicht. Seine Herzlichkeit war weg. Er war so distanziert uns gegenüber. Und wenn er sich unbeobachtet glaubte, wirkte er nachdenklich und zweifelnd auf mich. Einmal habe ich ihn sogar nachts weinend Selbstgespräche führen hören. Heute weiß ich, warum, denn er hat mir Ostern letzten Jahres all seine Sorgen und Probleme anvertraut. Deswegen meinte ich vorhin auch zu dir, dass ich darüber Bescheid weiß, was im Jesuitenorden vor sich geht. Ich erzähle dir die Details vielleicht ein anderes Mal. Du kannst dir gar nicht vorstellen, durch was für eine Hölle Georg gegangen ist. Von Selbstmordgedanken getrieben, reifte in ihm der Gedanke, den Orden zu verlassen. Ich wollte ihn davon abhalten. Als er mir dann aber immer mehr von den Gepflogenheiten innerhalb des Ordens berichtete, konnte ich es erst gar nicht glauben. Auf jeden Fall habe ich dann angefangen, ihn in seiner Absicht zu bestärken. Er hatte seit Jahren Zweifel an der Richtigkeit seines Tuns. Zu Weihnachten hat er dann auch tatsächlich die Kraft ge-

---

164 „Sie erblickt theoretisch im Weib das gefährliche und giftig minderwertige Geschlechtswesen, um das herum Warnungstafeln aufzurichten sind; praktisch behandelt sie das Weib als das leicht beeinflussbare, willfährige Geschöpf, dessen Ergebenheit hohen Wert für den Orden besitzt.“ (Von Hoensbroech: 14 Jahre Jesuit)

funden, den Orden zu verlassen. Es war wie eine Befreiung für ihn. Die Selbstmordgedanken verschwanden und er schmiedete schon Pläne für sein künftiges Leben. Umso schrecklicher war es, als ich ihn dann vier Wochen später tot aufgefunden habe."

„Mein Gott, Lara. Was hast du alles durchgemacht! Es tut mir so leid, dass ich dir nicht helfen konnte."

„Das ist noch nicht alles, Hartmut. Georg ist nicht eines natürlichen Todes gestorben. Er hat sich aufgehängt."

Wortlos saßen die Geschwister nebeneinander. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Hartmut das Gehörte verarbeitet hatte.

„Aber warum? Ich denke, er war gerade auf dem Weg der Besserung und voller Energie und Lebensfreude."

„Die Frage habe ich mir auch schon tausendmal gestellt. Ich kann sie dir nicht beantworten."

„Kannst du ausschließen, dass es jemand anderes war? Also, kann ihn vielleicht jemand umgebracht haben? Vielleicht die Jesuiten? Vielleicht war er ihnen im Weg und sie befürchteten, dass er etwas ausplaudern könnte."

„Zu hundert Prozent nein! Der Schlüssel zum Zimmer steckte von innen. Es war Selbstmord!"

Hartmut raufte sich die Haare. Er konnte es nicht begreifen. „Wo liegt er begraben?"

Lara zeigte mit dem Finger zum zerstörten Dorf.

„Dort! Auf der anderen Seite des Dorfes."

Harmut schaute in die angegebene Richtung.

„Ich würde das Grab gern sehen."

„Komm mit! Ich zeig es dir."

Die beiden standen auf und machten sich auf den Weg.

Unterwegs wollte Hartmut mehr über seinen toten Bruder wissen.

„Und was war so schlimm für ihn im Jesuitenorden?"

„Sie haben versucht ihn zu brechen."

„Ja, das kenne ich vom Militär. Es ist ein leidiges Thema. Aber erst die körperliche Züchtigung lässt einen Menschen zum willen-

losen Werkzeug des Vorgesetzten werden. Gerade im Krieg ist das absolut notwendig. Nur ein Soldat, der ohne Nachdenken Befehle ausführt, ist ein wirklich guter Soldat."

„Aber Jesuiten sind keine Soldaten", gab Lara zu bedenken.

„Doch! Sie sind Soldaten des Papstes. Sie wirken allerdings auf einem anderen Schlachtfeld, das weitaus unberechenbarer und heimtückischer ist, als das des Krieges. Aber lass uns über Georg sprechen. Er hat sich anscheinend nicht brechen lassen?"

„Nein, es ist stets ein Restzweifel in ihm geblieben, der ihn gerettet hat. Ich kann die ganzen Scheußlichkeiten, die der Orden Erziehungsmethoden nennt, gar nicht alle anführen. Es geht darum, die Kontrolle über die Kinder zu bekommen. Einschüchterungen, die Abtötung der eigenen Gefühlswelt, die totale Überwachung, unbedingter Gehorsam, Zufügung von seelischen Schmerzen, rituelle Verhaltensweisen und was weiß ich noch alles, gehören zum Programm. Wer das durchgemacht hat, ist anschließend fast zwangsläufig seelisch tot. Anders würde man das Leben wohl kaum aushalten. Georg erzählte mir von Mitbrüdern, die eine regelrechte Lust entwickelten, jüngere Mitschüler zu quälen, zu missbrauchen und zu unterdrücken[165]. Er selbst wurde in seiner

---

165 Für diese Art der Erziehungsmethoden wurde der Begriff „Schwarze Pädagogik eingeführt. Dieser Kindesmissbrauch wurde in den folgenden Jahrhunderten gerade in katholischen Anstalten immer weiter praktiziert. Kirchliche Heime, Schulen, Internate, Kinderchöre versuchten, so ihre Schützlinge zu besiegen und zu willigen Werkzeugen Gottes zu machen. Aber auch sämtliche politische Ideologien haben die Möglichkeiten der Schwarzen Pädagogik erkannt und versuchten und versuchen stets, die Erziehungsgewalt über die Kinder zu bekommen. In staatlichen Einrichtungen und staatlichen Organisationen wurden die Kinder mal mehr, mal weniger gebrochen. Aktuell werden in den westlichen Ländern Kinder ab einem Jahr in staatlichen Einrichtungen fremd erzogen und nicht von ihren Eltern, wie es Mutter Natur vorsieht. Und natürlich werden die Kinder

Unterkunft als Kind mehrmals vergewaltigt. Doch das Schlimmste für ihn war wohl dieses hilflose Ausgeliefertsein. Er konnte sich all die Jahre niemandem anvertrauen aus Angst davor, ans Messer geliefert zu werden."

„Das ist ja schrecklich! Grauenhaft! Und trotzdem hat er es geschafft, sich von diesen Ungeheuern zu befreien. Er muss außergewöhnliche Veranlagungen gehabt haben. Wäre ich nur nicht in den Krieg gezogen. Vielleicht hätte ich ihm helfen können und er würde jetzt noch leben."

„Vielleicht. Wer weiß das schon?"

Die beiden hatten mittlerweile den Dorfrand erreicht und blieben kurz stehen. Zu Laras Füßen landete ein weiterer Maikäfer.

„Na, bist du der gleiche wie vom Bach vorhin? Hast du mir meinen Bruder geschickt? Das war sehr lieb von dir."

Hartmut lächelte.

„Du bist Mutter nicht nur vom Äußeren her sehr ähnlich. Auch sie war sehr naturverbunden."

„Danke. Hast du schon eine Bleibe für die Nacht?"

„Wo sollte ich die her haben. Unsere Güter gehören ja nun offensichtlich dem Jesuitenorden, wenn ich dir richtig zugehört habe."

„Ja, aber eine Unterkunft dürfte kein Problem sein. Es stehen unzählige Häuser leer. Willst du dir deine alte Heimat anschauen?"

„Sehr gern."

---

auch hier wieder traumatisiert. Im Rahmen der Gender-Ideologie werden ihnen Holzpenisse vorgesetzt oder Rollenspiele von ihnen verlangt. Auch Sexualbegriffe wie „Schlucken" müssen gelernt werden. Diese Schockerlebnisse, von Dr. Hamer DHS genannt, führen bei vielen Kindern zu sexuellen Revierkonflikten und zerstören deren Seelen. Dank Dr. Hamer sind die Folgen dieser Indoktrinierung nun bekannt und überprüfbar, was dazu führen wird, dass Kinder in Zukunft wieder so aufwachsen werden, wie es Mutter Natur vorsieht: Frei und ungebunden und im Schutz der Familie.

„Dann lass uns weitergehen.“

Nach etwa zweihundert Metern standen sie in der Mitte des Dorfes auf einer Erhöhung unter einer großen Linde. Es war der alte Versammlungsplatz des Dorfes. Hartmut sah sich das Ausmaß der Verwüstungen an. Schon als er fortgezogen war, war vieles zerstört gewesen. Nun, fünfzehn Jahre später, hatte die Situation sich natürlich nicht verbessert. Lara schien seine Gedanken zu erahnen.

„Guck dir diese katastrophalen Zustände an. Was wollen wir tun?“, fragte sie traurig.

„Das, was wir seit Jahrhunderten in solchen Fällen gemacht haben und was wir am besten können.“

„Und das wäre?“

„Wieder aufbauen und etwas besser machen! Was für ein sinnloser Mist! Und warum ist das alles kaputt? Um des lieben Friedens willen.“

Hartmut musste sarkastisch lachen. Er warf einen Stein durch das zersplitterte Fenster eines verfallenen Bürgerhauses.

„Wie meinst du das?“, wollte Lara wissen.

„Wie ich es sage. Jeder religiöse Führer begründet die Notwendigkeit des Streites damit, den Frieden wiederherstellen zu müssen. Krank, oder etwa nicht?“

„Sehr krank!“

„Aber im Grunde geht es ihnen nur um Macht und die Aufrechterhaltung ihres Unrechtsystems. Und das nun schon seit Jahrhunderten.“

„Seit Jahrhunderten? Bist du dir da sicher?“

„Nimm es einfach so hin. Es ist immer dasselbe Theater, das vor unseren Augen aufgeführt wird, nur dass sich die Kleidung und die Darsteller ändern.“

„Aber dann müssen wir es ändern!“

„Das haben schon so viele vor dir versucht. Das Ergebnis war immer das Gleiche: unendliches Leid, Krieg, Mord und Totschlag mit dem Ergebnis der zeitweiligen Befreiung, bis das Spiel wieder von vorne losging.“

„Aber es muss doch eine Möglichkeit geben, diesen Wahnsinn zu beenden."

„Die gibt es. Und die heißt Rumpelstilzchen!"

„Rumpelstilzchen?"

„Wenn du die Ursache des Übels weißt und erkennst, ist die Lösung nicht mehr weit."

„Nun, lieber allwissender Bruder, was ist das Rumpelstilzchen in diesem Fall?"

„Es sind zwei Rumpelstilzchen! Jede Christianisierung, egal in welchem Land sie bisher passierte, geht mit durch die Kirche eingeführten Veränderungen einher. Dies sind die Einführung des Zinssystems und die Enteignung des Volksbodens. Es sind die beiden Rumpelstilzchen, auf denen sich ihre Macht gründet. Die Religion ist dabei nur Mittel zum Zweck, quasi eine Art Ablenkung von der Wahrheit. Nimm den Priestern diese beiden Grundpfeiler und ihre Macht ist gebrochen. Die Menschen werden frei."

„Das werden sie sich aber nicht gefallen lassen. Und es wird erneute Kriege geben."

„Krieg ist der falsche Weg und ändert nichts. Das haben die letzten Jahrhunderte gezeigt. Es muss eine seelische Befreiung her. Erst dann kann man die Ursachen allen Übels erkennen."

„Und gegen den Feind vorgehen."

„Ich weiß nicht. Ich glaube, es ist besser, wenn man ihn einfach nicht beachtet. Gehst du gegen ihn vor, bekommt er nur wieder Aufmerksamkeit, aus der er seine Energie bezieht. Du stärkst ihn, indem du dich schwächst."

„Diese seelische Befreiung, von der du sprichst, setzt aber voraus, dass man die Seele der Menschen entschlüsselt und die Angst aus ihren Köpfen bekommt."

„Tja, was soll ich denn jetzt noch sagen. Es scheint ein aussichtsloser Kampf zu sein, denn wie soll man die Seele eines Menschen entschlüsseln? Das kann nur Gott."

„Aber Gott ist in dir und in jedem anderen Menschen auch. Das hast du vorhin selber gesagt. Das bedeutet, dass es möglich ist, die Seele zu entschlüsseln."

Hartmut staunte. Er schöpfte Hoffnung.

„Du bist eine! Weißt du, wenn ich in der Geschichte so zurückschaue, fällt mir etwas auf. Es gab in unserem Volk immer mal wieder große Männer, die für unsere Befreiung gesorgt haben. Wusstest du, dass dies bereits der dritte dreißigjährige Krieg Roms gegen die deutschen Stämme ist?"

„Wirklich?"

„Ja! Und Rom hat es in 1500 Jahren nicht geschafft, diesen Freiheitsdrang zu besiegen. Manchmal denke ich, dass er auch gar nicht besiegt werden kann, sondern lediglich seine zeitweise Überlagerung durchführbar ist. Vielleicht kommt in Zukunft wieder so ein Befreier vorbei und ihm gelingt das, was seinen Vorgängern verwehrt geblieben ist. Vielleicht gelingt es jemandem irgendwann, die Seele zu entschlüsseln. Das Erkennen der Ursachen der Versklavung würde möglich werden und damit der Weg frei für eine neue Zeit."

Lara stimmten die Worte ihres Bruders froh. Ihr Tatendrang wurde geweckt und Lust darauf, etwas zu tun, kam in ihr auf.

„Dann lass uns anfangen."

„Anfangen? Womit?"

„Wir sind nicht zufällig hier. Vater und Mutter haben sich bewusst dafür entschieden, uns in diese Welt zu setzen. Genau wie ihre Eltern davor. Die Kette geht zurück bis hin zum Anbeginn der Zeit. Wir sind das vorläufige Ende dieser Kette."

„Und?"

„Solange der zukünftige Held noch nicht da ist, machen wir das, was wir am besten können und was unsere Ahnen all die Jahrhunderte hindurch auch gemacht haben: wieder aufbauen und es verbessern. Es waren deine eigenen Worte vorhin."

„Aber sie waren nicht ernst gemeint."

„Doch, sie sind sehr ernst. Sie sind das Erbe unserer Eltern und entsprechen unserer Art. Mutter Natur wird sich schon etwas dabei gedacht haben. Und wenn es nur darum geht, dass es unseren Nachkommen einmal besser geht als uns. Eine Besserung der Lebensumstände wird es ihnen mit Sicherheit leichter machen, über Gott und die Welt nachzudenken. Und irgendeiner wird dann hoffentlich den Spuk beenden und, wie du es sagst, das Seelenleben entschlüsseln.“ Lara gab ihrem Bruder einen Klaps an die Schulter. „Lass uns die Steine nach Größen sortieren. Komm!“

Hartmut zögerte. „Du meinst es wirklich ernst, was? Wo willst du denn anfangen?“

Lara bückte sich, hob einen Stein auf und drückte ihn ihrem Bruder in den Arm.

„Hier! Mach hin und bring ihn zu dem Schauer dort, wo die Krokusse blühen. Wir bauen das Dorf wieder auf.“

Hartmut war erst sprachlos. Dann fing er an zu lachen. Die Zuversicht seiner Schwester sprang auf ihn über.

„Hör auf zu lachen und beweg dich! Was stehst du noch da wie angewurzelt? Eine lange Reise beginnt mit dem ersten Schritt.“

Sie schubste ihn ein weiteres Mal, woraufhin er ein paar Schritte vorwärts ging. Lara hob erneut einen Stein auf.

„Tradition heißt nicht Asche hüten, sondern das Feuer schüren[166]. Also los! Es wird ein langer Weg werden, aber er wird sich lohnen!“

---

166 Zitat von Jean Jaurès, 1859-1914, einem französischer Historiker.

Der lange Weg

Arminius, der stolze Germane, der freie Ahne
Wanderte durch seiner Eltern Land.
Die Not war groß, viel Leid und Tod
Ließen ihn zweifeln an Gottes Verstand.
Seine Seele litt mit den Gequälten mit,
Er fachte das Feuer der Befreiung an.
So ging es hin und kam es wieder,
Flammte auf und lag darnieder.

Weking, der stolze Germane, der freie Ahne
Wanderte durch seiner Eltern Land.
Die Not war groß, viel Leid und Tod
Ließen ihn zweifeln an Gottes Verstand.
Seine Seele litt mit den Gequälten mit,
Er fachte das Feuer der Befreiung an.
So ging es hin und kam es wieder,
Flammte auf und lag darnieder.

Bis der Eine dann erschien,
Der herausfand Gottes Sinn.
Wenn wir diese Entdeckungen nicht begreifen,
Wird es weiter brennen und weiter weichen.

Dr. Hamer, der stolze Germane, der freie Ahne
Wanderte durch seiner Eltern Land.
Die Not war groß, viel Leid und Tod
Ließen ihn entschlüsseln Gottes Verstand.
Seine Seele litt mit den Gequälten mit,
Er fachte unser glückliches Dasein an.
So ging er hin und kam nie wieder,
Wir haben begriffen und knien dankbar nieder.

Werner von der Mühle

Gesetze der Freiheit

Das Scheitern Roms an Germanien

Werner von der Mühle

Gesetze der Freiheit

Der Germanische Geist